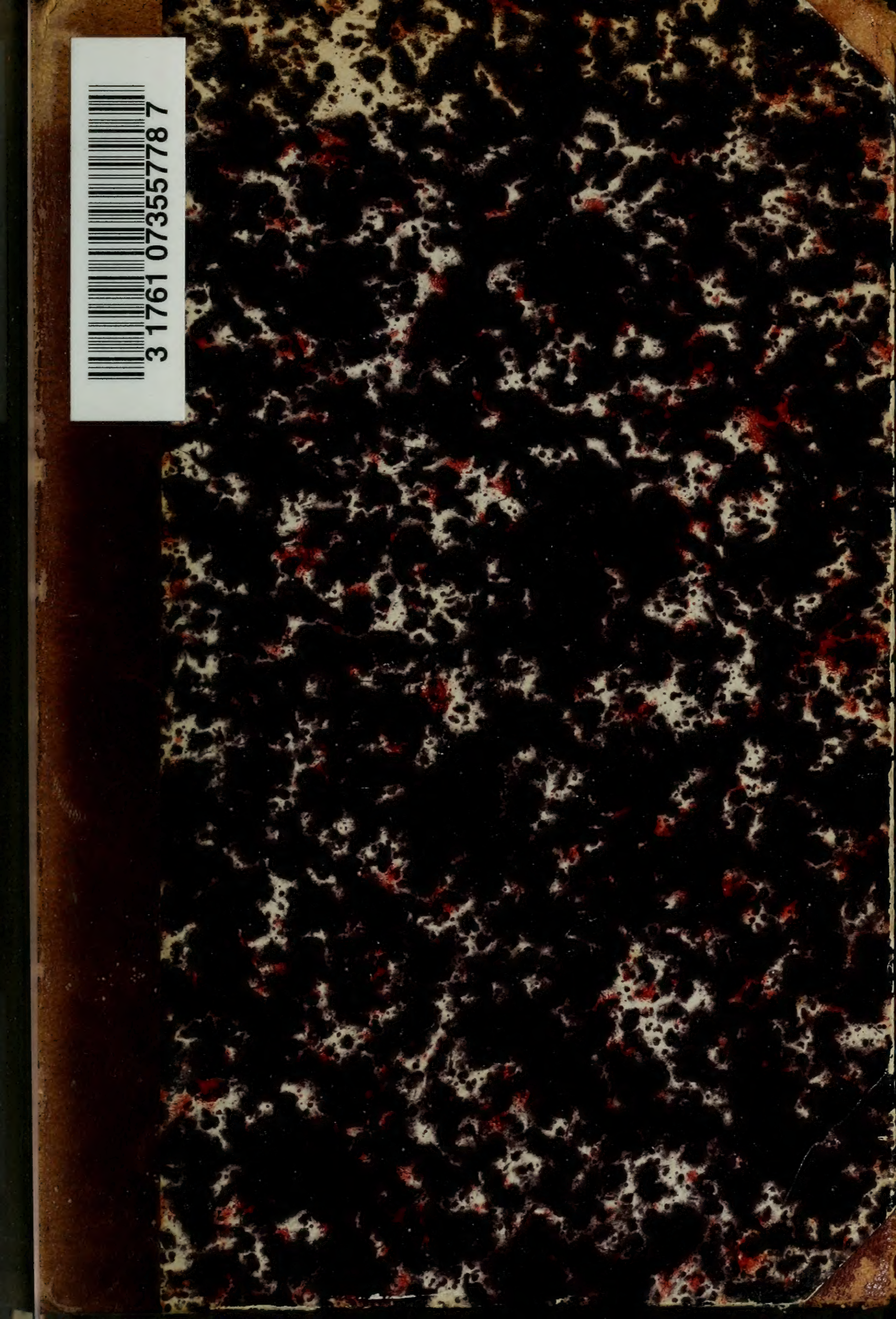
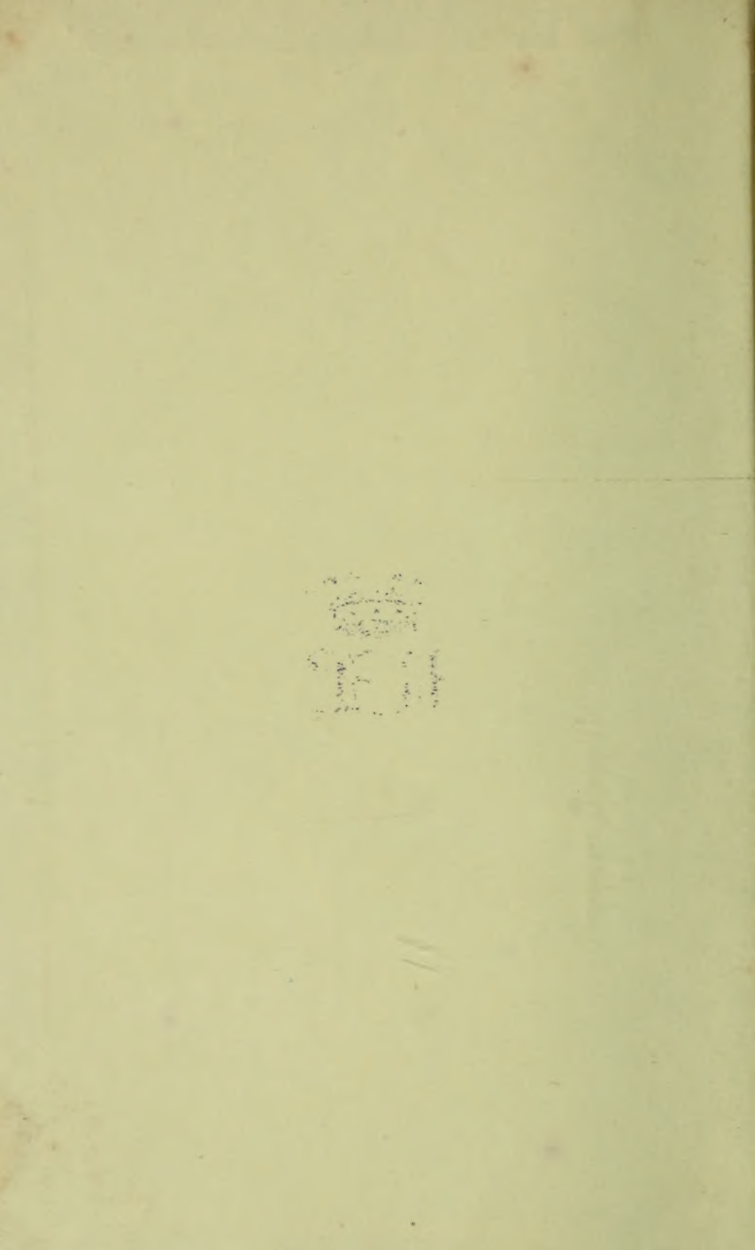






V.

Hoch am Tage.

Mozart.

Ein Künstlerleben.

Cultur-historischer Roman

von

Heribert Rau.

Fünfter Band.

Frankfurt a/M.
Verlag von Meidinger Sohn & Comp.
1858.

Inhalt.

V. Hoch am Tage.

Schatten und Licht.

„Stanzerl! .... Herzensweibchen! .... noch'n Busserl zum Abschied!“ — rief Mozart seiner allerliebsten Frau zu. Ich muß zum Abbate, ... der Gedanke an die neue Oper läßt mir keine Ruhe!“ — und er eilte auf sie zu, umschlang sie mit seinem Arm, drückte ihr einen herzhaften Kuß auf die Wange, noch einen zweiten auf die frischen Lippen, und .... lief davon.

Mozart war jetzt bereis fünf Jahre verheirathet: denn „die Entführung aus dem Serail,“ — respective: „die Entführung aus dem Auge Gottes“ datirten sich von 1782, und jetzt — schrieb die Welt 1787. Aber diese fünf Jahre waren — wenigstens in ehelicher Beziehung — recht glückliche gewesen. Er hatte sie mit Constanzen vergnügt verlebt und ihre gegenseitige Liebe stand in schönerer voilerer Blüthe, denn je.

Warum sollte dies aber auch nicht sein? Fand denn nicht Mozart in seiner Constanze, was er gesucht: ein gutes, liebevolles Weib, das sich an seine Gemüthsart, an seine kleinen Eigenheiten vortrefflich anzuschmiegen, in sein ganzes Wesen vollkommen einzugehen wußte? Dadurch aber gewann Constanze auch wieder sein ganzes Zutrauen und jenen wohlthätigen Einfluß, der oft mit liebevoller Besorgniß die gewaltigen Flügelschläge des — hie und da auch abirrenden — Genies zu bewältigen wußte. Freilich gelang dies nicht immer; aber da er sie wahrhaft liebte, ihr Alles, selbst seine kleinen Sünden, anvertraute, so war Constanze meist so klug, ihren Mann für das zu nehmen, was er war, — für einen außergewöhnlichen, bedeutenden Menschen, dessen Wesen .... dessen Denken, Fühlen und Handeln nicht mit dem kleinlichen, nur für Alltagsmenschen passenden Maßstabe gemessen werden konnte.

Und mußte sie ihm denn nicht vergeben, mußte sie nicht immer wieder gut sein, wenn er sich auch einmal von seiner, durch ungeheures Arbeiten nervös gesteigerten Lebhaftigkeit und Sinnlichkeit hatte hinreißen lassen? er war ja auf der anderen Seite wieder so unendlich gut, so aufmerksam, so liebevoll!

Für gewöhnlich hatte denn auch Frau Constanze so viel richtigen Takt, so viel Geist und Lebenserfahrung, sich zu der Höhe zu erheben, auf welcher ihr Gatte sich in geistiger und künstlerischer Beziehung bewegte, — sich in ihn hinein zu denken. — Ihre herzliche, innige und treue Liebe lieh ihr dazu die Schwingungen; — aber eben diese auf-

richtige Liebe sah auch, gerade weil sie innig und aufrichtig war, dem allzukecken Fluge ihres genialen Mannes oft mit großer Besorgniß nach. Nicht, als ob sie auch nur im Entferntesten gefürchtet hätte, ihr geliebter Amadeus könnte jemals wirklich ausarten, — wohl aber aus Sorge für seine Gesundheit und sein Leben.

Seit er verheirathet war, arbeitete Mozart ja — wo möglich — noch mehr als zuvor. Die unselige Gewohnheit, Nachts zu componiren, — von welcher einst schon Cannabich in Mannheim gesagt, daß sie ihn, wenn er sie nicht aufgebe, keine vierzig Jahre alt werden lasse — hatte sich noch gesteigert. Morgens ward dann im Bett ausgearbeitet. War das geschehen, so ging von 10 Uhr die Jagd mit dem Stundengeben an; denn .... vor allen Dingen mußte ja der Schornstein rauchen, da man Frau und bereits auch Kinder hatte! Die Runde seiner Lectionen zu machen, war aber in Wien keine Kleinigkeit und nahm oft auch noch einige Nachmittagsstunden, sammt der so nöthigen Geduld und frohen Laune weg.

Ach! Mozart fühlte nur zu gut und zu schmerzlich, was sein großes Genie in dieser Zeit für Mit- und Nachwelt hätte schaffen können, wenn ihn eine, seiner würdigen, Anstellung über die Sorgen des Lebens erhoben hätte. Aber auch Kaiser Joseph, der ihn so sehr liebte und schätzte, ließ ihn — Dank den Intriguen seiner Feinde — unangestellt.

Und wenn er nun: durch Stundengeben, sonstige Be-

rufsarbeiten, Akademien, Proben und dergleichen, abgemüdet, bis zum Umsinken erschöpft, geärgert, gelangweilt und nervöse abgespannt nach frischem Athem, nach Erholung und Aufheiterung schmachtete, ward den erschlafften Nerven häufig nur in neuer Aufregung eine scheinbare Stärkung vergönnt. Ueberreiz folgte auf allzu große Abspannung. Wein, Punsch, tolle Lustigkeit bis an den Morgen sollte das Uebel gut machen — ach! und die arme Constanze, die mit dem ruhigen, klaren Blick einer verständigen Frau dies Treiben sah, bemerkte nur zu gut, wie des geliebten Mannes Gesundheit dadurch immer angegriffener wurde, — wie er dies selbst oftmals fühlte und ihn dann eine tiefe Schwermuth überwältigte, die sich bis zu den finsteren Ahnungen eines frühzeitigen Todes steigerte.

Da kamen freilich gar manchmal auch, wenn die junge Frau vergeblich gewarnt und gemahnt und Mozart sich doch wieder von den Freunden und dem Aufschrei seiner nach Lebensluft dürstenden Seele hatte verleiten lassen, eine Nacht durchzuschwärmen und allerdings auch bei weitem mehr auszugeben, als in seiner Lage vernünftig war,— da kamen, sagten wir, denn freilich auch gar manchmal recht peinliche häusliche Scenen vor. Aber die Vernunft und die Liebe glichen doch immer wieder alles aus. Mozart konnte an seiner guten, theuren Stanzerl kein verweintes Auge sehen. Der leiseste Schmerz, der sie traf, machte ihn völlig unglücklich. Betroffen und bewegt, verwünschte er dann aufrichtig seine schlimmen Gewohnheiten,

versprach auch das Beste .... ja oft noch weit mehr, als sein treues Weib verlangte; .... aber .... kann denn der Mensch sein innerstes Wesen abstreifen, wie die Schlange die Haut? Mozart war eben Mozart, blieb es, und erkaufte dieses stolze und doch schmerzliche Glück .... mit .... der Erfüllung seines Geschickes!

Im Ganzen blieb aber der kleinen jungen Frau doch stets ein guter Muth und ein heller Blick, und mit der Zeit war sie schon froh, wenn sie es mit Scherz und Laune, oder durch Bitten und Schmeicheln dahin brachte, daß Mozart den Thee an ihrer Seite trank, sich seinen Abendbraten daheim schmecken ließ und dann nicht mehr ausging.

Wären nur zwei Dinge nicht gewesen: Mozart's Feinde und Neider .... und dann .... die elenden Nahrungssorgen! Um letzteren bei seinen unbedeutenden Bedürfnissen und Ausgaben zu entgehen — die ihm oft, bei seiner Freigebigkeit und unbegränzten namenlos mißbrauchten Gutherzigkeit, über den Kopf wuchsen — mußte eben, wie schon erwähnt, riesenhaft gearbeitet werden. Wie viel arbeitete er zum Beispiel, ohne einen Kreuzer dafür zu nehmen, aus bloßer Gefälligkeit für Bekannte! Wie viel mehr für seine Freunde! Wie oft verwendete er sich mit der größten Aufopferung für arme reisende Virtuosen; denn die Geschichte mit Lange hatte ihn nicht klug gemacht. Wie oft componirte er für sie Concerte, von welchen er nicht einmal die Abschrift behielt, damit sie unter gutem Vorurtheil auftreten, und Unterstützung finden könnten. Wie oft theilte er mit ihnen Wohnung, Tisch

und Geld. Wie zahllos ward er benutzt, ausgezogen und betrogen. Und doch verlor Mozart nie den Glauben an die Menschen. Wie ein gutes aber unerfahrenes Kind nahm er alle Welt für so gut, als er war. Und selbst wenn er sich hintergangen und mit dem schnödesten Undanke belohnt sah, dauerte sein Unwille doch nur Minuten, dann war schon wieder alles vergessen.

Da sah es denn freilich oft unendlich traurig, ja zum Verzweifeln in seiner Kasse aus, so daß ihn z. B. einst, als er mit seiner jungen Frau eine kleine Reise machen wollte, einer seiner Schuldner am Wagen zurückhielt und nicht fortließ, bis er, mit der größten Noth, die dreißig Gulden aufgebracht, die er jenem schuldete. Und Andere? .... Andere schuldeten ihm Hunderte von Gulden und **bezahlten ihn nie!**

Und seine Feinde? — Seit dem Jahre 1782 hatte er des Herrlichen wieder viel geschaffen.

Vor allen Dingen glänzten unter den Schöpfungen dieser Zeit sechs wundervolle Quartette, die er seinem hochverehrten und lieben Freunde, seinem Muster und Vorbilde, Joseph Haydn, gewidmet. Sie waren vortrefflich und Haydn selbst sagte zu Mozart's Vater, der damals gerade zum Besuche in Wien war: „Ich sage Ihnen vor Gott und als ein ehrlicher Mann, daß ich Ihren Sohn für den größten Componisten anerkenne, von dem ich je gehört habe."*)

---

*) Sei Quartetti per due Violini, Viola, e Violoncello. Com-

Aber wie begeistert verehrte auch wieder Mozart seinen lieben Haydn! Hier ein Beispiel davon:

Unter den Componisten Wiens befand sich auch ein thätiger Mann, der nicht ohne Einfluß und in so fern auch für Mozart von Wichtigkeit war. Er hieß Kotzeluch und gehörte zu den Menschen, die da glauben, die eigene Größe könne nicht besser befördert werden, als wenn man fremde Größen herabsetze. Wo er konnte, suchte er daher Haydn's Ruhm zu schmälern.

Wunderbarer Weise glaubte nun Kotzeluch an Mozart einen ebenso bereitwilligen Verbündeten zu finden, um Haydn zu schaden. In dieser Absicht brachte er ihm häufig Quartetts und Symphonien von Haydn, und machte mit triumphirender Miene auf einige jener kleinen grammatikalischen Vergehen aufmerksam, welche das Ohr beinahe nie bemerkt, wie verdeckte Quinten zum Beispiel, die aber nichts desto weniger in den Bereich der pedantischen Kritik gehören.

Die Jagd auf Quinten war nämlich eine Leidenschaft des vergangenen Jahrhunderts. Ein geübter Quintenjäger konnte überall welche entdecken. Es gab deren offene und verborgene; einige, welche man nur sehen, andere, die man nur hören konnte; wieder andere, welche weder für das Ohr, noch für das Auge bemerklich waren, sogenannte

---

posti e dedicati al Signor Giuseppe Haydn, Maestro di Capella di S. A. il Principe d'Esterhazy etc. etc. Dal suo Amico W. A. Mozart. Opera X. In Vienna presso Artaria et Co.

Einschiebsquinten, also eingebildete Quinten. Mozart, der diese lächerliche Pedanterie von Herzen verachtete, suchte Anfangs, — da Herr Kotzeluch ihm sehr nützen aber auch schaden konnte und auf der anderen Seite manches Verdienst besaß — seinen kritischen Bemerkungen auszuweichen; als er aber sah, daß sie der einzige Zweck seiner gar za häufigen Besuche waren, konnte er nicht mehr länger an sich halten, und sagte ihm eines Tags geradezu: „Herr, wenn man uns beide zusammenschmilzt, wird noch lange kein Haydn daraus!"

Dieser Ausfall befreite ihn zwar von einem Zudringlichen; dagegen hatte er nun wieder einen erbitterten Feind mehr!

Die Annalen der Kunst bieten wenige Beispiele, welche den Stand des Künstlers so sehr ehren, und auf die edelste Art die wahre Ueberlegenheit des Talentes charakterisiren, als die beständige und ergebene Freundschaft, welche zwischen den beiden größten Musikern der Welt bestand. Die hohe Achtung, die sie stets gegenseitig für einander aussprachen, und, mehr als Alles dies, die zwischen ihnen bestehende gegenseitige Belehrung: Mozart erklärte von Haydn gelernt zu haben, wie man Quartette mache, und Haydn, daß er von dem Universal-Musiker — Mozart das gelernt habe, wodurch er im Stande gewesen sei, später seine letzten großartigen Symphonien zu schreiben. *) Michael Haydn **) — Joseph Haydn's

---

*) Oulibicheff: I. Thl. Seite 207 u. 208.

**) Steht als Organist, Kirchen-Componist und als Meister des

Bruder — sollte auf höheren Befehl Duetten für Violine und Viola schreiben. Er konnte dieselben aber zur bestimmten Zeit nicht liefern, weil ihn eine heftige Krankheit befallen hatte, die ihn auch nachher noch länger als man es vermuthete, zu aller Arbeit unfähig machte. Von Oben fand dieser traurige Zwischenfall freilich keine Rücksicht, ja man drohte ihm sogar, mit Einziehung seiner Besoldung.

Was that nun Mozart, als er dies hörte? Schweigend setzte er sich nieder und schrieb für den betrübten von Leiden und Sorgen niedergebeugten Freund mit so unausgesetzter Rastlosigkeit, daß die Duette in wenigen Tagen vollendet waren und unter Michael Haydn's Namen eingereicht werden konnten. *)

Welch' liebenswürdiger Zug in dem Charakter unseres Helden!

Aber Joseph Haydn, Mozart, den Abt Stadtler **) und Albrechtsberger ***) umschloß auch ein Freundschaftsband, das sich auf die edelste Zuneigung und

---

Contrapunktes musterhaft da. Seine Seele war nur auf das Großartige der Religion gerichtet, er theilte daher auch den naiven Humor seines Bruders nicht. Als Capellmeister zu Großwardein und später Musikdirector in Salzburg componirte er 20 Messen, 114 Graduale, 160 Offertorien 2c. 2c. E. Gollmick: „Handlexicon der Tonkunst."

*) Nissen: Mozart's Leben S. 476.

**) Abt Stadtler: ausgezeichneter Orgelvirtuos und Kirchen-Componist.

***) Albrechtsberger: Kirchen-Componist und Theoretiker. Großer Contrapunktist und Organist.

die herrlichsten Talente gründete, wie die ganze Welt kein ähnliches aufzuweisen hat.

Welch' paradiesisches Leben für Mozart, wenn nur nicht wieder die Schlange gewesen wäre.

Aber die Schlange sollte bald tödtlich stechen. Mozart hatte noch weiter, außer einer Masse Kleinigkeiten, ein Oratorium: „Davidde penitente“ geschrieben und zusammengestellt; dann, auf Kaiser Joseph's Befehl, für ein Fest in Schönbrunn eine Komödie mit Gesang, der „Schauspiel-Director“ ausgearbeitet; aber die bedeutendste Schöpfung jener Zeit war die herrliche Oper: „Le nozze de Figaro,“ — „Figaro's Hochzeit“ — gewesen. Mozart hat kaum etwas Schöneres, und nichts, was schwieriger zu componiren war, geschrieben! Und doch! — „Le nozze de Figaro“ war in Wien nicht durchgedrungen; während eine andere weit, weit schwächere Oper von Martin: „La Cosa rara“ — alle stelle ging und in die Wolken erhoben wurde.

Und wie war dies möglich? Nun die Schlange hatte sich ja lange genug durch den Staub gewunden und an den Stufen des Thrones, in den Boudoirs der Sängerinnen, zu Füßen der Sänger und im Gewühle des öffentlichen Lebens gezischt und ihr Gift ausgestoßen, warum sollte sie nicht endlich dem neuen Messias der Musik in die Ferse stechen?

Salieri — Mozart's Freund — der kleine zierliche Hof-Capellmeister Salieri, den Mozart scherzweise nur Monsieur Bonbonnière nannte, da er, wo er ging und

stand Zuckerwerk aus einer Bonbonnière naschte — dieser schön gestellte, in musikalischer Beziehung recht tüchtige und anerkannte Mann, hatte, wie wir wissen, seit langer Zeit aus Neid und aus Furcht von Mozart — dem Schöpfer der neuen deutschen Oper — brach gelegt zu werden, im Geheimen alle Minen springen lassen, um diesen, seinen gefürchteten Rivalen, zu vernichten. Als nun Salieri erfuhr, daß Mozart durch Kaiser Joseph II. beauftragt sei, jetzt wieder eine italienische Oper über Beaumarchais Figaro zu schreiben, wollte er vor Neid, Angst und Mißgunst vergehen. Da kam ihm ein Zufall herrlich entgegen. Gerade um dieselbe Zeit schrieb ja auch sein Günstling, Vincenzo Martin, — einer der damals beliebtesten Componisten in der älteren italienischen Manier, — eine neue Oper unter dem Titel „La Cosa rara.“ Das war vortrefflich! „La Cosa rara“ mußte triumphiren, — denn von Martin fürchtete der schlaue Italiener nichts, — der „Figaro“ dagegen fallen. So konnte Salieri seinem lieben Freunde, Maestro Mozart, einen furchtbaren Stoß versetzen, ohne sich selbst auch nur im Entferntesten blos zu stellen. Waren doch die italienischen Sänger — durch ihr eigenes Interesse gestachelt — längst für eine solche Schlacht gewonnen; denn auch sie haßten ja Mozart, den Untergraber der italienischen Oper; während sie nicht anstanden Vincenzo Martin zu protegiren, da er ihr gehorsamer Sklave war.

Hierzu kam aber auch noch, dem Publikum gegenüber, etwas sehr Gewichtiges: daß nämlich die Musik zur „Cosa

rara," in welcher sich das Talent eines ganz gefälligen Componisten kundgab, Jedermann sehr leicht in die Ohren fiel; indeß die Musik des „Figaro," durch ihre Gediegenheit, immer bedeutend schwerer zu verstehen war. Während daher Salieri seinem lieben Freunde Mozart ein um das anderemal vor Entzücken über das neue Meisterwerk die Hand drückte und in Lobeserhebungen und Glückwünschen überfloß, lachte er sich an der Spitze seiner Mitverschworenen mit satanischer Schadenfreude in das Fäustchen. Mozart war ja geradezu auf die Schlachtbank geliefert, da er sein Werk einer Gesellschaft anvertrauen mußte, die ihm, vom Capellmeister und Oberdirector an bis zum letzten Sänger und Choristen, den Untergang geschworen hatte. Ohne es zu wissen, gab er sich in die Hände seiner Henker.*)

Sämmtliche italienische Sänger und Sängerinnen befleißigten sich denn auch in der That bei „Figaro's" Aufführung so schlecht als möglich zu singen, ja selbst das Orchester hudelte seinen Theil auf solch' abscheuliche Weise, daß Mozart — Thränen des Zornes und der Entrüstung in den Augen — schon nach den beiden ersten Acten **) in die kaiserliche Loge eilte, den Schutz seiner Majestät anzuflehen.

In der That war denn auch der Kaiser über das Vorgefallene indignirt. Es erging auf der Stelle eine scharfe Zurechtweisung an sämmtliche Mitwirkende. Aber was

---

*) Oulibicheff I. S. 215. III. S. 38—85. Nissen: S. 495.

**) Bekanntlich hatte diese Oper, die jetzt meist in zwei Acten gegeben wird, deren vier.

half es, daß nun der übrige Theil der Oper ein wenig besser ging. Der Schurkenstreich war geglückt. Das Publikum blieb kalt; — „Figaro's Hochzeit“ — dies wundervolle Meisterwerk, das jetzt — nach mehr denn 60 Jahren — noch eine Lieblingsoper der ganzen civilisirten Welt ist, fiel und konnte sich in Wien lange Zeit von seinem Falle nicht erholen. Mozart, außer sich vor Schmerz und Unwille, schwur: Nie wieder eine Oper für Wien zu schreiben!

Aber Wien ist ja nicht die Welt! Bald fand die neue Oper den Weg nach dem Musik liebenden und musikalisch gebildeten Böhmen, in dessen Hauptstadt Prag sich damals der Impressario — der Theaterunternehmer — Bondini befand. Bondini stand an der Spitze einer ganz ausgezeichneten italienischen Operngesellschaft; deren hervorragendsten Mitglieder Luigi Bassi, Capellmeister Strobach, die schöne und feurige Saporitti, der Tenor Antonio Baglioni und der famöse Giuseppe Lolli waren. Auch das Orchester war unbedingt das beste, das damals bestand.

Von dieser Gesellschaft aufgeführt und zwar vor einem so empfänglichen und musikalischen Publikum, wie das Prager, gefiel „Figaro's Hochzeit“ ganz ungemein. Prag war außer sich vor Jubel, und die Oper mußte den ganzen Winter fast ohne Unterbrechung gegeben werden. *)

Sie half aber auch den traurigen Umständen des Un-

*) Professor Niemetschek, Bericht über „Figaro's“ Aufführung in Prag. Niemetschek war Augenzeuge.

ternehmers nicht nur vollkommen auf die Beine, — nein! — der Enthusiasmus, den sie allgemein erregte, war bis dahin ohne Beispiel.

Die Bewunderung für den Componisten dieser herrlichen Musik ging denn auch so weit, daß Graf Joseph von Thun, — einer der edelsten böhmischen Cavaliere und einer der ersten Kenner der Musik — der selbst eine vortreffliche Capelle unterhielt, Mozart nach Prag zu kommen einlud, und ihm Wohnung, Kost und alle Bequemlichkeiten in seinem Hause anbot.

Mozart war — zumal nach der Schändlichkeit, die man ihm in Wien gespielt — zu sehr über den schönen Erfolg erfreut, den seine Oper in Prag fand, — zu begierig, eine Nation von einem solchen Musikgefühle kennen zu lernen, als daß er die Gelegenheit nicht mit Freuden ergriffen hätte. Er kam im Februar 1787 nach Prag: an dem Tage seiner Ankunft wurde gerade „Figaro“ gegeben und Mozart erschien bei der Vorstellung. Kaum aber hatte sich diese Nachricht verbreitet, als sich ein endloser Jubel erhob und ein donnernder Beifallssturm den beliebten Meister begrüßte.

Mozart verlebte nun glückliche Tage in Prag. Ein Concert, das er gab, fand ebenfalls unermeßlichen Beifall. Wo er sich zeigte, ward er mit offenen Armen empfangen, auf den Händen getragen, als der Liebling der Prager geehrt und gefeiert.

Sollte ihn — die edle Seele — eine solche Aufnahme nicht auf das tiefste und freudigste bewegen? Durchdrun

gen von der Aufrichtigkeit einer solchen Begeisterung und zugleich erstaunt, zum erstenmale in den Massen ein so lebhaftes Verständniß des Schönen in der Kunst zu finden, beschloß er durch ein glänzendes Zeugniß den Böhmen seine Erkenntlichkeit und seine hohe Achtung zu beweisen. „Weil die Prager mich so gut verstehen, will ich eine Oper ganz für sie schreiben!“ — rief er begeistert aus, und der Impressario Bondini nahm ihn beim Wort und schloß einen Vertrag mit ihm, in Folge dessen Mozart sich anheischig machte, zu Anfang des künftigen Winters eine neue Oper zu liefern. Die Wahl des Libretto wurde dem Componisten überlassen, und so reiste Mozart voll Lust, Begeisterung und Ungeduld — einen recht passenden Stoff für all' die musikalischen Prachtgedanken, die in seinem Kopfe herumgingen — zu finden, nach Wien zurück.

O wie da sein Herz schlug, seine Pulse flogen, sein Kopf glühte. Er fühlte so etwas in sich, wie eine werdende Welt — er war glücklicher denn je, und als er den ersten Fuß auf Wiener Boden setzte, war sein einziger Gedanke: „Da Ponte!“ ... und ... „ein Libretto!“ —

Abbate da Ponte.

Mit einem Kuß war also Mozart von seiner Frau weggelaufen, um sich — wenn immer möglich — bei dem befreundeten Abbate da Ponte einen Text für seine neue, für Prag zu schreibende Oper zu holen.

Abbate da Ponte war nach Metastasio's Tode zum österreichischen Hofdichter ernannt worden und hatte bereits mehrere Libretto's — unter anderen das für die Salieri'sche Oper „Die Danaiden" — geschrieben. Seit einiger Zeit mit Mozart bekannt und vertraut, war er es gewesen, der auch auf des Kaisers Befehl, für Mozart die „Hochzeit des Figaro" von Beaumarchais bearbeitet hatte. Beide Männer waren sich dadurch näher gekommen, und da Ponte ging sogar längst, das wußte Mozart, mit der Hoffnung, um, einen neuen Text für ihn zu finden.

Seit der Reise nach Prag hatten sich aber Beide nicht gesprochen.

Jetzt polterte Mozart die Treppe herauf und die Thüre herein, als ob es hinter ihm brenne. Der Abbate erschrak in der That, lachte aber freundlich auf, als er den Freund erkannte.

„Willkommen!“ — rief er zugleich, Mozart die Hände entgegenstreckend, — „willkommen in dem bösen Wien; aber ich weiß schon, lieber Maestro, warum Sie so stürmen. Die Posten sind indeß doch noch schneller als Sie, und Stiepaneck*) in Prag hat mir bereits zu meiner großen Freude, von den enormen Erfolgen geschrieben, die Ihre Oper dort hatte!“

„Ja, lieber Abbate!“ — entgegnete Mozart mit strahlenden Augen — „Das sind andere Kerle, wie unsere guten Wiener; — lassen sich auch nicht von einem Monsieur Bonbonière und Consorten irre machen. Mein Gott! mein Gott! wie freundlich und liebevoll waren diese Menschen! und — wie musikverständig sind diese böhmischen Ohren!“

„Also glauben Sie doch, daß Salieri?“

„St! kein Wort von ihm!“

„Und warum nicht?“

„Ich mag es mir nicht denken, daß ein Mensch, der mir solche Freundschaft . . . . .“

„Heuchelt!“

*) Der später den Don Juan in's Böhmische übersetzte.

„Kann's nicht glauben, wenn's auch alle Freunde sagen."

„Nun, ich meine denn, wir wären beide gewitzigt."

„Lieber, bester Abbate, meine Stimmung! Ich beschwöre Sie, denken wir nicht mehr an die Bonbonière, ich habe ganz andere Dinge im Kopfe."

„Nun denn?"

„Was meinen Sie?"

„Wie kann ich's wissen ...."

„Ich brauche einen neuen Operntext,*) aber — ich bitte — geben Sie mir nicht noch einmal eine französische Komödie. Es handelt sich diesmal weder um den Hof, noch um Wien. Ich werde für das Prager Publikum arbeiten, das jede Sylbe von mir versteht, und für das Orchester in Prag, das mich vom Blatte spielt. Die Truppe ist vortrefflich und die Sänger thun Alles, was ich will. Es ist also gerade, wie wenn Mozart für Mozart arbeitete. Es handelt sich demnach nur darum, Ehre einzulegen. Ich möchte aber etwas Appartes haben. Helfen Sie mir dazu."

Da Ponte lächelte schlau. — „Setzen wir uns!" — sagte er dann.

„Und?"

„Sie konnten nicht gelegener kommen. Da ist gerade

*) Oulibicheff: III. Thl. S. 91—107. Gespräch zwischen Mozart und da Ponte. Bildet es nicht einen integrirenden Theil dieses Buches? Darum, und seiner Trefflichkeit wegen seine Aufnahme.

ein Text, den ich in Arbeit habe. Er ist einer alten Comödie von Tirso de Molina entnommen und heißt: „Der steinerne Gast." Molière und Goldini haben Komödien daraus gemacht; ich habe die Idee, den Gegenstand zu einer Oper zu bearbeiten. Es ist die merkwürdigste Teufelsgeschichte, die ich je gehört.*) Noch nie wurde einem Compositore etwas Aehnliches geboten; nur zweifle ich, ob Sie es mögen?"

Mozart hatte mit Spannung gelauscht. — „Lassen Sie einmal sehen, was an dieser Teufelsgeschichte ist!" — versetzte er jetzt und griff hastig nach dem Manuscripte, welches der Abbate herbeigeholt. Da Ponte sah nun mit innerer Freude zu, wie es Mozart fast verschlang. Nach einer Pause sagte er dann lächelnd:

„Ich muß nur den Geburtshelfer machen. Da findet sich zuerst eine Reiterstatue, welche zum Nachtmahle ge-

*) Die Sage von dem steinernen Gast ist nicht ohne historische Grundlage. Es lebte in der That im Mittelalter ein Don Juan Tenorio in Sevilla, der einer sehr angesehenen Familie Andalusiens angehörte, und wegen seines ausschweifenden Lebens eine Art Berühmtheit erlangt hatte. Gewiß ist es, daß er einen Commenthur im Zweikampf tödtete, nachdem er seine Tochter verführt; daß dieser Commenthur in dem Kloster des heiligen Franziskus begraben wurde, wo man ihm ein mit seiner Statue geschmücktes Monument errichtete; daß endlich die Mönche dieses Klosters, um dem zügellosen Leben Don Juan's, der sie wahrscheinlich einmal beleidigt hatte, ein Ende zu machen, ihn in einen Hinterhalt gelockt, in dem er den Tod gefunden. Sie verbreiteten hierauf das Gerücht: daß ihn der Böse in dem Augenblicke geholt habe, als er die Statue des Ermordeten insultirte. Tirso de Molina.

laden, vom Pferde steigt, weil es sich doch nicht schicken will, in einen Salon, von vier Füßen getragen, einzutreten. Die Statue will nichts essen, dagegen hält sie dem Herrn des Hauses, einem großen Taugenichts, eine sehr erbauliche Rede, worauf sie ihn zur Hölle mit sich nimmt. Das wird sehr schön werden!“ — fügte der Abbate hier lachend hinzu, — „ich versichere Sie. Ein Schauspieler mit Kreide beschmiertem Gesichte, einem Helme von Favance, weiß glacirten Handschuhen und einer vollständigen römischen Waffenrüstung aus altem Linnenzeuge. Ferner blitzt es aus allen Verschwindlöchern und Teufel gibt es von allen Farben. Nur eines setzt mich in Verlegenheit, sehen Sie: es ist dies die Anrede des Gespenstes; denn obgleich ich mir schmeichle, mein Gewerbe so gut zu verstehen, wie Einer, so bin ich doch nicht Shakespeare, um Geister sprechen zu lassen.“

Mozart dachte einen Moment nach, dann rief er, und ein großer, kühner Gedanke blitzte aus seinen Augen — „Es gilt gleich, was er sagt. **Der Tod** wird in meinem Orchester sprechen und zwar auf eine Art, daß man ihn verstehen wird.“ — Und mit einer wunderbaren, fast beängstigenden Bedeutsamkeit setzte er gedehnt hinzu: „Ich weiß nur zu gut, wie er spricht!“ — Aber es war dies nur ein Moment, dann fuhr er, als wolle er einen finsteren und unheimlichen Gedanken abwehren, mit der Hand über die Stirne und rief: „Es mag sein um die Statue; . . . was gibt es weiter!“

„Dann“ — fuhr da Ponte fort, der schon an solche

Uebersprünge der Gedanken bei dem Freunde gewöhnt war, — dann ist ein schönes Fräulein da, deren Vater die Statue ist, und welchen der Briccone, der Held unseres Stückes, im Zweikampfe tödtete. Die Signora weint, ist natürlich ganz trostlos, und zwar um so mehr, als der Verräther ihr beinahe einen sehr schlimmen Streich gespielt hätte, ihr, der Tochter eines Commandeurs, und, was noch mehr ist, der Verlobten des hübschesten Jungens in Andalusien. Sie schwört, sich zu rächen. Bis dahin geht Alles bene für Sie, Maestro, nun kommt aber das Schlimme. Der junge Mann, der heirathen soll, und dem die Sorge der Rache überlassen ist, macht viele Versprechungen; er zieht sogar den Degen; aber in Gegenwart des Briccone, der entschlossen und muthig für Viere ist, verliert er die Fassung und der Degen benutzt diese Gelegenheit, um ruhig wieder in die Scheide zu schlüpfen."

„Also ein Ritter von der traurigen Gestalt!" — sagte Mozart.

„Ja!" — versetzte da Ponte — „ich gestehe es, unser Verliebter ist ein armer Ritter. Man sieht ihn immer den Schritten seiner Geliebten folgen, wie eine Verlängerung des Schleppes ihres schwarzen Kleides. Es gab kein Mittel ihn anders darzustellen; so daß die Wehklagen der Signora und ihre Racheplàne durchaus nichts zu Wege bringen."

„Ei, ei! was glauben Sie!" — rief hier Mozart freudig. — „Sie werden das Unmögliche, das Unglaubliche zu Wege bringen! Sie werden die Gerechtig-

keit des Himmels beschleunigen! Sie werden die Todten aus ihren Gräbern erwecken! Man wird begreifen, daß es der gebieterische Schrei ist, der übermenschliche Schrei um Rache, der die Statue herbeiführt. Zwischen diesen beiden Dingen besteht eine augenscheinliche Verbindung. Abbate, ich bin entzückt über unsere Primadonna."

„Desto besser!" — rief freudig da Ponte.

„Und was den Bräutigam betrifft," — fuhr Mozart fort — „so verdient er Ihre Vorwürfe nicht. Wie können Sie verlangen, daß der poverino Streit mit diesem eingefleischten Teufel anfange, der dem Geiste des alten Mannes, den er ermordet hat, ein Glas Wein anbietet. Der Tochtermann wäre dem Schwiegervater nachgefolgt, und dann hätten wir, wie im Figaro, keinen Tenor gehabt. Ein schöner Vortheil! Caro amico! Sie wissen noch gar nicht, was ein solcher Mensch ist; ich verstehe Ihren Taugenichts, aber Geduld! Wenn Sie ihn auf der Bühne sehen werden, der Statue gegenüber, mit vor Verwegenheit blitzenden Augen, Ironie und Gotteslästerung auf den Lippen, während den Zuhörern die Haare zu Berge stehen (dafür will ich schon sorgen); wenn er sagen wird parla! che chiedi? che vuoi? Dann werden Sie ihn erkennen. Nein, nein, ein Briccone von diesem Schlage kann nicht durch die Hand eines Lebenden gezüchtigt werden. Der Teufel würde darüber eifersüchtig sein. Leib und Seele, der Teufel allein muß Alles haben: haben Sie also Mitleid mit dem jungen Manne. Er verspricht, — er möchte, — er versucht selbst, ist das nicht Alles, was die

Primadonna in solchem Falle von einem loyalen Tenor verlangen kann! Das Leben unseres Verliebten ist ein völlig inneres, sehen Sie; es geht ganz in seiner Liebe auf; es wird groß und schön sein, ich stehe Ihnen dafür."

Der Abbate nickte beifällig mit dem Kopfe und Mozart las im Manuscripte weiter; dann fuhr er freudig fort:

„Prächtig, Abbate, prächtig! Sie lassen ihn bei den Augen seiner Geliebten, bei dem Blute des ermordeten Greises schwören. Welch' ein Duett gibt das!"

„Wahrhaftig, Maestro!" — rief hier da Ponte, indem er aufsprang und im Zimmer hin- und herlief — „Sie haben Recht! Wie vernagelt war ich, daß ich nicht einsah, wie vielen Geist ich hatte; das passirt Meinesgleichen selten! Werden Sie aber mit dem Uebrigen, was ich Ihnen vorzulegen habe, ebenso zufrieden sein? Dieser Briccone ist ein furchtbarer Weiberfresser. In Spanien allein hat er schon „tausendunddrei" verschluckt, und der Teufel von einem Menschen ist viel gereist. Sie werden wohl einsehen, daß ich nicht alle diese Schlachtopfer auf die Scene bringen konnte; aber ich brauche wenigstens eine als die Repräsentantin dieses Heeres. Ich habe sie aus Burgos genommen, wo unser Taugenichts ihr Herz bethörte, worauf er sie sitzen ließ. Diese Didone abandonnata, Gattin, Wittwe oder Fräulein — denn das ist ein Punkt, den ich unentschieden lasse — kann aber ihren Unfall noch nicht verdauen. Sie läuft ihm über Berg und Thal nach, und fragt Jeden, dem sie begegnet, nach ihrem Ungetreuen. Endlich findet sie ihn ..... aber wie? .....

angelegentlichst mit einer Anderen beschäftigt. Statt sich aber bei ihr zu entschuldigen, lacht ihr der Taugenichts in's Gesicht und läßt sie bei seinem Diener zurück. Die Dame verliert indessen den Muth durchaus nicht. Man bringt sie dahin, Nachts mit eben diesem Diener durch die Straßen zu wandeln, der sich mit dem Barett und dem goldgestickten Mantel seines Herrn verkleidet. Sie bleibt dabei, den Verräther zu lieben, und nachdem alle Hoffnung verloren ist, möchte sie wenigstens den bekehren, auf dessen Besitz sie verzichten muß. Unter uns, Maestro, sie hat so ein Bischen etwas von überspannter Weibercaprise,— sie ist so ein Bischen toll."

Mozart lachte laut auf. — „O! die herrliche, die anbetungswürdige Person!" — rief er dann heiter. — „Toll sagen Sie? ja für euch Dichter, die Ihr nichts als die Handlungen der Personen und die Worte, die Ihr ihnen bunt durcheinander in den Mund legt, seht. Aber wie verschiedenartigen Auslegungen sind nicht die Worte, ja selbst die Auslegungen unterworfen? In's Herz muß man sehen, und nächst Gott kann nur der Musiker hineinschauen. Toll! höchstens so gut ist sie, um eine plumpe Heiterkeit zu erwecken! Lassen Sie sie sprechen, was Sie wollen; ich hoffe aber, daß wenn das Bild dieser edelmüthigen und ergebenen Seele in meiner Musik wie aus einem Spiegel zurückfallen wird, meine Freunde etwas ganz Anderes als eine Tolle in ihr sehen sollen. Sie kommt zu seinem letzten Mahle" — sagte Mozart dann, das Manuscript durchsehend — „das ist ganz bewunderungswerth; die mißkannte

Stimme des Schutzengels, die sich vor der des Gerichts hören läßt. Ueberdieß" — fuhr er nach kurzem Nachdenken fort — „ist diese leidenschaftliche und thatkräftige Person das nothwendige Band zwischen den anderen Personen, von denen, wie ich bereits sehe, die zwei hauptsächlichsten zu einer passiven Rolle bestimmt sind. Didone abandonnata wird die Angel des Drama's sein, und was die Musik betrifft, der Knoten der Ensemblestücke. Sie wird uns Terzetts, Quartetts, vielleicht sogar ein Sextett liefern, wenn es angeht. Ich habe am Sextett Geschmack gefunden, seitdem wir es im „Figaro" versucht haben, obgleich der lyrische Stoff sehr schlecht war. Ist es nicht sonderbar, mein Lieber; je besser Sie Ihre Sachen machen, um so weniger vermuthen Sie es!"

„Mir ist es schon recht, wenn Sie es so nehmen!" — versetzte da Ponte.

„Und das Sextett?"

„Was das Sextett anbelangt, so gibt es Gelegenheit dazu."

„Wo?"

„Wir sind mit unseren Personen noch nicht zu Ende."

„So? — also!"

„Da ist eine, die Ihnen sicher gefallen wird."

„Ich bin gespannt!"

„Eine junge ländliche Braut!"

„Allerliebst!"

„Die offenherzig, gefühlvoll, zwar ein Bischen gefallsüchtig und zugleich etwas lose ist . . . "

„Charmant!“

„Jedoch nur aus Nothwendigkeit, wie Sie sehen werden. Ein Ihrer würdiger Bissen, galanter Maestro!“

„Und Ihrer selbst, heiliger Mann von einem Abbate!“ — rief Mozart laut lachend. — „Man kennt Sie als einen Weiberjäger erster Klasse!“

„Verläumdung!“ — sagte da Ponte, mußte aber selbst lachen, weil er der eigenen Sünden nur zu eingedenk war.

„Aber weiter!“ — sagte Mozart schelmisch.

„Nun! der Taugenichts trifft sie bei'm Hochzeitszuge, den er begegnet.“

„Gott verzeihe es Ihnen!“ — rief Mozart.

„Er ist ein Kenner, dieser Taugenichts!“ — fuhr der Abbate unbekümmert fort. — „Diese Gerechtigkeit müssen wir ihm wiederfahren lassen, und er hat stets alle Taschen voll Ränke!“

„Wie ein gewisser Abbate!“

„Ein Augenblick genügt ihm, um die Hochzeitsgäste bei Seite zu bringen, so wie den Bräutigam, der ein Dummkopf, ein wahrer Einfaltspinsel ist!“

„Bravo! Bravissimo!“

„Die Bäuerin ist im Begriff, als armer geköderter Vogel in die Falle zu gehen, als sie Jemand am Aermel zurückhält.“

„Und dieser Jemand?“ — frug Mozart vor Spannung ungeduldig.

„Dieser Jemand, mein Charmantester, ist . . . . ?“

„Ich errathe! Die Didone abandonnata!“

„Getroffen! Die Didone abandonnata, die dem Briccone sehr zur rechten Zeit den Rang abläuft!“

„Armer Teufel!“

„Ich glaube Sie bedauern ihn?“

„Warum nicht!“

„O!“ — rief der Abbate lachend — „Mozart! Sie sind schlechter als schlecht!“

„Abbate!“ — versetzte Amadeus — „zupft Euch an Eurer Nase. Aber weiter!“

„Nun! der Meister in der Verführungskunst ....“

„Der Abbate?“

„Mozart?“

„Lassen wir die Possen!“

„Der Meister in der Verführungskunst hält sich aber doch nicht für geschlagen; er versucht es, Gewalt anzuwenden ....“

„Der Teufel!“

„Was ihm aber glücklicherweise nicht gelingt.“

„Warum?“

„Der Bräutigam, ein so großer Pinsel er ist, wird doch ärgerlich und will sich selbst Recht verschaffen; aber .... statt Schläge auszutheilen, erhält er selbst welche. Er heult wie ein Besessener. Die kleine Frau kommt auf sein Geschrei herbeigelaufen, untersucht die Beulen und Wunden, die man dem lieben Manne beigebracht hat, mit dem Kolben seiner eigenen Flinte. Kleinigkeit! Die kleine

Frau kennt ein Mittelchen, das ihn im Augenblicke herstellen wird."

Der Abbate lachte hier wie ein Faun; dann fuhr er, mit den kleinen Augen pfiffig-blinzelnd fort:

„Vergessen Sie nicht, theuerer Maestro, daß die beginnende Nacht die ihres Hochzeittages ist."

„Satan von Abbate!" — rief Mozart mit dem Finger drohend.

„Ha! wie gut er rathen kann!" — entgegnete da Ponte schmunzelnd. — „Ha, ha, ha! Die Situation ist etwas leichtfertig, und ein Dichter meines Schlages hätte sie vielleicht vermeiden sollen. Doch was läßt sich machen, ich werde mich mit Ihnen entschuldigen, caro maestro, und habe so etwas wie eine Cavatine geschrieben!"

„Lassen Sie die Cavatine sehen!" — Mozart blickte in das Manuscript. — „Vedrai carino u. s. w. Hm! eine sehr leicht verhüllte Schlüpfrigkeit!" — sagte er dann lächelnd. — „Schon gut, Sie konnten es nicht anders machen; aber meine Aufgabe, verstehen Sie sie? den süßesten Augenblick des Lebens, die höchste Wonne des Herzens in Musik zu schildern! Ein anderer Dichter hätte gesucht, dieß in seiner Art auszudrücken und würde mir damit Alles verdorben haben; aber Sie, den ich wie meinen Augapfel liebe, — Sie, mein ergebener Genosse, mein treuer Pylades, — Sie, der wahre Dichter des Componisten, — Sie fassen meine Hand, legen Sie auf ein vor Wollust klopfendes Herz und sagen zu mir: sentilo battere!"

„Köstlich!“ — rief der Abbate.

„Nun ja!“ — fuhr Mozart fort — „an mir, an dem Componisten, ist es, zu fühlen und fühlen zu lassen. Alle Wonne der Liebe soll sich in dieser Cavatine aussprechen; sie soll glühend und doch keusch sein, trotz des Textes. Der Text drückt die Sprache der Bäuerin aus; — ihr geziemt er; die Musik wird ihre Seele sein, die Seele Mozart's, wie er Constanzen zum Hochzeitsbette führte. Sehen Sie, ich bin bereits toll verliebt in unser Landmädchen!“

Da Ponte war entzückt. — „Ich wußte wohl, daß es Ihnen gefallen würde!“ — rief er fast außer sich vor Freude und rieb sich, durch das Zimmer tänzelnd, die Hände.

Mozart las weiter. — „Aber, lieber Abbate“ — frug er dann sinnend aufblickend — „welcher Gattung gehört denn nun unsere gemeinschaftliche Arbeit an?“

„Wie?“

„Ja! daraus wird doch offenbar keine Opera seria? Der große Taugenichts und Weiberfresser, Didone abandonnata, über die man sich lustig macht, der Tölpel, den man foppt und durchprügelt, selbst die Statue, welche eine Einladung zum Nachtessen annimmt, alles dies scheint mir entfernt nicht in die heroische Gattung zu passen. Höchstens könnten die Tochter des Commandeurs und ihr Liebhaber auf dem Kothurn einhergehen, und Ihr hochberühmter Vorgänger, Signore Metastasio, glorreichen und langweiligen Andenkens, hätte selbst diese mit Verachtung

zurückgewiesen, weil sie weder Griechen noch Römer, nicht Könige noch Prinzessinnen sind. Andererseits ist ein Stück, das mit dem Tode der Hauptperson endigt und dessen Schlußdecoration die Hölle vorstellt, ebensowenig eine Buffo-Oper! Was ist sie also dann?"

Da Ponte hatte mit immer finster werdender Miene zugehört.

„Corpo di Bacco!" — rief er jetzt fast zornig — „bin ich denn ein Schöps, daß Sie glauben können, ich hätte mit dergleichen Materialien eine Opera seria machen wollen?"

„Nun was denn? ich frage ja!"

„Ich beabsichtigte ein dramma giocoso zu schreiben, und das komische Element fehlt durchaus nicht in dem, was ich die Ehre hatte, Ihnen aus einander zu setzen. Aber Sie fassen die Sache in einer Weise auf........"

Mozart war aufgestanden.

„Erhitzen wir uns nicht!"—sagte er mit seiner liebenswürdigen Gemüthlichkeit und klopfte dem Abbate freundlich auf die Achseln. — „Bin ich denn nicht contentissimo mit Allem, was Sie mir geben?"

„Aber...."

„Dramma giocoso! es sei darum; was liegt mir am Titel des Werkes; nach und nach findet man vielleicht einen passenderen dafür."

„Er ist passend!"

„Was mir das Wichtigste, ist, daß alle Contraste sich

darin vereinigt finden; Alles in dieser Oper muß mit starken Farben aufgetragen sein."

„So ist es!"

„Die Narrheit darf nicht blässer erscheinen als das Laster, ebensowenig die Liebe blässer als der Unwille und die Rache. Sonst würde die letzte Gestalt, die des Todes, Alles zermalmen."

„Gut, gut!"

„Und doch ist es wieder so etwas Schönes um das Lachen!"

„Nun dazu war schon Gelegenheit im Figaro!" — meinte der Abbate.

„Im Figaro" — versetzte Mozart — „habe ich nur gelächelt; hier möchte ich aber so recht von Herzen lachen, ... mich förmlich ausschütten: aber über wen und mit wem, das ist mir bis jetzt noch nicht ganz klar."

„Nun ...."

„Sie kennen meine Ansicht über Ihre vermeintliche Närrin."

„Ja, aber ...."

„Was den Tölpel anbelangt, so könnte er zwar das Publikum durch seine Rolle unterhalten, aber diese liefert der Partitur nicht viel Stoff."

Der Abbate lächelte hier wieder mit schlauer Miene. Mozart bemerkte es nicht.

„Ein Tölpel in der Musik" — sagte er von Eifer für die Sache hingerissen — „ist dasselbe, was in der Welt

poco oder niente ist. Haben Sie nicht vielleicht noch eine andere Person in Reserve? Sie lächeln?

„Ich sehe schon" — versetzte da Ponte, der sich indessen wieder völlig beruhigt hatte — „ich muß zu meiner Selbstvertheidigung auch das noch ausliefern, womit ich Anfangs zurückhielt, um Ihnen eine angenehme Ueberraschung zu bereiten!"

„Abbate! köstlicher Abbate!"

„Ja, mein Lieber, wir haben einen Buffo ex officio!"

„Lassen Sie sich umarmen!"

„Und ich willige ein, meine Anstellung als Dichter bei der kaiserlichen Truppe zu verlieren, ja, ich verzichte auf meine Eigenschaft als Italiener um ein Tedesco*) in des Wortes weitester Bedeutung zu werden, wenn der Buffo nicht nach Ihrem Geschmacke ist!"

„Ich zweifle nicht daran!" — rief Mozart, seelenvergnügt lächelnd und mit dem Finger drohend. — „Man kennt Euch. Ihr Italiener seid Meister in Buffonerien!"**)

„Ihr Italiener!"— wiederholte der Abbate gedehnt, indem seine Züge einen komischen Ausdruck annahmen.— „Und wer sind Sie denn, Herr Componist der „Hochzeit des Figaro?"

„Ich schmeichle mir!" — rief Mozart mit schallendem Gelächter — „Ihnen, heiliger Mann, in gewissen Beziehungen, jedoch nicht in Allem, zu gleichen!"

---

*) Deutscher.

**) Possen.

„Sollten Sie die Anmaßung haben, in der Musik mehr als ein Italiener sein zu wollen?“

„Schwatzen wir darüber, wenn unser gegenwärtiges Geschäft beendigt sein wird. Für den Augenblick handelt es sich um den Buffo; und wenn es sich der Mühe lohnt, werde ich bemüth sein, mich — so sehr ich kann — zu Ihrem Compatrioten zu machen.“

„Paisiello würde mir die Hand küssen, um seines Gleichen zu haben!“ — sagte da Ponte.

„Nun denn, heraus damit!“

„Urtheilen Sie selbst.“

„Ich bin auf die Folter gespannt!“

„Unser Buffo ist der Diener, der Secretair, das Factotum des Briccone.“

„Weiter nichts?“

„Nun hier kann man sagen .... “

„Ich errathe: „Wie der Herr, so der Knecht!“

„Sie Schlaukopf! — — — Ja! Wie der Herr, so der Knecht. Dieser ähnelt seinem Herrn fast wie ein wohldressirter Affe dem Teufel gleichen konnte, bevor der rebellische Engel Bocksfüße und einen Schwanz hatte. Was die Moral anbelangt, so ist er ein Feigling höchsten Grades, Speichellecker, Großmaul und Spaßmacher, übrigens der beste Mensch von der Welt.“

„Köstlich!“

„Er tadelt aufrichtig das Betragen seines Herrn.“

„In der That?“

„Er beklagt aus Herzensgrund die jungen Vögel, welche

sich durch seine Liebkosungen und Liebäugeleien fangen lassen ..."

„Der Brave!"

„Aber diese Jagd, bei der er völlig unbetheiligt ist, erscheint ihm gleichwohl so belustigend, daß er nicht umhin kann, den Vogelfänger, dessen Geschicklichkeit ihm eine tiefe Bewunderung einflößt, mit allen seinen Mitteln zu unterstützen."

„Prächtig!"

„Alle Tage verwünscht er die Beschwerden, die langen Fasten und die Gefahren, welchen ihn die Unternehmungen seines Herrn aussetzen; alle Tage nimmt er Abschied, und jeden Tag verwicklen ihn Tollheiten, ein gewisser abenteuerlicher Geist, und mehr als Alles, seine Anhänglichkeit an seinen Herrn, welcher ihm zu gleicher Zeit ein so abscheulicher Schurke und ein so bewunderungswürdiger Mann zu sein scheint, wider seinen Willen in die schlimmsten Händel."

„Wo er natürlich immer dabei ist!"

„Sie bemerken seine Nasenspitze überall, wo es Nasenstüber setzt."

„Und bekommt er nichts ab?"

„Geht es über seine Haut her, entschlüpft der Bursche, der geschmeidig wie ein Aal ist, unter den Fingern weg im Augenblicke, wo Sie ihn festzuhalten meinen."

„Kostbar, herrlich!"

„Wenn er den Teufel sähe, würd' er zuerst die beiden Augen schließen, dann würde er das eine halb öffnen, weil

der Teufel ein Ding ist, das man nicht immer sieht. Kurz" — fuhr der Abbate fort — „es ist eine Zusammensetzung von Gutmüthigkeit und niederträchtiger Heiterkeit, von Feigheit und leichtsinniger Unvorsichtigkeit, von ungeschickter Nachäffung und instinktmäßiger Geschicklichkeit, von natürlicher und origineller Dummheit und von einigem geborgtem Verstande. He! was sagen Sie dazu, habe ich unseren Buffo nicht reichlich bedacht?"

„Nicht zu bezahlen! nicht zu bezahlen!" — rief Mozart, in die Hände klatschend, und sein Auge strahlte vor Entzücken. — „Von Meisterhand gezeichnet!"

„Nicht wahr?" — schmunzelte Da Ponte.

„Ja! der einzige Charakter, den Sie vollkommen aufgefaßt haben! Es bleibt mir nur übrig, die Farben darauf zu tragen; wenn ich diesmal Ihre Absichten erfülle, bin ich glücklich! Und nun ...."

„Halt, halt!"

„Was denn?"

„Glauben Sie ich sei fertig?"

„Mit dem Buffo?"

„Ja!"

„Also Sie haben noch etwas in petto?"

Da Ponte schmunzelte wieder, dann sagte er: — „Ich vergaß, Ihnen zu bemerken, daß der lustige Bursche Redacteur eines Privat-Journales ist, wozu ihm sein Herr den Stoff liefert."

„Eines Privat-Journales?" — wiederholte Mozart befremdet.

Der Abbate nickte. „Ein ergötzliches Journal“ — — sagte er dann — „eine schaurig-köstliche Chronik, wie es sonst niemals eine gab oder gibt.“

„Sie machen mich neugierig.“

„Soll ich es sagen?“

„Zum Teufel ja, ich sitze auf Kohlen.“

„Da sind nach dem Datum und dem Orte geordnet...“

„Doch nicht seine Todtschläge?...“

„O nein!“

„Nun?“

„Die Namen, Vornamen, Eigenschaften, das Alter und ein vollständiges Signalement aller Schönen, welche der Taugenichts von Don Juan verführt hat.“

„Abbate!“ — rief hier Mozart mit dem Finger drohend — „Sie sind mehr als Don Juan, — Sie sind ein eingefleischter Teufel!“

Da Ponte lachte:

„Ich nehme an, daß sich darin in gleicher Weise ein historischer Abriß jeder Begebenheit findet. Denn das Journal bildet schon einen ungeheuren Folioband.“

„Etwas unglaublich.“

„Einerlei! Wie es sich auch damit verhalten mag, ist dieser Diener als Redacteur ziemlich stolz auf seine Arbeit.“

„Wie alle Schriftsteller!“

„Er liest sie Jedem vor, der sie hören will und nicht hören will.“

„Gute Persiflage!“

„Was die Wahl des Augenblicks und der Zuhörer an-

belangt, so werden Sie sehen, daß er auch hierin ebenso geschickt ist, als irgend einer seiner Collegen, der die Feder führt. So erwartet z. B. die verlassene Dido einen Aufschluß; das ist der Moment oder niemals, meint der Gerichtsschreiber des Königs der Taugenichtse. Sicherlich wird sie nichts besser trösten können, als die Lectüre eines Werkes, wo es ein Kapitel gibt, welches ihr besonders gewidmet ist; und schnell bereitet er ihr diese erbauliche Lectüre. Ist das nicht komisch?"

„Komisch freilich, aber schändlich!" — meinte Mozart, — „und fast grausam."

„O! Sie zartfühlender Mensch!"

„Nun!" — sagte Mozart heiter — „ich werde bei den Zuhörern Führbitte einlegen, daß sie Ihnen diesen teuflischen Scherz verzeihen."

„Wie gnädig!"

„Im Grunde ist er freilich verzeihlich!" — fuhr Mozart nach momentanem Nachdenken fort. — „Dido ist eine gänzlich geopferte Person unter dem dramatischen Gesichtspunkte; ein Unrecht mehr, eine Beleidigung weniger, sie ist schon daran gewöhnt, die arme Frau."

„Es sind dies Alles glühende Kohlen," — sagte Da Ponte, — „welche auf dem Haupte Don Juan's angehäuft werden!"

„Wir können nicht genug Beschwerden gegen ihn zusammenbringen!" — nahm Mozart wieder das Wort — „um den Inhalt des Stückes mit der Entwicklung und dem Ausgange etwas in Uebereinstimmung zu setzen. Aber,

à propos!" — rief Mozart hier — „wie viel Acte hat die Oper?"

„Zwei Acte, welche gewiß viere aufwiegen werden!" — sagte Da Ponte.

„Was werden wir denn für das Finale des ersten Actes haben? Ich wünschte ein großes Finale mit Chören und scenischer Action."

„Daran soll es wahrlich nicht fehlen!" — versetzte der Abbate. — „Sie werden ein glänzendes Fest haben, zu welchem der Briccone Don Juan alle Vorübergehenden einladet."

„Das sieht ihm ähnlich!"

„Sie werden Bauern, Bäuerinnen, und Masken, Ball, Musik und glänzendes Gastmahl haben."

„Vortrefflich!"

„Da ist der Schurke von einem Herrn, welcher die verdammtesten Streiche aussinnt, und der Schurke von einem Knecht, welcher ihm den Weg dazu bahnt."

„Ich könnte beide umarmen!"

„Andere sind mit Racheplänen beschäftigt, die Menge trinkt und tanzt, mit Inbegriff des Dummkopfes von Bräutigams, den man eben so tanzen läßt, obgleich sein Herz eben nicht bei den Violinen verweilt."

„Natürlich!"

„Alles pêle-mêle, was wir im technischen Ausdrucke eine schöne Unordnung nennen."

„Ganz vortrefflich! das wird sich prächtig auf der Bühne machen!"

„Plötzlich!“ .....

„Nun?“

„Plötzlich läßt sich mitten unter diesem Gewühle im Nebenzimmer ein durchdringendes Geschrei hören ....“

„Abbate!“ — rief Mozart hier laut auflachend und abermals mit dem Finger drohend — „Sie werden doch nicht?“.....

„Ein durchdringendes Geschrei hören“ — wiederholte Da Ponte.

„Nun?“

„Man sieht sich um, und bemerkt die Braut nicht, auch Don Juan ist nicht da.“

„Aber Abbate! ..... Den Text kann ich ja meiner Frau nicht vorlesen, geschweige denn dem Publikum bieten.“

Da Ponte schüttelte sich vor Lachen. „Zarte Seele!“ — rief er dann — „macht nur keine Seitensprünge!“

„Ich glaube“ — sagte Mozart schmunzelnd — „die habt Ihr gemacht .... und zwar tüchtige! .... doch weiter!“

„Ha, der Verräther! Ha, der Erzbösewicht! schallt es von allen Seiten.“

„Verstehe!“

„Man schreit, man beschwört, man bestürmt, man schlägt mit Gewalt an die Thüre, ... sie springt auf und unser Taugenichts tritt rasch heraus, den Degen in der Hand und seinen Bedienten an den Haaren ziehend.“

„Den Bedienten? Leporello?“

„Natürlich! Der Schlaukopf thut, als ob dieser der Schuldige sei.“

„Verfluchter Kerl! — Und man glaubt es?“

„O nein! so dumm sind selbst die Bauern nicht. Er wird umgeben, umzingelt, gedrängt, beleidigt, betäubt .... hundert Stöcke erheben sich über seinem Haupte. Octavio zieht vom Leder, die Frauen unterstützen ihn mit ihrem Geschrei, wie es die alten Gänse thun, wenn die Gänschen mit einander kämpfen. Die Musiker springen über ihre umgeworfenen Pulte hinweg und suchen das Weite; ein Sturm, welcher zufällig vorbeisaust, kommt wie gerufen, um Theil an dem Heidenlärmen zu nehmen. Geschrei und Verwirrung sind im Uebermaße vorhanden.“

„Und der Briccone?“

„Ho!“ — rief der Abbate begeistert — „er macht Augen wie ein Tieger! faßt den Degen mit der Rechten, wirft mit der Linken Alles nieder, was sich ihm entgegenstellt, und bricht sich mit dem Muthe eines Verzweifelten Bahn, indem er — das siegende Laster — ein teuflisches Lachen ausstößt!“

„Bravo! bravo! bravissimo!“ — rief Mozart ganz außer sich — „Freund! Bruder! Wohlthäter, Mensch Gottes, wie es keinen mehr gibt! .... Das ist ein Finale comme il faut! Welcher Dämon oder welcher Gott hat dies alles in Dein armes Dichtergehirn eingegossen? Weißt Du wohl, daß Dir die Welt für dieses Finale eine Bildsäule schuldig ist!“

„Ho! ho!“ — rief Da Ponte fröhlich.

„Sagen Sie mir weiter nichts; jetzt weiß ich die Sache besser als Sie!“ — rief Mozart. — „Sie sind ein großer

Mann. Sie setzen den Musiker erschrecklich auf die Probe, aber nie ist aus dem Kopfe eines Künstlers ein glänzenderes Opernsujet hervorgegangen und nie wird mehr ein glänzenderes Opernsujet hervorgehen. Lassen Sie mich Sie noch einmal umarmen, mein theuerster Freund, und Ihnen im Namen der ganzen Facultät der Componisten, Sänger, Instrumentalisten und Dilettanten nunc et in saecula saeculorum danken!"

„O, zuviel Güte, theurer Maestro!" — sagte Da Ponte geschmeichelt.

„Wahrheit! Wahrheit!" — rief Mozart exaltirt.

Aber der Abbate machte abwehrende Zeichen: „Schonen Sie meine Bescheidenheit!" — sagte er dann, mit schelmischen, schmunzelnden Lächeln: „Nach Ihrer Meinung hätte ich also ein Meisterwerk hervorgebracht?"

„Ohne den geringsten Zweifel," — rief der Maestro, „Sie... oder die Bestimmung Mozart's!"

„Das ist ein Wort!"

„Es bleibt uns jetzt noch übrig, die Ensemblestücke zu combiniren. In Bezug darauf werden Sie von mir, wie für Figaro, die umständlichsten und genauesten Instructionen erhalten."

„Mein Richtscheid, mein metrischer Compaß, meine Scheere und meine Feder stehen zu Ihren Diensten!" — sagte der Abbate freundlich. — „Ich werde Alles sagen, was Sie werden thun wollen."

„So sind wir einig!"

„Sie glauben also, daß unsere Oper zu den Sternen gehen wird?“

„Diese oder keine!“ — rief Mozart und sprang auf; denn es war ihm schon in Kopf und Finger, als ob er componiren und niederschreiben müsse. Rasch ergriff er daher seinen Hut, umarmte den Abbate noch einmal stürmisch und lief davon.

„Zuerst zu Stanzerl!“ — rief er sich dabei selbst zu — „denn sie soll vor allen Dingen meine Freude theilen!“

Die Unsichtbare.

Mozart machte sich nun mit einem Eifer, mit einer inneren Lust und Freude an die Composition des „Don Giovanni osia il dissoluto Punito,“ *) wie sie nur die Begeisterung für etwas Großes und Erhabenes geben kann. Aber es schwebte ihm auch Großes und Erhabenes vor. Seine ganze Seele, sein Denken, sein Fühlen, sein Handlen waren in Musik aufgelöst. Zahlreiche große und prächtige musikalische Gedanken erfüllten seinen Geist; aber das wogte noch alles chaotisch durcheinander, — es erdrückte ihn fast und er fühlte: nur die Gestaltung des Werkes könne ihn erlösen. Und sein von schöpferischer Seligkeit berauschter Geist schmachtete nach dieser Erlösung, die im Werden und in der Vollendung Entzücken sein mußte.

*) Don Juan oder der bestrafte Wüstling.

Niemals war Mozart's Stimmung eine höhere, kühnere, genialere gewesen, als eben jetzt. Seine Frau bemerkte es mit dem Hochgefühle eines edlen Stolzes und war so klug, sein ganzes Wesen unangetastet zu lassen. Sie freute sich des kecken Flügelschlages mit welchem der Genius ihres Mannes der Sonne des Ruhmes entgegenflog; darum bezwang sie denn auch in dieser Zeit ihre Frauennatur mehr denn je und schaute selbst dann durch die Finger, wenn der Maestro, fortgerissen von seinem Gegenstande, in höchst eigener Person etwas Don Juan wurde. So klug war sie doch, um einzusehen, daß hier — wenn etwas Großes zu Stande kommen sollte — eine freie und keke Bewegung des Meisters auch im Leben nöthig war. „Nie kann ein Pedant etwas Geniales schaffen!" — hatte Mozart einst gesagt, als sie ihm in guter Absicht die Zügel etwas fester anziehen wollte, — „du darfst daher auch an deinen Mann nicht den Maaßstab eines hausbackenen Eheherrn legen, der nach vollendetem Tagewerk auf Comptoir oder Amtsstube in Schlafrock und Pantoffeln schlupft, und — die Zipfelmütze auf dem Kopfe, die Thonpfeife im Munde, die Kinder auf dem Schooße — der Mama hilft Erbsen oder Linsen zu belesen."

Und diese Worte, die ihr jetzt wieder einfielen, mochten doch nicht so ganz ohne Wahrheit sein.

Constanze sagte sich dies selbst; aber ihr Herzchen klopfte doch dabei hörbar, wenn sie bedachte, wie empfänglich Amadeus für hübsche Frauen sei, und daß eine der ersten Piecen, die er bereits für die neue Oper mit bezau

bernder Originalität componirt habe: „Fin chan dal vino calda la testa!“ *) gewesen sei.

Immerhin! sie überwand sich, war guten Muthes, heiter und liebenswürdig, und ging auf des Gatten Scherze und freudiges Wesen ein; ward aber auch reichlich durch den Fleiß belohnt, mit welchem Mozart schuf und arbeitete, so wie durch die klare und glückliche — einen Himmel wiederspiegelnde Laune, die er ihr immer entgegen brachte. Und wie entzückten sie die Schöpfungen ihres geliebten Wolfgangs; denn da war keine Piece, die er ihr nicht vorspielte und vorsang, und oft mußte sich Constanze selbst zu ihm an das Instrument stellen, und die neuen Arien, Recitativen u. s. w. singen. Aber dies Vorrecht kam nur der Frau zu; Niemand anderes erfuhr sonst von der neuen Oper das Geringste.

Da Mozart's kindliches Gemüth große Freude an der Natur hatte, miethete er jedes Jahr in der schönen Jahreszeit ein kleines Landhaus vor der Stadt. Das kostete nun freilich mit seiner Stadtwohnung achthundert Gulden und verschlang daher einen großen Theil seiner Einnahme, — aber ohne dasselbe konnte er eben nicht sein! Er glaubte dies wenigstens. Wenn er dann in sein Arbeitszimmer trat, dessen geöffnete Fenster auf den Garten gingen, und die Blumendüfte nun in Strömen einzogen, ... und die frische Morgenluft das ganze Gemach erfüllte, ... ei! wie herrlich arbeitete es sich da!

---

*) „Treibt der Champagner das Blut erst im Kreise rc.“

Alle Morgen früh um fünf Uhr machte er ferner einen Spazierritt. Auch eine kostspielige Angewohnheit; — aber — er war ja so gut dabei. Ehe er z. B. das Haus verließ, wurde noch einmal in das Schlafzimmer seiner Frau geschlichen. Liebevoll blickte er dann seine gute, schlummernde Constanze an, als wolle er sich durch das Einprägen ihres Bildes für den ganzen übrigen Tag heiligen, und wenn sie, die jetzt oft leidend war, ruhig fortschlief, dann schrieb er mit Bleistift einen Zettel und legte ihn auf den Nachttisch, damit sie ihn beim Erwachen gleich finde. Auf dem Zettel aber stand dann wohl: „Guten Morgen liebes Weibchen! Ich wünsche, daß du gut geschlafen habest, daß dich Nichts gestört habe. Stehe nicht zu rasch auf und erkälte dich nicht. Erzürne dich auch nicht mit deinen Dienstboten, thue dir nicht wehe im Bücken oder Strecken und falle nicht über die Schwelle im nächsten Zimmer. Spare häuslichen Verdruß, bis ich zurückkomme. Daß nur dir nichts geschieht. Bis um acht Uhr bin ich wieder zu Hause.“ *)

So und auf ähnliche Weise schrieb er diese Verhaltungs-Recepte, die allerdings die innigste Liebe und Aufmerksamkeit bekunden; auf der anderen Seite aber auch beweisen: daß Herr und Frau Mozart, — wie alle anderen Menschenkinder, — neben den Lichtseiten der Ehe auch deren kleine Schattenseiten kannten.

Jetzt im Augenblicke wurden die Spazierritte freilich

---

*) Nissen: S. 678.

sehr abgekürzt, da die Composition des „Don Juan" den Maestro zu sehr in Anspruch nahm und an den Lectionen in der Stadt nichts gestrichen werden konnte. War doch die Kasse wieder in schlechten Umständen und kleine Schulden genug zu decken. Aber was that das: „Prag!" und „Don Juan!" waren die Losungsworte! Da mußten ja wieder schöne Sümmchen flüssig werden, und nahm man diese in die Hand, so ließ sich Alles decken und bestreiten und frisch und frei in die nächste Zukunft schauen. Ach! namentlich Constanze hoffte dann auf einen günstigen Umschwung. Sollte denn eine, den Talenten ihres Mannes entsprechende Anstellung immer ausbleiben? Und wenn einmal eine solche gefunden, konnte Mozart dann nicht auch ruhiger arbeiten, still vergnügter genießen? — Jetzt, das wußte sie recht gut, ward manche kleine Schmollerei, mancher vorübergehende eheliche Zwist dadurch herbeigeführt, daß ihr armer geplagter Mann aus Sorgen oder Mißmuth länger im Wirthshause blieb, als er sollte und selbst wollte; oder — um sich zu vergessen — tolle Streiche mitmachte, die er bei freier Stellung und dadurch freiem Blick, bei Seite gelassen haben würde.

Aber fort damit! Von dem Allem wußte Mozart jetzt in seiner künstlerischen Aufregung nichts. Hätte ihn nur dabei nicht auch noch etwas Anderes aufgeregt, ... eine ganz eigene Sache!

So oft er nämlich des Morgens in sein Studirzimmer trat, lag genau auf dem Platze an dem er zu arbeiten pflegte — ein kleines wunderschönes Blumensträußchen, —

und zwar war dasselbe einen Tag wie den anderen aus den gleichen Blumen gewunden, deren hervorragendste jedesmal eine Granat- und eine Oleanderblüthe waren.

Die paar erstenmale legte Mozart, mit seinen musikalischen Gedanken beschäftigt, keinen besonderen Werth auf die Sache. Er nahm das Sträußchen, roch daran, freute sich darüber, da er glaubte, seine Frau habe es ihm, als freundlichen Morgengruß, schon am Abende hingelegt, schob es dann aber zur Seite und vergaß es über dem Arbeiten. Erst nach einigen Tagen ward er, durch die consequente Wiederholung dieser Artigkeit, aufmerksamer auf sie, und diese Aufmerksamkeit steigerte sich, als weder Constanze noch irgendwer von den Dienstboten etwas von einem Sträußchen wissen wollte.

Am nächsten Morgen lag es wieder da, und jetzt fiel es Mozart auch erst auf, daß seine Mitte stets von einer Granat- und einer Oleanderblüthe eingenommen werde. Beide Gewächse kamen aber in seinem kleinen Garten gar nicht vor. Das Bouquet kam also von Jemanden, der nicht im Hause wohnte. Aber wie kam es überhaupt auf Mozart's Schreibtisch und in sein Zimmer im ersten Stock? Denn der Bursche und das Mädchen, zwei sonst ehrliche Seelen, schworen, daß sie nie ein Bouquet empfangen und hingelegt hätten.

Das war nun ein ganz nettes Abenteuer; dahinter mußte etwas stecken! Mozart holte also unter seinen Büchern eine kleine Schrift hervor, die über die „Blu-

mensprache des Morgenlandes" handelte und schlug nach: Granatblume? — „Alle Wetter!" — rief er und las: „Einen Kuß von Deinen Lippen und ich bin selig!" — — dann schlug er Oleander auf, und fand: „Treu bis in's Grab!"

Das war stark! Da glimmte also in irgend einem weiblichen Herzen eine heiße, eine feuerige Liebe für ihn! Mozart war aber nicht der Mann, den so etwas unberührt gelassen hätte, zumal jetzt in seiner gewaltigen künstlerischen Aufregung. Seine glühende Phantasie malte ihm sogleich ein zauberhaftes Frauenbild vor, das voll sehnsüchtiger Liebe nach ihm schmachte. Dabei reizte ihn das Geheimnißvolle und Romantische der Sache ganz ungemein. Die weiblichen Gestalten seiner Oper, mit denen er sich jetzt Tag und Nacht beschäftigte, bekamen Fleisch und Blut, und es kam ihm ordentlich vor, als ob ihm der runde volle Arm der reizenden Donna Anna winke. Er warf die Feder weg — — — und konnte heute nicht componiren.

„Du mußt diese Nacht aufpassen!" — dachte er — „wer das Sträußchen für morgen bringt, und wie es zu deinem Fenster hereinkommt; denn hereingeworfen wird es nicht, da es immer genau an demselben Platze liegt. Vielleicht läßt sich da etwas über die Geberin erfahren. Kennen muß ich sie jeden Falls lernen. Man muß doch wenigstens dankbar für solche Artigkeit und Aufmerksamkeit sein!"

Er befahl sein Pferd; schlich in Constanzens Schlafgemach, küßte die sanft Schlummernde leise auf die Stirne,

legte seinen Zettel, der heute ein längeres Ausbleiben ankündigte, neben sie und verließ dann wieder auf den Zehen das Gemach. Als er heraustrat, mußte er über sich selbst lächeln. Er hatte eben sein theueres Weib mit der aufrichtigsten und innigsten Liebe betrachtet und geküßt; er fühlte, daß sie ein Stück von ihm selbst, von seinem Leben sei; daß er ohne sie und ihre Gegenliebe gar nicht existiren könne — — und doch — — was trieb ihn denn eben vom Hause weg? War es nicht die süße Unruhe, — der seiner aufgeregten Sinnlichkeit und Phantasie schmeichelnde Gedanke, daß irgend eine schöne, liebreizende Unbekannte für ihn glühe? Und suchte er sie nicht schon im Geiste? Verlangte es nicht ungestüm in seinem Innern, sie zu finden und die köstlichen Früchte dieses Abenteuers zu pflücken?

Er war viel zu ehrlich, um sich dies zu verbergen, aber auch viel zu leicht, um mehr als eine artige Spielerei darin zu finden. „Will's den Mittag meiner Stanzerl erzählen!“ — dachte er, und warf damit alle Verantwortlichkeit von sich ab. — „Die wird lachen über die Närrin!“

Wirklich hielt Mozart Wort und theilte in seiner Gutmüthigkeit und Offenheit die ganze Geschichte seiner Frau und mehreren Freunden beim Mittagessen mit; denn da er von jeher eine heitere Gesellschaft liebte und gastfrei wie der reichste Edelmann war, so kam fast nie die Suppenschüssel auf den Tisch, ohne Gäste zu sehen. Er hatte sich denn auch in seiner guten Frau nicht getäuscht, sie lachte allerdings mit über die Blumenspenderin, ja sie ging sogar

auf die kleinen Neckereien ein, die den Maestro — den alle Welt für einen Näscher in Liebesaffairen kannte — jetzt trafen; aber sie nahm sich im Stillen doch auch zweierlei vor: einmal den Schleichhandel mit den Bouquets womöglich abzuschneiden, und dann die geheime Rivalin dadurch zu entwaffnen, daß sie dem geliebten Manne mit doppelter Herzlichkeit, Liebe und Freundlichkeit entgegenkomme und sein Herz auf diese Weise so mächtig fessele, daß es die Unbekannte gar nicht kennen zu lernen verlange.

Gewiß ein großer, schöner und edler Entschluß; — aber — die Gute wußte in ihrer Unschuld nicht, welch' ungeheueren Reiz alles Romantische, Geheimnißvolle und — — Verbotene auf Menschen von Sinnlichkeit und Phantasie übe!

Wirklich entfaltete die junge Frau von dem Momente an eine Liebenswürdigkeit, die alle Tischgäste — den Herrn Gemahl miteingerechnet — entzückte. Sie war die Heiterkeit und muntere Laune selbst; ja Mozart traute seinen Augen kaum, als sie zum Nachtische mit drei Flaschen köstlichen Burgunders herantrat. Es war dies ein Theil eines Geschenkes des Fürsten Johann Esterhazy, das Frau Mozart nur bei ganz besonderen Gelegenheiten anzugreifen pflegte. Und in der That! glich sie nicht wirklich, als sie jetzt einschenkte, einer Hebe?

Wie schön stand ihr das hellgrün und weißgestreifte Kleid; wie reizend fiel der Ueberfluß ihrer lichtbraunen von keinem Puder entstellten Locken auf Schultern und

Nacken. Mozart's Blicke sogen, trunken von Lust, das liebliche Bild ein. „Sie ist doch so schön, als gut!" dachte er und war stolz darauf, ein solches Weib zu besitzen. Wie er aber immer bei ähnlichen Gelegenheiten, und wenn er so recht bei guter Laune war, seine Gedanken in improvisirten Reimen ausdrückte, so auch heute. Leuchtenden Auges, den seelenvollen Blick auf sein Weibchen gerichtet, das gefüllte Glas hoch in der Hand, rief er jetzt:

Der Wolfgang Amadeus Mozart
Ist ein Kerl von eigner Art;
Was ihm sitzt im Herzensgrund
Macht die Lippe Jedem kund.
Hat darüber oft und viel
Sich verdorben schon sein Spiel,
Und, wie aller Welt bekannt,
Sich gar schön das Maul verbrannt.
Dennoch bleibt er stets dabei:
Lustig, offen, frisch und frei!

Alle wiederholten auf sein Zeichen mit Lachen:

„Dennoch bleibt er stets dabei:
Lustig, offen, frisch und frei!"

Mozart trank aus und die Anderen folgten. Dann seiner Frau zuwinkend, daß sie die Gläser wieder fülle, fuhr er fort:

Und so mag's bei Lust und Wein
Denn auch wieder heute sein;
Also hört, ihr Freunde alle,
Was im gegenwärt'gen Falle
Ihn am meisten freut und hebt
Und vor seiner Seele schwebt.

S'ist die Stanzerl hold und mild
Wie sie uns die Gläser füllt!"

Und Alle mußten wiederholen, was sie auch jubelnd thaten:

„S'ist die Stanzerl hold und mild,
Wie sie uns die Gläser füllt!"

Constanze aber beugte sich erröthend über den Gatten, drückte ihm einen Kuß auf die Lippen und sagte:

„Kluge Leute hören nicht,
Was ein solcher Spötter spricht!"

Aber Mozart ließ sich nicht irre machen, schlang seinen Arm um ihre Taille, und fuhr fort:

„Solch' ein Weib, ihr lieben Brüder,
Sieht die ganze Welt nicht wieder.
Denn sie ist wie Hebe hold,
Hat ein Herz von laut'rem Gold;
Und was mehr als Alles thut;
Sie ist brav und herzensgut!"

Und abermals erschallte es aus allen Kehlen unter frohem Jauchzen und Gläserklingen:

„Und was mehr als Alles thut,
Sie ist brav und herzensgut!"

Die Bahn zu einer ausgelassenen Munterkeit war nun gebrochen. Constanze verweilte noch einige Zeit bei den Herren, dann zog sie sich unbemerkt zurück.

Der Kaffee wurde in der Gartenlaube genommen, dann ging es an das Musiciren, das bis über das Abendessen

hinaus dauerte, und so war es beinahe Mitternacht, als die Gäste Abschied nahmen.

Constanze war längst zu Bette gegangen.

Aber wie wunderschön war doch die Nacht. Sie erinnerte Amadeus in ihrer Milde und Behaglichkeit an Italien. Der ganze Himmel prangte voll Sterne und ein balsamischer Hauch stieg von den Blumenbeeten auf. Und wie leuchtende Schmetterlinge gaukelten die Erinnerungen der Jugend an seiner Seele vorüber: die Nächte zu Rom, mit seinem kleinen Freunde Linley und der lieblichen Giuditta so glücklich verlebt; — und jene göttlichen Nächte zu Neapel an der Seite der stolzen Bernasconi!

Wo war sie hin diese schöne Zeit? — und was mochte aus ihnen geworden sein, ... aus Linley und Giuditta?

Unwillkürlich blickte sein Auge nach dem Himmel, als wolle er die Sterne darüber befragen. Aber die ewig leuchtenden, Alles sehenden Sterne blieben still und kalt. Was kümmert auch sie, die ewig Hohen, das Loos der armen Staubgeborenen? Mag dein Herz vor Freude jauchzen oder vor Schmerz zerspringen wollen, sie bleiben eisig, kalt, ernst, unbewegt und wandeln feierlich ihre unermeßlichen Bahnen. Ung doch mußte Mozart seine Gefühle jetzt ausströmen, — mußte etwas haben, das mit ihm fühlte.

Er riß die Fenster seines Zimmers weit auf, um Luft und Duft einzulassen, und ergriff ungestüm die Violine, die an der Wand hing. Und ohne es zu wissen und ohne es zu wollen hauchte er in unendlich zarten Tönen die Em-

pfindungen seiner Seele aus. Es waren Melodien, die er mit Linley vor siebzehn Jahren gespielt, die aber jetzt sein enormes Gedächtniß vollständig zurückführte. Aber diesmal antwortete der kleine Freund nicht, wie einst, in jener schönen Nacht zu Rom. Auch keine Giuditta war da, ihn mit einem Lorbeerkranze zu krönen. Vielleicht lebte die Holde gar nicht mehr? ..... vielleicht ..... vielleicht ..... er spielte immer auf eine entzückende Weise fort, ohne es sich selbst bewußt zu werden.... und dachte immerfort an die kleine, feurige Giuditta..... die seine kleine, liebe, wilde Katze gewesen,..... mit der er sich herumgewälzt und gebissen..... mit der er so selige Stunden verlebt.... Stunden, Stunden.... wie die in der Höhle der heiligen Cäcilie!

Er hielt inne im Denken und Spielen. Es war ihm plötzlich — trotz der Nacht — so heiß geworden, daß er sich den Schweiß von der Stirne wischen mußte. Aber er hatte heute auch viel gelacht und viel gesprochen und viel Wein getrunken, und dann zog auch — was er jetzt erst bemerkte — am Horizonte ein schweres Gewitter herauf. Selbst die äußere Temperatur war jetzt eine andere. Es war schwül — sehr schwül!

Mozart knüpfte die Weste auf, da schimmerte ihm Giuditta's Andenken, das kleine goldene Kreuz entgegen. Er blickte es lange sinnend an; — zweimal hatte es zu ihm gesprochen: als er seiner Zeit, in seiner Liebe geirrt, und als Cannabich ihm bedeutet, daß er, wenn er fortfahre die Nächte hindurch zu arbeiten, keine 40 Jahre alt

werde. Das erstemal hatte sich die Warnung bewahrheitet; — sollte sich die zweite auch erfüllen? Er sann lange nach, dann drückte er einen Kuß darauf und verbarg es wieder an seinem Herzen.

Und wieder zitterten die Saiten seines Instrumentes, und selige Melodien zogen hinaus in die Nacht, die finsterer und finsterer wurde.

Da war es ihm, als höre er im Garten ein leises Geräusch. Was war das? — sollte dies ein Vorbote des Sträußchens sein?

Er hatte die Geschichte ganz vergessen gehabt; aber jetzt fiel es ihm wieder ein: daß er sich ja vorgenommen habe, die Art und Weise der Ueberbringung zu belauschen, und das überbringende Wesen abzufangen, um wo möglich der holden Spenderin auf die Spur zu kommen.

Rasch löschte daher Amadeus das Licht aus, und schlich hinunter in den Garten. Hier befand sich, ganz nahe dem Wohnhause, und unmittelbar dem Fenster des ersten Stockes gegenüber, durch welches die Bouquets immer so geheimnißvoll auf Mozart's Schreibtisch befördert wurden, ein kleines Hüttchen. Es diente gewöhnlich zum Aufbewahren der Gartengeräthschaften, doch pflegte Amadeus auch oft auf dem alten Sopha, welches darin stand, sein Mittagsschläfchen zu halten. Da dies Hüttchen nach vorn eine Thüre und nach rechts und links Chalousiefenster hatte, eignete es sich vortrefflich zum Lauschen. Dahin also richtete Amadeus seine Schritte.

Es war dunkel geworden. Kein Stern leuchtete mehr,

schwere Wolken bedeckten den Himmel und während der Donner von fern her grollte, fielen einzelne schwere Tropfen. Mozart eilte daher unter das schirmende Dach zu kommen; aber in demselben Augenblicke, in welchem er hineintreten wollte, versuchte jemand Anderes herauszuschlüpfen.

„Holla!“ — rief Mozart halblaut und schlang freudig seine Arme um die Gestalt, die in der Dunkelheit nicht zu erkennen war: — „Haben wir das Mäuschen gefangen? Jetzt wird man doch einmal erfahren .... “

Aber das Wort erstarb ihm im Munde, denn er fühlte, daß er ein weibliches Wesen in den Armen hielt. Der Stoff der Kleider war fein, — die Haare dufteten angenehm — die abwehrenden Bewegungen verriethen Anstand, — die Formen Jugend!

„Alle Wetter!“ — flüsterte Amadeus — „sollte ich das Herzensvögelchen selbst erwischt haben? — Wer sind Sie, mein Engel?“

Aber die Gefangene antwortete nicht, doch glaubte Mozart ein unterdrücktes Kichern zu hören. „Ein gutes Zeichen“, — dachte er — „sie freut sich ihrer Gefangenschaft!“ Doch fing er nun zu katechisiren an. Aber die gefangene Schöne schwieg beharrlich, während es draußen vom Himmel herabgoß und donnerte, als ob die Welt untergehen solle.

Mozart frug nichts darnach; er hatte nur zu thun, das Sträuben des lieblichen Wesens, das er fest umschlossen hielt, zu bewältigen. Sein Blut schäumte, seine

Pulse flogen, seine Glieder zitterten, zumal da er jetzt an die Stelle der Fragen Küsse treten ließ, die auf brennende Wangen fielen. Und — o Wonne! jetzt fing auch das Vöglein an, gefügiger zu werden .... jetzt .... jetzt erwiderte die Holde sogar den Kuß des feuerigen Maestros.

Aber in demselben Augenblicke fuhr auch Mozart wie vom Donner gerührt zurück, während ein schallendes Gelächter von Seiten der Gefangenen die Luft erschütterte. Bei dem Leuchten eines furchtbaren Blitzes hatte Mozart .... seine Frau erkannt.

„Aber um Gottes Willen" — stotterte er jetzt verlegen — „Herzensfrauchen was machst du denn um diese Zeit hier?

„Darf ich die Frage meinem gestrengen Eheherrn zurückgeben?" — entgegnete Constanze, aber in so heiterem und unbefangenem Tone, daß Wolfgang Luft schöpfte.

„Je nun!" — sagte dieser — „ich wollte endlich einmal wissen, wer die bewußten Bouquets bringt und schickt."

„Vortrefflich!" — entgegnete Frau Mozart — „aus demselben Grunde bin ich ja auch hier. Ich wollte Dir, meinem lieben, herzensguten Männchen und der unbekannten Spenderin die Sache erleichtern. Hätte ich ihren Namen erfahren, so hätte ich sie zu uns geladen, dann würdest du ganz gemächlich zwischen uns zwei die Wahl gehabt haben."

„Constanze!" — bat Mozart.

„Und" — fuhr jene heiter fort, indem jetzt sie ihren

Mann umschloß — „glaubst du es mir, daß ich so eitel bin, dabei an den Sieg von meiner Seite zu denken?"

„Liebe, beste Stanzerl!"— rief Mozart flehend.

„Denn" — fuhr sie fort — „ein gewisser großer Dichter sagte einst:

„Solch ein Weib, ihr lieben Brüder,
Sieht die ganze Welt nicht wieder.
Denn sie ist wie Hebe hold,
Hat ein Herz von laut'rem Gold;
Und was mehr als Alles thut,
Sie ist brav und herzensgut!"

„Ja, das ist sie auch!" — rief Mozart — „so brav und so gut, daß sie ihren Mann beschämt!"

Aber jetzt war es Constanze, die ihm den Mund mit Küssen schloß. — Es war noch immer stockfinster, der Regen goß fort und fort vom Himmel, die Donner aber rollten schon ferner. Mozart zog sein Frauchen neben sich auf das Sopha. Sie konnten ja jetzt wegen dem Regen nicht hinaus. Als sie nach langer Zeit das Häuschen verließen, war das Gewitter vorbei, und die ersten Lichter des Morgens dämmerten über der Welt, die, wie ein ungeheuerer Altar des Ewigen, dampfte und duftete.

Zauberei.

Am anderen Morgen lag das bewußte Sträußchen wieder an seinem alten Platze. Es war also — während Herr und Frau Mozart in dem Hüttchen weilten und ein stilles Versöhnungsfest feierten — dem unbekannten Postillon d'amour doch gelungen, seine Aufgabe zu lösen. Aber weder er noch sie dachten an weitere Nachforschungen. Wolfgang componirte herrlicher denn je, und Frau Constanze machte in der Stille die nöthigen Vorkehrungen zur Reise nach Prag, denn da „Don Juan" nahe zur Hälfte fertig componirt war, sollte es in wenigen Tagen nach Böhmen gehen, die Oper an Ort und Stelle zu vollenden.

Um jene Zeit machte in den höheren gesellschaftlichen Kreisen Wiens eine italienische Sängerin, Signora Mandini, außerordentliches Aufsehen, und zwar nicht

nur durch ihre Stimme, sondern auch durch ihre blendende Schönheit. Nie hatte man hier — was doch viel sagen will — eine schönere Erscheinung gesehen. Sie war das Bild einer edlen Römerin: groß, von herrlichem Wuchs, die Augen schwarz wie die Nacht, aus welchen alle Leidenschaften blitzten und deren Funken, wie griechisches Feuer, unauslöschlich das Innere dessen durchbrannte, der es wagte, in sie zu schauen; dabei dunkeles, prächtiges Haar, eine kühn gebogene ächt römische Nase, feinen Mund, schwarze dichte Wimpern, kühn geschwungene Augenbrauen, südlichen Teint, volle üppige Formen, und eine Energie der Bewegungen, die imponirte. Dabei war Signora Mandini reich und unabhängig, da sie — in Italien hoch gefeiert — das Metall ihrer Stimme durch die Begeisterung ihrer Landsleute in wirkliches Gold umgemünzt hatte. Das Alles gefiel in den höheren Kreisen Wiens sehr, nur wollte hier vielen ihrer jüngeren und älteren Verehrer die Unnahbarkeit nicht zusagen, welche die stolze Tochter Rom's um sich verbreitete. Uebrigens war die Mandini erst seit ganz kurzer Zeit in Oesterreichs Hauptstadt eingetroffen und hatte durch Empfehlungen mehrerer hochadeligen italienischen Häuser, auch Zutritt bei den Fürsten Gallizin und Esterhazy gefunden.

Für heute hatte sie dem Fürsten Gallizin zugesagt, und — da dieser auch ein Freund und Beschützer Mozart's — war Amadeus ebenfalls eingeladen.

Mozart war ungemein gespannt, da er in den letzten Tagen viel von dieser Schönheit gehört. Als er in die

Säle trat, fand er die Gesellschaft glänzender und zahlreicher, wie gewöhnlich, denn der Kaiser war erwartet, und man harrte in der That nur noch seiner Ankunft, um mit dem musikalischen Theile des Abends zu beginnen. Es sollte kein förmliches Concert geben, da Kaiser Joseph für solche Abendunterhaltungen — obgleich er sehr viel auf Musik hielt und sich als einen bedeutenden Musikkenner betrachtete — keine Geduld hatte. Nur nach seinem Wunsche sollten daher einige der hervorragendsten Musiker und Signora Mandini sich hören lassen.

Ungeduldig wartete man auf die Letztere, als sie — fast zu gleicher Zeit mit dem Kaiser — eintrat. Mozart war überrascht. Das war ein wundervolles Weib! — ein Weib, wie er noch keines gesehen .... wie er sich in seinen schönsten und kühnsten Träumen Donna Anna gedacht. Welch' ein Feuer, welch' eine Gluth des Südens! Und diese Büste! Sie trug ein weit ausgeschnittenes Kleid von schwarzem Atlas mit schwarzen Spitzen besetzt und einen Schmuck von Perlen, die sich, wie trunken vor Seligkeit, auf dem herrlich geformten vollen Busen wiegten. Ihre Züge, die für Mozart etwas räthselhaft Bekanntes hatten, sprachen einen gewissen verhaltenen Lebensübermuth aus, den die leidenschaftlich blitzenden Augen und frischrothen, leicht geschwellten Lippen unterstützten. Uebrigens war Mozart im Anfange zu weit von ihr entfernt, um sie genauer beobachten zu können. Vergeblich mühte er sich dabei ab, sich zu erinnern: wo er dieses Gesicht — oder vielleicht auch ein ähnliches — gesehen haben möge.

Der Kaiser schritt jetzt, in Begleitung des Fürsten durch die Säle, bald hier bald dort mit besonders Begünstigten einige Worte wechselnd. Plötzlich blieb er mit erheitertem Angesichte vor einem schlichten älteren Manne stehen. Es war der originelle Virtuose und Componist Ditters von Dittersdorf. *)

„Was Tausend!" — rief Joseph freudig, dem alten Herrn vertraulich die Hand reichend — „Sie hier?"

„Die Gnade des Fürsten . . . . ."

„Ihr Oratorium „Hiob" — fuhr der Kaiser munter fort, ihm in die Rede fallend — „hat mir außerordentlich zugesagt. Ich habe mir daher die Partitur abschreiben lassen. Sie werden doch nichts dawider haben?"

„Der Beifall eines so großen Kenners" — entgegnete Dittersdorf sich verbeugend — „macht mich glücklich!"

„Nicht schmeicheln!" — sagte Joseph mit einer Falte auf der Stirne. — „Ich liebe die Wahrheit."

„Desto besser!" — versetzte der Angeredete, — „denn ich habe Wahrheit gesprochen."

„Sie sind gern in Wien!" — fuhr der Kaiser fort — „ich weiß es. Wir haben hier bald eine ganze Welt von Künstlern."

„Und können stolz darauf sein: Gluck, Haydn, Salieri, Mozart!"

„Gluck's Zustand gefällt mir nicht!" — bemerkte

---

*) Zumeist bekannt durch seine Opern, worunter auch „das rothe Käppchen" und „Doctor und Apotheker."

Joseph — „ich fürchte für ihn. *) Aber da haben wir auch im Augenblicke ein wahres Siebengestirn von Virtuosen auf der Violine hier. Haben Sie den einen oder den anderen gehört?"

„Alle sieben!" — entgegnete Dittersdorf lächelnd —: „Jarnowich, Frenzel, Scheller u. s. w."

„Da Sie selbst ein großer Virtuos auf der Violine sind . . . . ."

„Gewesen vielleicht, Majestät! . . . gewesen, aber jetzt nicht mehr . . . . ."

„Warum nicht?"

„Weil ich seit einigen Jahren nicht mehr spiele."

„Gleichviel! Dennoch sind Sie immer judex competens. Welcher ist der Beste unter den sieben?"

Dittersdorf zuckte die Achseln.

„Sprechen Sie!" — sagte der Kaiser.

„Ich möchte nicht gern Einen auf Unkosten der Anderen loben. Ich will daher sagen, daß Jeder etwas Gutes hat: Einer in diesem, der Andere in jenem."

„Virtuosen-Modestie!" — sagte Kaiser Joseph mit dem Zeichen der Ungeduld.—„Ich will genau wissen, welcher Ihnen am Besten gefallen hat."

„Jarnowich!"

„Nun, was hat denn dieser Gutes?"

„Er zieht einen schönen Ton aus seinem Instrumente — hat eine reine Scala — spielt sein Allegro mit Präcision — singt vortrefflich im Adagio — . . . ."

*) Er starb wenige Monate später.

„Und ist kein solcher Faselhans, wie Lolli . . . . .“ — rief der Kaiser eifrig.

„Und was das Schönste ist“ — fuhr Dittersdorf fort: — „Er spielt deggagirt, ohne zu grimassiren. Mit einem Worte: Er spielt für Kunst und Herz.“

„Er spielt so“ — sagte der Kaiser mit einem wunderbar freundlichen Blick aus seinen schönen blauen Augen — „wie Dittersdorf einst spielte. Nun! das ist mir lieb, daß Sie gerade der Meinung sind, der ich bin. Was halten Sie aber von Scheller?“ *)

Dittersdorf war betroffen. Er blickte verlegen auf die Umstehenden, die freilich sich einige Schritte zurückgezogen hatten, aber doch jedes Wort verstehen konnten.

„Nun?“ — rief Joseph, den die Verlegenheit des Mannes amüsirte — „Heraus mit der Katze aus dem Sacke!“

„Wenn Majestät ausdrücklich befehlen?“

„Ja, ja!“

„Nun denn! — Trotz seiner langen Haare, die, ungekämmt bis auf die Schultern herabhängend, Genialität bekunden sollen; — trotz seiner Grimassen und Kopfschwenkungen, macht er mir mit seinen Doppelgriffen und Arpeggios, mit denen er beständig leiert, Ekel und Langeweile.“

„Bravissimo!“ — rief Kaiser Joseph lachend, — „das nämliche habe ich auch gesagt; wahres Künstlerthum

*) Des Kaisers eigene Worte, wie denn das ganze Gespräch historisch treu ist.

läßt sich nicht affectiren, und dennoch soutenirt ihn Greybig per la vita, und disputirt beständig deßwegen mit mir. Aber heute noch will ich ihn still machen, und ihm sagen, daß ich Sie zum Schiedsrichter gemacht hätte, und daß Sie gerade wie ich entschieden hätten."

„Behüte Gott!" — rief Dittersdorf in Laune — „Da würden mir ja Ew. Majestät den Greybig auf den Hals hetzen."

„Sie werden sich doch nicht vor dem Narren fürchten?"

„Doch! doch, Majestät! Denn wenn er gewahr wird, daß ich nicht seiner Meinung bin, so wird er mit mir umgehen, wie mit Haydn und Mozart."

„Ihr Urtheil ist längst gefällt."

„Dann wehe mir!"

„Es ist nicht so schlimm, als Sie befürchten. Wollen Sie es hören?"

„Ich bin begierig!"

„Er sagt: Als Violinist gleichen Sie einem guten Prediger, der aber mehr Belesenheit in dem alten, als in dem neuen Testamente zeige."

„Satyrisch genug!" — meinte Dittersdorf lachend.

„Dagegen sagt er von Ihrer Composition: Sie ist eine wohlbesetzte und zierlich angerichtete Tafel. Die Speisen sind alle schmackhaft bereitet, man kann von jeder Schüssel eine gute Portion genießen, und riskirt doch keine Indigestion. Und er hat vollkommen recht."

„Zu gnädig, Majestät!"

„Nein!" — sagte der Kaiser kopfschüttelnd und mit

edlem Ernste: — „Einem Manne Gerechtigkeit widerfahren lassen, ist keine Gnade! — Sind Sie noch immer in Schlesien angestellt?“

„Ja, Ew. Majestät!“

„Als was?“

„Als Amthauptmann und Regierungsrath.“

„Was für Geschäfte haben Sie dabei zu besorgen?“

„Publica, Politica et Judicialia.“

„So?“ — frug hier der Kaiser erstaunt. — „Haben Sie aber auch hinlängliche Fähigkeit dazu?“

„Ich stehe schon dreizehn Jahre in diesem Posten, und habe noch keine Ausstellung bekommen.“

„Das freut mich!“ — rief Joseph. — „Aber wo tausend haben Sie die Kenntnisse zu Ihrem Amte gesammelt?“

„Es wäre mir eine unauslöschliche Schande, Sir!“ — entgegnete Dittersdorf — „wenn ich, in Wien geboren und erzogen, nichts anderes als Violinspielen gelernt hätte.“

„Hm!“ — sagte der Kaiser, beifällig mit dem Kopfe nickend. — „Ihre Antworten sind sehr rund. Ich liebe das. Haben Sie Mozart spielen gehört?“

„O gewiß, schon dreimal.“

„Wie gefällt er Ihnen?“

„Wie er jedem Kenner gefallen muß ..... ausgezeichnet.“

„Haben Sie auch Clementi gehört?“

„Ja, Sir!“

„Einige ziehen ihn dem Mozart vor, — Greybig und Salieri à la Tête! Was ist Ihre Meinung? Gerade heraus!“

„In Clementi's Spiel herrscht blos Kunst, in Mozart's Spiel aber: Kunst, Seele und Geschmack.“

„Eben das habe ich auch gesagt. Ist es doch gerade, als wenn wir Beide aus einerlei Buch studirt hätten.“

„Das haben wir auch, Majestät, aus dem großen Buche der Erfahrung!“

„Was sagen Sie zu Mozart's Compositionen?“

„Alle Achtung!“ — rief Dittersdorf mit hohem Ernste. — „Er ist unstreitig eines der größten Originalgenies, und ich habe bisher noch keinen Componisten gekannt, der einen so erstaunlichen Reichthum von Gedanken besitzt. Kaum will man einem schönen Gedanken nachsinnen, so steht schon wieder ein weit herrlicherer da. Er ist eine Perle für Wien und Ew. Majestät! Mich wundert, daß er noch keine Anstellung hat?“

Kaiser Joseph zuckte die Achseln. — „Ich liebe und verehre ihn; aber es hat so sein Häckchen.“

„O Verläumdung, Majestät!“ — rief Dittersdorf warm.

Aber der Kaiser wandte sich in diesem Augenblick zu dem dicht hinter ihm stehenden Fürsten Gallizin und frug:

„Ist Mozart zugegen?“

„Zu dienen Majestät!“ — entgegnete der Fürst, der bis dahin — ob des langen Gespräches des Kaisers mit Dittersdorf — auf glühenden Kohlen gestanden, mit

einer tiefen Verbeugung: — „Mozart und die Signora Mandini!“

„Ach! die Mandini!“ — rief jetzt Joseph, indem er sich plötzlich erinnerte, wo er war. — „Das hätte ich in der That beinahe vergessen! Nun ja, — da wird mir die Schönste der Schönen gewaltig zürnen. Wo ist sie?“

Und der Fürst beeilte sich die Sängerin seiner Majestät vorzustellen. Der Kaiser unterhielt sich freundlich mit ihr. Als er sie dann bat, etwas zu singen, war sie mit Freuden bereit.

„Und wer wird Sie begleiten?“ — frug Joseph.

„Ist nicht Maestro Mozart hier?“ — frug die Signora im schönsten Italienisch, denn sie wußte sich nur in dieser Sprache auszudrücken.

„Gewiß!“ — versetzte der Fürst und gab einem der Diener ein Zeichen: Mozart herzubitten.

Niemand hatte indessen bemerkt, daß bei der Frage nach dem Maestro eine flüchtige Röthe über das Antlitz der schönen Frau geglitten war.

Der Kaiser nahm auf dem für ihn bereit gehaltenen Sessel Platz, die Uebrigen folgten und Mozart trat heran. Aber in demselben Augenblicke ward auch er feuerroth. Den Busen der Signora zierte ein Sträußchen, genau wie diejenigen, die er alle Morgen auf seinem Arbeitstische fand: in der Mitte die ebenso räthselhaften als bedeutungsvollen Granat- und Oleanderblüthen.

Mozart war frappirt: das Bouquet — die bekannten Züge — — diese Blicke voll wunderbarer Gluth — das

süße, zauberhafte und doch auch wieder fast spöttelnde Lächeln um den reizenden Mund .... er wußte nicht was er denken, was er sagen sollte! Er hatte das alles schon gesehen; .... aber wo? an wem?

Und als Signora ihn, den großen herrlichen Maestro, nun in den schmeichelhaftesten Ausdrücken begrüßte und bat, sie zu jener wundervollen Arie zu begleiten, die er einst für die Bernasconi geschrieben und ihm auch die Stimme etwas unendlich Bekanntes, Heimisches hatte, da verlor Mozart in der That beinahe die, ihm sonst immer so eigene, Geistesgegenwart. Es kam ihm vor als sei er verzaubert.

Die Mandini aber blieb ruhig, fremd und gemessen, nur das Lächeln schien sich bei seiner Verlegenheit zu steigern. Indeß das war alles Sache weniger Momente. Augenblick und Situation ließen keine Zeit zum Nachsinnen oder fragen. Der Kaiser und der ganze hohe Adel Wiens waren zugegen. Mozart setzte sich an das Instrument, und mit dem ersten Accord war er wieder er selbst. Er spielte prachtvoll und die Mandini sang zum Entzücken. Ja, als auf den Wunsch des Kaisers beide weiter musicirten, steigerten sich ihre gegenseitigen Leistungen von Minute zu Minute. Jedes wollte das andere überbieten. Man hatte in Wien etwas so vollkommenes noch nicht gehört, und als sie geendet, war alle Welt mit des Kaisers Ansicht einverstanden: man dürfe diesen Eindruck durch keine andere Musik verwischen.

Wie es sich von selbst versteht, erndeten die Künstler

nun den lebhaftesten Beifall. Signora Mandini ward von jungen Enthusiasten völlig umstrickt, und Mozart war unvermögend noch einmal zu ihr zu gelangen.

Und doch, wie gerne hätte er einige Worte mit ihr gewechselt — sich Gewißheit über das Sträußchen und seine Zweifel bei ihr verschafft. Plötzlich war sie, kurz nachdem der Kaiser die Säle verlassen hatte, verschwunden. Jetzt war aber auch für Mozart kein Bleiben mehr.

In tiefe Gedanken verloren stieg er der großen Treppe hinunter; ja er war so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß er gar nicht gewahrte, wie ein fremder Diener, sobald er seiner ansichtig wurde, nach der Straße winkte und eine Equipage vorfuhr. Gewohnt zu solchen Soireen im Wagen abgeholt und heimgebracht zu werden, ließ er sich denn auch ganz ruhig in die geöffnete Equipage schieben, der Schlag fuhr zu und die Pferde stieben von dannen.

Erst als der Wagen wieder hielt und Mozart bei dem Aussteigen gewahrte, daß er vor einem ganz fremden Hause stehe, kam er zu sich.

„Was ist das?“ — rief er — „wo habt Ihr mich hingefahren? Kennt Ihr denn mein Haus nicht mehr?“

Aber statt des bekannten fürstlich Galliziniscchen Dieners, öffnete ihm schweigend eine ganz fremde Livree-Seele eine kleine Pforte.

„Holla!“ — rief Mozart — „ist denn heute Alles toll? Ich glaube, Ihr habt mich für Euren Herrn genommen?“

„Nein!“ — entgegnete der Diener italienisch. — „Treten Excellenz nur ein.“

„Was Excellenz! Ich bin Capellmeister Mozart!"

Der Diener nickte: „Maestro Mozart."

„Und wer ist Eure Herrschaft?"

Da griff der Diener in seine Brusttasche und reichte Mozart das bekannte Sträußchen.

„Signora Mandini?" — rief starr vor Staunen Amadeus.

„Si signore!"

„Und Ihr seid der Signora Diener?"

„Si signore!"

„Habt Ihr vielleicht schon öfter solche Sträußchen bestellt."

„Der Diener nickte."

„Bei wem?"

„Bei Maestro Mozart."

„Bei mir?"

„Alle Morgen!"

„Und was soll ich hier? — Wer ist Signora Mandini?" — rief Mozart, der nicht wußte, ob er wache oder träume.

Der Diener aber machte ein abwehrendes Zeichen, als wolle oder dürfe er hier keine Auskunft geben. Dann sagte er höflich:

„Folgen Sie mir, Maestro, und Sie werden Alles erfahren."

Was war zu machen? Der Italiener hatte längst die Thüre hinter sich und Mozart zugedrückt und geschlossen. Auch trieb diesen Ueberraschung, Neugierde und .... der

verführerische, wahrhaft berauschende Gedanke, daß die täglich ihm zukommenden Liebesboten aus Flora's Reich von der göttlichen Mandini seien, diese ihn also lieben müsse!

Der Gedanke machte ihn im Tiefsten erbeben; — er hätte es bei Jedem gethan, der von Fleisch und Blut. Nur konnte er nicht begreifen, woher ihn die Mandini kenne, da sie erst seit ganz kurzem in Wien angekommen. Kaum einige Tage früher, als bei ihm die Granat- und Oleanderblüthen. Granat- und Oleanderblüthe! — „Einen Kuß von deinen Lippen und ich bin selig!" und „Treu bis in's Grab!"

Mozart folgte rasch dem Diener, der durch einen langen, schwach erhellten Gang voranschritt. Es war augenscheinlich, daß sie sich in dem Hintergebäude irgend eines großen Hauses befanden. Endlich hielt er an, öffnete eine Thüre und ließ Mozart eintreten.

Es war ein großes, aber sehr vernachlässigtes Zimmer, dessen moderige, verdumpfene Atmosphäre darauf hinwies, daß es lange Jahre nicht gebraucht worden. Die Tapeten waren zum Theil zerrissen und mit dickem Staub bedeckt, die Meubles alt und unscheinbar.

Mozart stutzte.

„Was soll ich hier?" — frug er fast barsch seinen Begleiter.

„Nichts, Maestro!" — versetzte jener ruhig — „gehen Sie nur weiter; im dritten Zimmer werden Sie sich zurechtfinden."

„Und finde ich die Signora dort?"

„Si Signore!"

Aber wer beschreibt sein Staunen, als er nun in das dritte Zimmer trat.

„Wache ich oder träume ich?!" — rief er aus und fuhr mit der Hand nach der Stirne, denn plötzlich war er in eine Höhle versetzt. Sie war künstlich bereitet, das sah er auf den ersten Blick, mit Verzweigungen nach mehreren Seiten. Nächtliches Halbdunkel hob dabei das Geheimnißvolle.

Auch diese Höhle war Amadeus bekannt. Mit ihrem Anblick dämmerte es wunderbar in seiner Seele! — immer heller und heller!

„Richtig!" — rief er plötzlich mit fast kindlicher Freude — „sie ist es! sie ist es! — — da steht ja der Altar mit der heiligen Cäcilie! ..... und dort die herrlich weiche Moosbank auf der ich mit Giuditta gesessen!"

Aber kaum hatte er den Namen Giuditta genannt, als — die Hand sinnend an die Stirne gelegt — seine in die Ferne starrenden Augen, sich weit öffneten und es wie Schuppen von seiner Seele fiel. Das Bild der lieblichen Giuditta stand im Geiste vor ihm, und neben diesem das Bild — der Mandini!

„Bei Gott und allen Heiligen!" — rief er jetzt — „Ja, ja! es sind ihre dunkelen Gluth sprühenden Augen, — ihre Perlenzähne, — ihre Züge; — — es ist ihre Gestalt, nur voller und reifer: — — es sind ihre kühnen, energischen Bewegungen — — es ist ihr toller Lebensmuth, der

aus den Augen blitzt und um die Lippen spielt! — — ja, ja! — es ist Giuditta!"

Aber der Ruf war noch nicht verhallt, als, nicht weit von ihm dasselbe Lied erklang, das ihn vor siebzehn Jahren in der Höhle der heiligen Cäcilie so freudig aus Träumen geweckt. — Noch einmal rief er aufjauchzend: „Giuditta!" — und sie lag in seinen Armen, seine erste Jugendliebe — sein Schutzgeist — die reizende Tochter Uslinghi's, in ihrer damaligen Tracht — — aber jetzt eine reife volle Schönheit — sie — die herrliche, die feurige, die göttliche Mandini! Welch' ein Augenblick! — welch' ein Wiedersehen! — — — —

Die Reise nach Prag und die Prager Bühne.

Wenige Tage später befand sich Mozart mit seiner Frau auf der Reise nach Prag. Die Partitur des Don Giovanni war schon sehr beträchtlich vorgerückt; in dem freundlichen Gartenhause seines Freundes Duschek, nahe der böhmischen Hauptstadt, sollte sie nun vollendet und dann das Stück auf Prags berühmter Bühne aufgeführt werden.

Die Reise war eine herrliche! Der September des Jahres 1787 schien mit seinen wundervollen Tagen den glücklichen Componisten in den Himmel versetzen zu wollen, und glücklich war Mozart, wie nie. Selbst seine Frau wunderte sich über das Anhaltende seiner rosigen Laune; über die so ganz ungewöhnlich heitere Stirne, das frische, lebensmuthige Feuer seiner Augen und die verdoppelte Zärtlichkeit, mit der er ihr überall entgegenkam und alle ihre Wünsche, fast schon im Voraus, errieth und erfüllte.

Aber was ging in Mozart auch nicht alles vor!

Die Reise hatte ihn frei gemacht von all den gewöhnlichen und alltäglichen Sorgen des Lebens, die gerade um so mehr und um so schwerer drücken, je alltäglicher und trivialer sie sind. Da waren keine Lectionen zu geben, keine Proben abzuhalten; — da konnte kein lästiger Mahner anklopfen und Zahlung für eine armselige Schuld verlangen; — da hing nicht die Zukunft wie ein schwarzer Vorhang vor den Blicken des Geistes und beengte die Gedanken und drückte sie in den Staub. O nein! nein! nein! Wolfgang's Seele athmete Freiheit und seine Brust sog in tiefen Zügen die frische Luft der freien Natur ein: den Duft der Wälder, den köstlichen, reinen Hauch der Bergeshöhen! Sein Auge schaute über die weiten Landschaften trunken hin, oder hing mit Entzücken an dem wundervollen Blau des reinen Himmels. Statt dem Geklimper seiner Schüler schmetterten Vögel ihre Lieder: frisch, froh und frei aus naturgeübter Kehle. Die Mauern der Stadt lagen weit, weit hinter ihm, und mit ihnen die elenden Chikanen der Feinde; vor ihm aber breiteten sich Tage der Lust, der Freude, — genialen Schaffens aus! Prag, sein liebes, musikverständiges Prag erwartete ihn ja, und welch' herrliche Schöpfungen brachte er mit, trug er noch in sich! Und über all' dem ausgegossen das Sonnengold der Liebe .... die Hoffnung unsterblichen Ruhmes.

Sollte da Mozart nicht glücklich, nicht selig sein?

Er war es auch; ausgelassen war er sogar und voll

toller Streiche, und Constanze schüttelte sich oft vor Lachen. Ach! sie war ja auch so glücklich und heiter, weil ihr Amadeus es war!

Und wie stattlich reisten sie. Eine alte Freundin und enthusiastische Verehrerin Mozart's, die verwittwete Generalin Volkstett, hatte ihren Reisewagen hergeliehen: eine große, gelbrothe Kutsche, hüben und drüben am Schlage mit Blumenbouquets bemalt, die Ränder mit schmalen Goldleisten besetzt; dabei hohes Gedeck mit Lederverhängen. Versteht sich, daß es an Koffern und Schachteln nicht fehlte, die hinten und oben aufgepackt waren, so daß sich ein kleiner babylonischer Thurm oben aufbaute. Denn Frau Mozart hatte sich und den Herrn Gemahl mit sämmtlicher Garderobe und Wäsche wohl versorgt, da man nicht wissen konnte, wie lange der Aufenthalt in Prag dauern werde und die besorgte Hausfrau keine neuen Anschaffungen machen wollte.

Und dabei die lustigen Postillone, die in dem kleinen Mann mit dem braunen Ueberrock — den eine Reihe großer, faconirter Knöpfe zierte — den schwarzseidenen kurzen Beinkleidern, der gestickten Weste, den vergoldeten Schuhschnallen, dem, in einen Zopf gefaßten starken Haarwuchse und den freundlich blinkenden Augen in dem heiteren Gesichte, sogleich den freigebigen Passagier erkannten; wie fuhren sie zu und bliesen ihr Horn, daß sich die Insassen des Wagens oft unter Lachen die Ohren zuhielten.

O es waren köstliche Tage, diese Tage der Reise nach Prag, die manches kleine Abenteuer einschlossen — so das

Wunderbare, daß ihnen immer ein dreispänniger, sehr eleganter, aber dicht verschlossener Reisewagen folgte. Meist hielt er sich in großer Entfernung und kam an den Haltepunkten gewöhnlich an, wenn Mozart's weiter fuhren. Aber er war immer wieder zu sehen, bis nach Prag: Eine Hauptfreude war aber Mozart bis zuletzt aufgespart.

Als man auf einer der letzten Stationen hielt, um umzuspannen und sich zu erfrischen und die Reisenden eintraten, erschallte plötzlich aus der Ecke des eben nicht sehr hellen Gastzimmers ein Freudenschrei. In der nächsten Minute lag Mozart seinem Freunde Stiepaneck in den Armen.

Stiepaneck — der später, wie wir schon erwähnt, Don Juan in das Böhmische übersetzte — hatte einen weiteren Spaziergang gemacht und nahm eben sein frugales Mittagessen zu sich, als er durch das ganz unerwartete Eintreten Mozart's und seiner Frau auf das Angenehmste überrascht wurde.

Freudigeres hätte beiden Männern gar nichts begegnen können. Mozart ließ gleich einige Flaschen Burgunder kommen und nun ging es an ein Fragen und Erzählen, daß es kein Ende nehmen wollte. Natürlich kam bald auch die neue Oper zur Rede. Da man aber doch fort mußte, so stieg Stiepaneck mit in den Wagen und das Gespräch ward hier fortgesetzt.

„O, Du glaubst nicht, lieber Freund!“ — rief jetzt

Stiepaneck, indem der Wagen munter fortrollte — „Du glaubst nicht, wie sich die Prager auf Deine neue Oper freuen!“

„Nun!“ — entgegnete Mozart heiter — „bei Gott! sie sollen sich auch nicht umsonst gefreut haben; ich bringe ihnen etwas mit, auf das ich selbst stolz bin.“

„Also gelungen?“

„Ich denke wohl!“

„Und darf man etwas über den Stoff wissen?“

„Nein!“ — rief Mozart — „damit muß ich Euch überraschen. Nur soviel, daß ich Euch die Hölle heiß machen werde!“

„Charmant!“ — versetzte Stiepaneck — „aber den Titel darf man doch hören?“

Constanze lachte, dann rief sie mit munterem Tone:

„Nun sage noch Einer, wir Frauen seien neugierig. Bei allen Heiligen, die Männer sind es noch mehr.“

„Das ist Wißbegierde!“ — meinte Stiepaneck lachend.

In diesem Augenblicke fuhr der Wagen langsamer, da es einer kleinen Höhe hinaufging, zugleich drangen die Töne einer Musik in die Ohren der Reisenden.

Mozart beugte sich aus dem Schlage und rief vergnügt:

„Es sind Prager Musikanten!“

Der Postillon hielt von selbst, — wie hätte da ein Böhme vorüberfahren können? Alle horchten; es war das Lied:

„Die Prager Musikanten,
Die sind in allen Landen
Bekannt und gern gesehn. —
Und schau'n sie auch nit zierlich
Und reden's nit manierlich:
Auf's Fiedeln,
Auf's Blasen
Sich Alle wohl verstehn.

Wie Bursch' und Madel springen,
Wenn Horn und Fiedel klingen,
Im raschen lust'gen Tanz.
Die alten Zecher sehen
Die Becher vor sich stehen —
Bei'm Fiedeln,
Bei'm Blasen,
In doppelt schönem Glanz.

Und ist genug gesungen,
Und ist genug gesprungen
Von Allen allzumal.
So tönt, Ihn fromm zu loben,
Dem Freudengeber droben,
Wohl leise
Und innig
Ein herziger Choral.

Dann ziehn wir wieder weiter!
Stets wacker und stets heiter!
Mit uns St. Nepomuck.
Bis wir mit vollen Taschen,
Bis wir mit leeren Flaschen
Mit Singen,
Mit Blasen,
Stehn auf der Prager Bruck!"

Die Musikanten schwiegen. Jedes schenkte ihnen freudig ein Geldstück — selbst der Postillon — und Mozart sagte, indem der Wagen fortfuhr:

„Es ist doch ganz merkwürdig, welch' ein musikalisches Ohr die Böhmen haben! Man findet das bei keiner anderen Nation, nicht einmal bei den niederen Klassen der Italiener. Da war doch auch nicht ein falscher Ton!"

„Ja! mein Verehrter!" — entgegnete Stiepaneck — „Böhmen ist aber auch so recht eigentlich das Land der Musik. Wo findet man denn heutzutage eine Oper, wie die zu Prag."

„Es müßte ganz interessant sein" — meinte Constanze — „die Geschichte der Prager Bühne zu kennen.

„Das ist es auch" — versetzte Stiepaneck — „ich habe sogar ein Studium daraus gemacht."

„O lassen Sie hören!" — rief Frau Mozart und Mozart küßte sie für diesen gescheidten Gedanken.

„Die Sache ist nur ein Bischen ernst und trocken!" — meinte Stiepaneck.

„Für uns doch gewiß nicht!" — versetzte Mozart. — „Ich komme mit der Prager Bühne jetzt in so nahe Verhältnisse, daß es sogar eine Schande für mich wäre, bliebe mir ihre Geschichte fremd. Sie ist dabei ohne Zweifel ein Bild der jeweiligen Sitten- und Culturgeschichte und also so schon anziehend und belehrend."

„Ja das ist sie!"

„Nun denn, alter Freund, heraus damit: ich bringe dann gleich einen neuen Schatz von Wissen nach Prag mit. Die Chroniken gehen wohl, auch in der Geschichte der Prager Bühne, weit zurück."

„Bis auf Wenzel I., den Vater Ottokars II."

„Und wann lebte der?" — frug Constanze.

„Von 1230—1253" — versetzte Stiepaneck. — „An seinem Hofe fand bekannterweise das Deutsche größere Begünstigung, als die Muttersprache, und so sollen schon damals in deutscher Sprache fromme Scenen aus den heiligen Legenden in Prag aufgeführt werden sein. Außerdem fanden deutsche Minnesänger hier die günstigste und gastfreundlichste Aufnahme. Tannhäuser, Boppa und Sigeherr preisen Wenzel I. einstimmig und vergleichen ihn mit Alexander und Artus. Der deutsche Dichter Ludwig von Medlitz lebte fortwährend in des böhmischen Regenten Hofburg; ja in der Manessischen Sammlung sind sogar einige deutsche Minnelieder, von Wenzel selbst verfaßt, aufgenommen."

„Aber eine wirkliche Schaubühne gab es doch damals noch nicht!" — warf hier Constanze ein.

„Von einer Schaubühne finden wir erst um das Jahr 1300 die ersten Spuren!" — sagte Stiepaneck.

„Also doch schon vor mehr als 500 Jahren!" — rief Mozart.

„Ja" — sagte der Freund. — „Es steht nämlich fest, daß um jene Zeit bereits eine Art Oper, oder, wenn man will, ein Pastorale in Prag unter freiem Himmel aufgeführt wurde. Diese merkwürdige Erscheinung, welche eine auffallende Aehnlichkeit mit den sogenannten „Moralitäten" des Mittelalters hat, und einigermaßen an die späteren Fastnachtsspiele des Hans Sachs erinnert, ist unstreitig das älteste dramatische Gedicht Böhmens, und

wiewohl auf die Grablegung Christi darin hingedeutet wird, könnte und würde man das Stück doch wohl richtiger „der Quacksalber“ bezeichnen, da dieser die Hauptrolle darin spielt, und das christliche Element nur wie ein Zwischenspiel erscheint.“

„Sonderbar!“ — rief Mozart. — „Ein geistliches Stück, in dem ein Quacksalber die Hauptfigur? Davon kann ich mir keinen rechten Begriff machen. Kennst du vielleicht den Inhalt?“

„O ja!“ — sagte der Freund. — „Der unbekannte Verfasser dieses Stückes, das einer der merkwürdigsten Beiträge zu der Geschichte des Theaters überhaupt ist, könnte der böhmische Aristophanes genannt werden. Der Inhalt dieser Pastorale aber ist ohngefähr folgender: Ein Wunderdoctor schlägt mit Hilfe seines komischen Dieners und seines redseligen Weibes, eine Bude auf offenem Marktplatze auf — das Theater war nämlich um jene Zeit selbst ein Platz unter freiem Himmel — und empfiehlt nun, ganz in bekannter Marktschreierweise, die herrlichsten Medicamente, welche ein Königreich werth sind, aber, zum Besten der Menschheit, um wenige Kreuzer verkauft werden. Alle Welt drängt sich herzu, unter anderen auch ein Vater, der seinen sich todtstellenden Sohn herbeiträgt und Hilfe verlangt.“

„Das erinnert mich unwillkührlich an Italiens Polichinelle!“ — rief hier lachend Mozart.

„Der böswillige Patient wird nun auf handgreifliche Weise aber höchst komisch hergestellt,“ — fuhr Stiepaneck

fort — „wobei es freilich nicht an so derben Redensarten fehlt, daß sie sich nicht füglich mittheilen lassen. — Ein lustiger Geselle mit schnell beweglicher Zunge, der sich als den bekannten Rubin aus Venedig ankündigt, bietet nun dem Paracelsus Bombastus jener Tage seinen Dienst an, und man unterhandelt um den Lohn. Sobald diese Action vorüber ist, übernimmt Rubin das Geschäft, Käufer herbeizurufen oder eigentlich herbeizusingen; dann treten noch mehrere singende und sich in derben Witzen überbietende Personen auf, wie der Lehrling und die Frau des Quacksalbers; und tolle, ja die vermessenste Ausgelassenheit sprudelt fort, bis einige Jungfrauen erscheinen, um Salbe einzukaufen, die Füße des Heilandes damit zu salben. Diese Scene wurde von dem Dichter edel gehalten und nicht herabgezogen, und es läßt sich vermuthen, daß die Darstellung ernster schloß, als sie begann. Aber leider ist dies Volksdrama, das auf Pergament geschrieben war und von Bücherdeckeln abgelöst wurde, nur unvollständig auf uns gekommen.“

„Das ist Schade!“ — sagte hier Frau Mozart. — „Ich interessire mich immer sehr für die kleinen Anfänge der Erscheinungen, die später groß und gewaltig dastehen. Es ist sehr lehrreich zu sehen, wie sich das Große aus dem Kleinen entwickelt.“

Stiepaneck gab der jungen Frau Recht; dann sagte er: „Von der frühen sarkastischen Laune des böhmischen Volkes hat sich aber doch hie und da noch ein anderer Ueberrest gerettet; so hat man z. B. vor 1310 gereimte

satyrische Spiele, deren Hauptfiguren böse Richter, Geizhälse, Bäcker und Fleischer sind. Volksleben und Volkspoesie würden sich überhaupt auf diese Weise in Böhmen gewiß rasch fortentwickelt haben, wäre dieser Bildungsprozeß nur nicht unaufhörlich durch Kriege und Kämpfe aller Art unterbrochen und gewaltsam gestört worden."

„Das waren indessen doch wohl mehr Schauspiele!"— warf hier Mozart ein. — „Wie stand es denn damals mit der Musik?"

„Die Kirchenmusik fand in jenen wüsten Zeiten noch am ehesten einen festen Anhaltspunkt:" — versetzte Stiepaneck — „und zwar in Böhmen, wie überall. Nachdem König Wenzel III. im Jahre 1306 zu Olmütz ermordet worden, und mit ihm die männliche Linie des Premyslischen Stammes — der 584 Jahre lang Böhmen beherrscht, und ihm 23 Herzöge und 7 Könige gegeben hatte — erloschen war, und, nach wilden Stürmen, Karl IV., Markgraf von Mähren und Statthalter Böhmens geworden, ließ dieser sich die Aufnahme der Kirchenmusik, in Prag sehr angelegen sein. Er stiftete z. B. den Chor der Sängerknaben für die Metropolitane zu St. Veit und ließ die alten Pastorale und religiösen Singspiele wieder aufnehmen. Ebenso trugen die bereits im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts in Böhmen entstandenen Literatengesellschaften sehr viel zum Aufschwung der Musik bei.*)

*) Prochaska's Miscellen der böhmischen und mährischen Literatur. I. Band. Thl. III. S. 418 u. f.

„Literaturgesellschaften?" — wiederholte Mozart fragend. — „Ich habe nie etwas von denselben gehört."

„Sie bestanden größtentheils aus Magistern der Prager Universität," — sagte Stiepaneck — „welche sich dann hie und da in den bedeutenderen Städten des Landes ansiedelten. Ihr Zweck aber war: Veredlung der Kirchenmusik und dadurch Verherrlichung des Gottesdienstes. Wir hatten sie fast in jedem größeren Orte Böhmens, bevor sie insgesammt aufgehoben, und ihre Bücher, prachtvollen Cancionale, geschriebene Musikstücke u. s. w. fast sämmtlich als — — — Maculatur verkauft wurden."

„O wie schade!" — riefen Amadeus und Constanze zugleich.

„Ein Vandalismus" — versetzte der Freund — „wie er leider schon so oft begangen wurde!" —

„So allgemein aber war schon damals in Böhmen die Liebe zur Musik, daß ein altes Werk*) behauptet: Unter Karl IV. gab es kein Haus, wo man nicht bei den gewöhnlichen Handarbeiten sang." — Wie mögen da erst die 20,000 Studenten der Prager Universität gesungen haben!"

„Daran erkenn' ich meine Böhmen!" — rief Mozart freudig. — „Aber weiter, lieber Freund, ich kann dir nicht sagen, wie sehr mich die Sache anspricht!"

„Unter König Wenzel IV. Regierung treten nun aber auch auch „öffentliche Schauspiele" entschieden

*) Rieggers Materialien (Prag, 1788. VII. Heft. S. 135.)

auf;" — fuhr Jener freundlich fort. — „Den 17. November 1370, an welchem Tage Johanna, Wenzels Gemahlin, in Prag zur Königin von Böhmen gekrönt wurde, fanden solche statt. Man brachte ganze acht Tage hindurch mit verschiedenen Ergötzlichkeiten zu: mit Lustspielen, Bällen und Gastereien, sowohl auf dem Schlosse, als auch in der Stadt Prag, — sagt wörtlich einer unserer alten Schriftsteller.*)"

„Ich begreife nur Eines nicht" — fiel hier Mozart ein — „wie konnte die Entwickelung der Musik und der Bühne weiter Platz greifen, da doch die furchtbaren Stürme des Husittenkrieges Alles niederwarfen, was sich auf Cultur und Bildung, Künste und Wissenschaften bezog. Vierzehn Jahre lang, von 1439 — 1453, währte dann noch, nach Kaiser Albrechts Tode, das große, gesetzlose Zwischenreich in Böhmen, wo der Bürgerkrieg das Land auf's neue blutig heimsuchte, wo der Herren-, Ritter- und Bürgerstand sich gegenseitig heftig befehdeten, wo keine versöhnende Stimme ertönte, und zu den Schrecken des Krieges und der zügellosesten Willkühr und Anarchie sich auch noch verheerende Pestseuchen gesellten. Wie konnten Musik und Bühne sich da entwickeln?"

„Es ist freilich wunderbar genug" — versetzte Stiepaneck — „daß diese Stürme und Schicksale nicht jede Spur von Cultur in Böhmen tilgten. So zerstörend übrigens auch der Hussitenkrieg gewüthet hatte, so war der

*) Pelzel, im Leben des Königs. I. Bd. S. 28.

poetische, ja selbst ein gewisser abenteuerlicher und phantastischer Sinn durch ihn dennoch nicht gänzlich unter dem Volke verbannt worden."

„Das beweist, welch' guter Kern in diesem Volke ruht."

„Wer sollte es vermuthen, daß selbst die altbritannischen Sagen vom König Artus und seiner Tafelrunde gerade jetzt in Böhmen Spielraum fanden, und damit das alte Wort der Volksüberlieferung neue Bewährung zu erhalten schien: daß König Artus noch nicht gestorben sei, sondern sich in Höhlen und Steinklüften verborgen halte und nur von Zeit zu Zeit unter den Nationen bald hier, bald dort auftrete, um sie zu ritterlichen Thaten anzuregen; ja, daß er einst wieder den heimischen Boden betreten werde, um seine Länder in Besitz zu nehmen."

„Aechte Volkspoesie!"

„Der poetische Sinn war also, trotz aller Zeiten-Stürme im böhmischen Volke nicht erstorben; noch viel weniger aber der Sinn für Musik. Sobald sich nur die Wogen der religiösen und politischen Kämpfe einigermaßen gelegt, sehen wir sogar eine feste und geschlossene Schaubühne in Prag auftauchen."

„Schon damals? Das ist früh!"

„Der bisherige Spielraum unter freiem Himmel, auf Rasenflächen oder grünenden Angern, auf Märkten oder Straßen" — fuhr Stiepaneck fort — „blieb nur noch für Volksfeste, bei Huldigungen, Krönungen u. s. w.; das allmählich auftauchende Drama, die sich nach und nach von Ferne gestaltende Oper aber erhielten

in Prag eine Art geschlossenen Bühnenlebens. Leider haben wir aus jenen Zeiten aber nur sehr nothdürftige Berichte. So erzählen die alten böhmischen Annalisten von einer Feuersbrunst, die ausbrach, während das Volk sich versammelt hatte, um einem von mehreren Personen veranstalteten „Schauspiele" beizuwohnen. Ganz entschieden aber finden wir den Anfang der Oper für Prag in einem größeren Singspiele: „Dolenz Chvis," welche 1527, als Erzherzog Ferdinand von Oesterreich zum böhmischen Könige gekrönt wurde, in dem großen Saale des Prager Schlosses, in welchem damals auch ein Tournier zu Pferde abgehalten wurde, zur Aufführung kam."

„Also vor beinahe dreihundert Jahren!" — rief Mozart.

„Ferner führten die Prager Studenten von 1539 an, öfter Schauspiele auf, so den „Soldaten" (miles gloriosus) des Plautus und das Drama „Susanne".

„Die Studenten?" — frug überrascht Frau Mozart.

„Ja!" — versetzte der Freund. — „Die höchst interessante Entstehungsgeschichte dieser Studenten-Aufführungen ist in ganz kurzen Zügen folgende: Während des Monats August jeden Jahres fand nämlich an der Prager Universität eine Feierlichkeit statt, welche Beania hieß."

„Beania!" — sagte Mozart — „der Name ist mir ganz fremd. Worin bestand denn diese Feierlichkeit?"

„Diese Feierlichkeit bestand darin," — versetzte Stiepaneck — „daß in die Matrikel oft mehrere Hundert Stu-

denten zugleich eingetragen wurden, nachdem sie eine Art Prüfungszeit oder Geduldprobe ausgehalten hatten, welche sie die älteren Studirenden oft roh und grausam genug empfinden ließen, so daß die Universität endlich gegen diese barbarische Unsitte mit Verboten auftreten mußte. Die Beania war also eine Erlösungszeit und folglich ein großes Fest für Viele und Alle. Man kann sich daher auch denken, wie es dabei zuging. Es fehlte nicht an Trinkgelagen, ja selbst nicht an den rohesten Ausgelassenheiten aller Art; bis endlich — 1535 zum erstenmale — diese Feier durch eine würdigere Erheiterung eine culturhistorische Bedeutung erhielt: mehrere Baccalaureen und Studenten der Prager Universität beschlossen nämlich, das erste der obengenannten Stücke aufzuführen, und ward ihnen dazu vom Magistrat der Prager Neustadt der Rathhaussaal eingeräumt. Das Stück selbst und seine Aufführung ernteten einen großen Beifall."

„Und das Trauerspiel?"

„Das Trauerspiel „Susanna" wurde 1539 in dem großen Collegium, ebenfalls mit ungeheuerem Beifall, gegeben. Der Zudrang war dabei so groß, daß man fürchtete, der Fußboden möge einbrechen."

„Und spielten da auch Frauen mit?" — frug Constanze.

„O nein!" — entgegnete Stiepaneck — „die Frauenrollen wurden natürlich von Studenten gegeben."

„Aber das waren nicht die einzigen Aufführungen?"

„Im August 1543, zur Zeit der Beania, erfolgte eine Wiederholung des Stückes in Gegenwart der angesehensten Personen des Hofes, und da es auch hier den ungetheiltesten Beifall erntete, so mußte es sogar gleich darauf vor dem Monarchen selbst in seiner Prager Burg, gegeben werden. Außer König Ferdinand von Böhmen und seiner Gemahlin, waren dabei die Prinzen Ferdinand und Maximilian und viele Große des Landes zugegen.“

„Welche Ehre für die Herren Studenten!“ — rief Mozart lachend. — „Das müssen ja Blitzjungen gewesen sein. Ich wollte aber auch wetten: sie verstanden sich auf das Schauspielen, das Fechten, Raufen und Trinken besser, als auf ihre Studia!“

„Mag wohl so gewesen sein!“ — meinte der Freund. — „Daß man den 4. August 1544 im Collegium der Königin Hedwig, mit der Komödie „Phormio“ des Terenz; und 1548 mit dem Trauerspiele „Samson“ ein zahlreiches Publikum zu unterhalten suchte, ist ebenfalls bekannt; ebenso, daß Niklas Konác, 1546, die Komödie „Judith“ im elfzeiligen Versmaße aus dem Deutschen oder von Boccaccio entlehnte, und gleichzeitig die böhmische Tragödie „Pammachius“ erschien.*) Leider fehlen auch hier ausführlichere Berichte über diese Stücke und die Art und Weise ihrer Darstellung. Nur soviel

*) Schottky: Beiträge zur Geschichte der frühesten Prager Schauspiele.

kann mit Bestimmtheit angenommen werden, daß dies mit Aufwand und Pracht geschah, und nicht so einfach, wie Shakespeare's Stücke ehemals in Scene gesetzt wurden: weil sonst das Volk nicht in Schaaren herbeigeströmt wäre, dem wenigstens eine Schaulust bereitet werden mußte, da nicht alle diese Spiele in böhmischer, sondern mehrere derselben in lateinischer Sprache zur Aufführung kamen."

„Waren aber diese Stücke bisher nur von den Studirenden bei besonderen festlichen Gelegenheiten aufgeführt worden, so fingen schon Fürst Wilhelm von Rosenberg, dieser Mäcen der Künste und Wissenschaften, und namentlich Kaiser Rudolph II., ein nicht minder für das Schöne und Edele passionirter Herr, an, die Aufführung der Lust-, Trauer- und Singspiele eigenen Personen — damals meist Angestellten des Hofes — zu übertragen."

„Also die ersten Spuren eines Schauspieler-Standes!" — sagte Mozart. — „Hat man Näheres darüber."

„Die damalige Zeit gefiel sich im Genusse und ließ es bei diesem bewenden, während unsere schreibseligen Tage, noch im Schildern solcher Genüsse eine Nachfeier halten; daher kommt es auch, daß ehemalige Chronisten so wenig Einzelheiten berichten, die allein dem Gemälde Schatten und Licht geben und das Einförmige der trockenen Notiz unterbrechen. Schade, daß sie z. B. von dem feierlichen Einzuge nicht ausführlicher sprachen, den Kaiser Ferdinand der Erste 1558 in Prag hielt. 3000 böhmische Ritter eilten ihm entgegen, ebenso 8000 bewaffnete Bürger, von denen 3000 ganz nach der Weise der ehemaligen

Taboriten geharnischt waren; dann folgten 1500 schön gekleidete, von zwölf bärtigen Zwergen angeführte Knaben und 2000 Jungfrauen, deren Bescheidenheit und zierliche Anmuth dem Kaiser besonders gefiel. Der Monarch wurde mit zierlichen Reden empfangen, durch Triumpfbogen geführt, und die Feste — worunter Tourniere und Schauspiele — schienen nicht enden zu wollen."

„Wie aber waren die Stücke jener Zeit beschaffen?" — frug jetzt Frau Mozart. — „Die Beantwortung dieser Frage muß für Jeden, der sich für die Entwicklung der Bühne interessirt, höchst wünschenswerth sein!"

„Nun!" — versetzte Stiepaneck. — „Ich will Ihnen, liebes Frauchen, ein Beispiel davon mittheilen. Es gibt ein böhmisches Schauspiel, welches man gewöhnlich in diese Zeit zu setzen pflegt; das jedoch, trotz seiner Lebendigkeit und anscheinend neuen Erfindung, jetzt fast gänzlich verschollen ist, wiewohl es sonst auf Jahrmärkten unter der bekannten Firma: „gedruckt in diesem Jahre," zum Kauf ausgeboten wurde."

„Und kennen Sie den Inhalt?"

„Die Fabel des Stückes ist ganz kurz die folgende: Ein Knecht hat drei Jahre bei einem Bauer gedient, erhält aber zum Lohn endlich nicht mehr als drei Groschen, von denen zwei schnell ausgegeben sind, und der dritte noch einem ehrwürdigen Bettlergreise, d. h. eigentlich einem Zauberer zu Theil wird, den der lustig gestimmte Jüngling auf seiner Heimreise antrifft."

„Nobele Seele!" — rief Mozart heiter.

„Um solchen Edelmuth zu belohnen,“ — fuhr Stiepaneck fort — „gibt ihm nun der Beschenkte eine Wundergeige, bei deren Klang Alles, wie durch Oberons Horn, in Tanzwuth geräth, ohne aufhören zu können.“

„Wie?“ — fuhr Mozart komisch auf — „ein Vorgänger unseres trefflichen Herrn Wieland?“

„Beinahe!“ — sagte Stiepaneck lachend — „es fehlt ihm nur Wielands Geist und Poesie. Doch zur Sache: Der Besitzer dieses Schatzes ist jetzt aller Noth überhoben, aber auch übermüthig genug, einen armen Juden völlig entblößt unter Dornen tanzen zu lassen und sich mancher ähnlichen Thorheiten oder Vergehen schuldig zu machen, die ihn endlich soweit bringen, daß er gehangen werden soll. Der schlaue Bursche aber bittet sich dicht am Galgen die Gunst aus, seine Geige noch einmal ertönen lassen zu dürfen; und man ist thöricht genug, den Wunsch des Galgen-Aspiranten zu gewähren. Natürlich muß nun alle Welt: Richter und Henker, Wache und Zuschauer, so lange tanzen, bis man endlich die Freilassung des Gefangenen verspricht, um nur selbst mit dem Leben davon zu kommen.“

„Und dies ist der Stoff eines Dramas damaliger Zeit?“ — rief Frau Mozart fast entsetzt.

„Ja, meine Beste,“ — sagte Stiepaneck — „vergessen Sie aber nicht, daß ich von einer Zeitepoche spreche, die nahe an 300 Jahren hinter uns liegt. Es ist eben für uns die Kindheit des Drama's. England steht darin freilich weit glücklicher da. Von wandernden Schau-

spielergesellschaften z. B., die sich zum Zwecke der Ausübung ihrer Kunst mit einander verbunden, weiß man um jene Zeit bei uns noch nichts; fünfzig Jahre später aber, treten sie in Böhmen, wie in ganz Deutschland auf. Dafür nahmen in Prag jetzt wunderbarerweise die frommen Söhne Loyola's — die Jesuiten — das Schauspiel in die Hand!"

„Die Jesuiten?" — rief Constanze — „wäre es möglich? Wie kommen denn die frommen Väter dazu?"

„Die Sache verhält sich, wie folgt: Kaiser Ferdinand I., den um jene Zeit die Türkeneinfälle weniger verderblich bedrohten, und dessen Lieblingswunsch es im vorgerückten Alter blieb, den Protestantismus aus seinen Staaten zurückzudrängen, beschloß: den Jesuitenorden herbeizurufen und ihn als Damm religiösen Neuerungen entgegenzustellen. Es geschah! und wenn nun der Orden auch Feinde fand, so fehlte es ihm dagegen doch auch nicht an mächtigen und reich begüterten Gönnern, die ihn mit Geschenken überhäuften;*) und so wurde ihm nach und nach das Unglaubliche möglich: nämlich sein noch jetzt angestauntes riesiges Clementinum zu errichten, jenes Clementinum auf dessen Stelle sonst drei Kirchen, ein Kloster, zwei und dreißig größere und kleinere Häuser, zwei Gärten, sieben Plätze, eine Brandstätte und zwei weitere Gassen befindlich waren!!"

---

*) Hammerschmid: Prodromus Gloriae Pragenae. Cap. V. pag. 87.

„Großartig!“ — rief Mozart.

„Nicht zu läugnen ist es,“ — fuhr Stiepaneck fort — „daß die Jesuiten nunmehr eine unermüdliche Thätigkeit zu entwickeln begannen. Namentlich unterließ der Orden nichts, um die Jugend an sich zu ziehen, und seinem Unterrichte eine gewisse Abwechselung und Annehmlichkeit zu geben. Außer manchem anderen geistigen Reizmittel fanden es daher die Jesuiten für zweckmäßig: jährlich feierliche Schauspiele in ihren Gebäuden durch Söhne aus den ersten Familien des Landes aufführen zu lassen, und zwar wurden diese Aufführungen mit einer Pracht gegeben, welche das Volk staunen machte und schaarenweise herbeiströmen ließ.“

„Die Herren waren doch immer schlaue Füchse!“ — rief Mozart lachend, und schaute dem Wagenfenster hinaus, ob sich Prag noch nicht zeige.

„Und was waren das für Stücke?“ — frug Constanze.

„Zu diesen Stücken gehörten:“*) — fuhr Stiepaneck fort.

1559. „Der Streit zwischen Fleisch und Geist.
1560. Das Schauspiel Euripi.
1561. Die Comödie von dem Vorzuge der Wissenschaften, und
Adam.“

*) Geschichte des Prager Jesuiten-Collegiums in der k. Universitäts-Bibliothek.

1562. „Sauls Untergang und Davids Krönung" u. s. w.

„Und sie sprachen an?"

„Der Zudrang bei diesen Aufführungen war oft so ungeheuer, daß man 8 bis 10,000 Menschen zählte, die herbeigeströmt kamen."

„Da wurde wohl auch in der That Tüchtiges geleistet?"

„Gewiß! denn wenn auch hier die Aufführenden nur Schüler waren, so bildete sich doch durch ihre von tüchtigen und gebildeten Männern geleitete Leistungen der Sinn für die Schaubühne mehr heraus, als dies durch jede andere Art von Aufführungen hätte geschehen können. Ich will Ihnen gleich auch hierfür einen schlagenden Beweis liefern. — 1563 den 28. October ließ Erzherzog Ferdinand — einer der größten Liebhaber der Schauspiele — in der Prager Burg, und zwar nur vor den Hofleuten und Großen des Reiches, die Tragödie Philopädius von Jesuitenschülern aufführen. Den Tag darauf wiederholte man sie in dem Hofraume des Collegiums vor dem Volke, das sich den lebhaftesten Eindrücken überließ, und sogar in lautes Schluchzen und Weinen ausbrach, als in der Scene eines Wollüstlings mehrere Jünglinge von den Teufeln in die Hölle geschleppt wurden und sie noch aus den Flammen um Hilfe schrien."

Mozart und Constanze sahen sich hier lächelnd an. Sie dachten an das Ende Don Juans. Der Freund hatte dies indessen nicht bemerkt und fuhr fort:

„Nach geendigter Action wurden 34 Schauspieler von

ihren Lehrern bewirthet, und dann erhob sich der Provinzial des Ordens, Pater Lanchus, um, in einer kräftigen Anrede, die Jünglinge zur Tugend anzufeuern."

„Soll ich das auch thun?" — frug hier Wolfgang sein Weibchen ins Ohr.

„Halte dir die Rede selbst!" — sagte diese scherzend — „das wird das Beste sein." Stiepaneck fuhr fort:

„1564 mußte die Komödie „Fucus" auf allgemeines Verlangen mehrmals wiederholt werden. Ich könnte hier durch die fortlaufenden Jahre hindurch einen ganzen Catalog solcher Stücke geben, unterlasse dies unterdessen, um einen Moment hervorzuheben, der in der Entwicklungsgeschichte der Prager Bühne von ungleich größerer Wichtigkeit ist: 1577 ließen nämlich die Jesuiten für ihre Spiele **ein festes Theater** erbauen."

„Das war also das erste feststehende Theater in Böhmen!"

„Ja!" — versetzte der Freund — „dies erste feststehende Theater in Prag und ganz Böhmen wurde durch das Trauerspiel „König Saul" eingeweiht, wobei die Pracht eine kaum glaubliche war. Dazu trug freilich die Anwesenheit der Königin von Frankreich Vieles bei, welche fast von dem ganzen Hofstaate begleitet war. Der Zudrang des Adels und des Volkes war unbeschreiblich. Aber diese Anwesenheit der Königin von Frankreich war wieder ein Schritt weiter in der Entwicklung der Bühne; denn bis dahin war das weibliche Geschlecht von dem Besuche dieser Schauspiele aus-

geschlossen gewesen, und erst von da an erlaubte man, bei besonders ausgezeichneten Darstellungen, Ausnahmen. Jetzt aber hatte auch der Sinn für die Bühne bald so sicheren Fuß gefaßt, daß neben den Jesuitenschülern wirkliche Schauspieler und Sänger von Profession auftreten — — und zwar waren dies Italiener! Zugleich treffen wir hier die erste italienische Oper."

„Ah!" — rief Mozart — „jetzt kommen wir auf unser Feld!"

„Die Sache ist zu interessant und wichtig, um nicht die Originalstellen, die darüber handeln, anzuführen!" — sagte Stiepaneck. — „Ich weiß die Stellen auswendig, da mich zugleich ihre Naivetät immer ansprach:

„1627 bei der Krönung der Gemahlin Kaiser Ferdinand II., Eleonora, geborene Herzogin von Mantua, zur böhmischen Königin und zugleich der Krönung Ferdinand III. zum Könige von Böhmen ist nach gehaltener kaiserlicher und königlicher Tafel, wie auch folgends celebrirter Vesper, in dem neuen Schloßsaal von etlichen Italienern in toskanischer Sprache eine Komödie gehalten worden. Des anderen Tages ist abermals in vorgedachtem Schloßsaal eine italienische Komödia zu sehen gewesen. Den 27. November: Zu Abend um fünf Uhr ist in dem königlichen großen Hof-Schauspielsaale eine schöne Pastoral-Komödia mit sehr lieblichen hellklingenden Stimmen und alles singend, neben eingeschlagenen Instrumenten und anmuthigen Saitenspielen, nach dem ordentlichen Musikal-

tact in welscher Sprache gehalten und agirt worden. Die Actores sind Mann- und Weibspersonen gewesen."*)

Alle lachten herzlich. Dann fuhr Stiepaneck fort.

„So hatte sich also mit dem siebzehnten Jahrhundert die Schauspielkunst und die Oper in Böhmen Bahn gebrochen, und zwar war es die italienische Oper, die — eingeführt durch Eleonora von Mantua — den Anfang machte. Jetzt aber traten auch wandernde Schauspielergesellschaften — und zwar sowohl deutsche, als böhmische und italienische — in Prag häufig auf und gaben ihre Haupt- und Staatsactionen voll des ausgelassensten Scherzes, dem Publikum zum Besten. Immer entschiedener drängte indessen der musikalische Sinn der Böhmen nach Musik und Oper, bis sich eine feste und ständige Bühne bildete."

„Richtig!" — rief Mozart. — „Gleichzeitig damit trat denn auch die Oper in Deutschland auf. Hier schrieb Opitz in seiner „Daphne" den ersten förmlichen Operntext, den Capellmeister Schütz in Dresden 1627 componirte. Leipzig sah und hörte 1691 seine erste Oper, Hamburg die seine — „Adam und Eva," componirt von Philipp Kaiser — 1678. In Nürnberg war 1667 ein Opernhaus erbaut worden und 1697 wurde darin die erste deutsche Oper „Arminius" gegeben."

---

*) Schottky: Beiträge zur Geschichte der frühesten Prager Schauspiele.

„Prag aber übertraf alle," — sagte Stiepaneck leuchtenden Auges — „und doch soll gerade jetzt erst sein schönster Stern aufgehen, denn — — Wolfgang Amadeus Mozart kommt so eben in seinen Mauern an!"

„Und führt in seinem Koffer, — in seinem Kopf und Herzen: „Il dissoluto punito, osia il Don Giovanni" mit!" — rief Mozart, dem Freunde herzlich die Hand drückend.

Bei diesen Worten aber rollte in der That der Wagen in der Hauptstadt Böhmens ein; Mozart aber war seelenvergnügt und sein Weibchen in die Arme schließend sang er:

„Dann ziehn wir wieder weiter!
Stets wacker und stets heiter!
Mit uns St. Nepomuck,
Bis wir mit vollen Taschen,
Bis wir mit leeren Flaschen,
Mit Singen,
Mit Blasen,
Stehn auf der Prager Bruck!"

In den „drei Löwen.“

An dem Gasthause „zu den drei Löwen“ auf dem Kohlmarkte zu Prag fuhr eben ein hochbepackter, stattlicher Reisewagen an. Die große Glocke an der Einfahrt, von des Hausknechts kräftigem Arm gehandhabt, erklang mit lautem Schall, und in demselben Momente sprangen auch schon der wackere, wohlgenährte Löwen-Wirth mit den klitzrigen schwarzen Aeuglein und dem frischen lebenslustigen Gesichte — und zwei Kellner heraus. Kaum aber hatte der dicke Gasthalter den Schlag des Wagens aufgerissen, als er freudig ausrief:

„Beim heiligen Nepomuck! seh' ich recht? Herr von Mozart!“

„Nicht wahr das heißt Wort halten!“ — entgegnete Mozart, indem er mit freudestrahlendem Antlitze heraussprang und dem Wirthe tüchtig die Hand schüttelte. —

„Da wär ich einmal wieder, und Ihr könnt mich den Herbst über behalten. Damit ich aber nicht zu viel dumme Streiche mache, hab' ich gleich meine Frau mitgebracht."

„Prächtig! prächtig!" — rief der Wirth und reichte mit einer solch' herzlichen Gemüthlichkeit Constanzen beide Hände hin, daß diese sie lachend annahm. — „Sein Sie uns willkommen, liebe Frau, denn den Herr von Mozart brauche ich gar nicht willkommen zu heißen, er weiß schon, daß er es ist; und zwar nicht bei mir allein, nicht in Prag allein, — nein! in unserem ganzen lieben Böhmerlande!"

„Sitzt aber auch in meinem Herzen, Kinder!" — sagte Mozart, dem freundlichen Wirthe auf die Achseln klopfend, — „wie der Heilige im Silberschrein! Aber jetzt, Freundchen, gebt uns ein paar Zimmer; denn wenn ich auch meinem lieben Duschek versprochen habe, meine Oper in seinem freundlichen Gartenhause zu vollenden, so kann ich ihn doch nicht so über Hals und Kopf überfallen und will daher die ersten acht Tage in den weltberühmten „drei Löwen" bleiben."

„Viel Ehre!" — sagte der Wirth geschmeichelt: — „aber ...." und er kratzte sich ärgerlich hinter den Ohren.

„Nun, was für ein „aber?" — frug Mozart, indem er mit Stiepaneck Constanzen aus dem Wagen half.

„Warum haben auch der Herr von Mozart nicht vorher geschrieben?"

„Eure Löwengrube wird doch nicht ganz besetzt sein?"

„O nein, das eben nicht! Aber die besten Zimmer ..."

„Nun?"

„Sie sind auf längere Zeit vergeben.“

„An wen?“

„Das weiß ich noch nicht. Heute gerade soll die Herrschaft kommen.“

„Wer ist sie?“

„Das weiß ich auch nicht.“

„Das ist ja schrecklich geheimnißvoll. Aber dieser namenlose Gast hat doch wohl nicht das ganze Haus genommen?“

„Nein . . . .“

„Nun, alter Freund, so geben Sie uns ein paar andere Zimmer.“

„Wenn sie nur freundlich sind!“ — meinte Frau Mozart — „die paar Tage wollen wir uns schon behelfen.“

„Da fällt mir ein Stein vom Herzen!“ — rief der Wirth, und seine gutmüthigen Züge klärten sich wieder auf. — „Denn beim heiligen Nepomuck! wenn der Herr von Mozart mit seinem lieben Frauchen bös geworden wären, ich hätt . . . .“

„Drei ganze Krüge Wein auf einmal verschluckt und ein Schock gebratener Händel dabei!“ — rief Mozart lachend. — „Aber laßt die Sachen, und zeigt uns lieber unser Logis.“

Und, dies sagend, eilte er voraus nach der Treppe. Stiepaneck und der Wirth folgten, während Constanze das Abpacken und Hinaufbringen der Koffer und Schachteln überwachte. Als alles besorgt war, trat auch sie ein.

Die Zimmer, die der Wirth den Gästen angewiesen hatte, lagen in dem ersten Stockwerke des Hauses, dicht neben den sogenannten Herrschaftszimmern, die bereits, wie wir wissen, vergeben waren. Links ein recht freundliches Schlafgemach für die junge Frau, dann ein geräumiger Salon, und, auf diesen folgend, das Schlafzimmer für den Herrn Gemahl. Letzteres war durch eine Thüre noch mit den Staatszimmern verbunden; da diese aber die unbekannte Herrschaft erwarteten, so stand jetzt ein Waschtisch davor, während sie von jenseits verriegelt war. Uebrigens fehlte es nirgends an Bequemlichkeiten. Selbst das in Böhmen unvermeidliche Bild des heiligen Nepomuck, als Schutzpatron des Landes, ohne daß kein Böhme ruhig schlafen kann, schmückte sämmtliche Gemächer.

Mozart war mehr denn vergnügt; die Einrichtung gefiel ihm vortrefflich.

„Nur ein Clavier muß noch herein!“ — rief er heiter, — „und das wird Bondini besorgen!“

Auch Frau Mozart gefiel es hier ganz gut, nur berechnete sie im Stillen mit einiger Beunruhigung die Kosten eines, wie sie meinte, so weitläufigen Logis. Auf acht Tage hätte man sich auch wohl mit zwei Zimmern begnügen können. Als daher Stiepaneck jetzt von Mozart für heute Abschied nahm, konnte sie es nicht über das Herz bringen, den freundlichen Wirth, der sich noch bei ihnen befand, zu fragen; ob sie ihn denn nicht, wenn nun noch vornehmere Gäste kämen, durch die Einnahme dieser drei letzten Zimmer im ersten Stockwerke genirten; sonst

hätten sie und ihr Mann wohl die wenigen Tage auch mit zwei Zimmern im zweiten Stock genug.

Der pfiffige Wirth errieth aus dieser Frage schnell die sparsame Hausfrau; aber so wenig er sonst Sparsamkeit bei seinen Gästen liebte, hier war eine Ausnahme: der Löwenwirth konnte auch einmal in seinem Leben genereuse sein! Er rieb sich daher mit ungeheuerer Behaglichkeit die Hände, tänzelte auf beiden Füßen und sagte mit strahlendem Gesichte:

„O verehrte, liebe Frau von Mozart, was denken sie von dem Inhaber der „drei Löwen zu Prag!“ Beim heiligen Nepomuck, ich möchte mir den Kopf abreißen, daß ich Ihnen nicht meine Staatszimmer geben kann — und, wer weiß noch dazu, wer hinein kommt! — aber diese ...“

„Nun,“ — meinte Constanze — „wir hätten eben doch auch mit zwei genug!“

„Unmöglich!“ — betheuerte der Wirth. — „O! ich kenne Herr von Mozart schon vom letztenmale, wie er bei mir wohnte: liebt es oft die ganze Nacht durch zu musiciren und zu componiren,— muß daher sein eigenes Zimmer haben; wie sollte Frauchen sonst ruhig schlafen können; — und den Salon — — o! Sie werden Besuch genug bekommen, — kenne das! Uebrigens“ — setzte er leise flüsternd, aber mit einer solchen Gutmüthigkeit hinzu, daß es Constanzen durchaus nicht verletzen konnte — „übrigens, liebes Frauchen, bringt der Löwenwirth bei einem Gaste, wie der Herr von Mozart ist, auch die Ehre mit in Rechnung, die seinem Hause durch solche Einkehr widerfährt:

Sie zahlen nicht mehr, als für zwei Zimmer im zweiten Stock!"

Da Stiepaneck sich jetzt, Abschied nehmend, an Frau Mozart wandte, dankte diese dem Wirthe nur mit einem freundlichen Blicke des Einverständnisses und gleich darauf verließ dieser mit Stiepaneck das Zimmer.

Wolfgang und Constanze richteten sich nun vorläufig ein. Es ging an das Auspacken und da Amadeus mit seiner Frau noch gleich an diesem Abend einen Besuch bei Bondini's machen und Constanze die Stadt zeigen wollte, mußte man sich auch umkleiden.

Nach einem Stündchen war alles geschehen und das Pärchen machte sich auf den Weg.

Kaum aber waren sie über den Kohlmarkt, als die Glocke an der Einfahrt der „drei Löwen" abermals ertönte und zwar diesmal noch stärker wie bei Mozart's. Es war ein dreispänniger, sehr eleganter, aber dicht verschlossener Reisewagen, der jetzt vor dem Gasthofe hielt. Wirth und Kellner stürzten herbei, und der Bediente stieg von dem hinteren Sitze. Aber der Wagen öffnete sich nicht.

„Spreck Sie italienisch?" — frug der Diener den Wirth.

„Bah!" — sagte dieser — „wir sind in Böhmen, red er deutsch oder böhmisch!"

„Nicks kann!" — fuhr der Diener fort — „aber Brief ab!"

Und der Diener griff bei diesen Worten in die Brust-

tasche und langte ein Schreiben hervor, das er dem Wirthe gab.

Der Dicke aber hatte kaum hineingesehen, als seine Züge freundlicher wurden. Das Schreiben war von einem Wiener Banquier — demselben der die Zimmer im ersten Geschoß der „drei Löwen“ für eine Herrschaft bestellt hatte — und meldete deise Herrschaft an.

„Ach!“ — rief daher jetzt der Löwenwirth mit einer leichten Verbeugung, indem er sich dabei die feisten Hände rieb und vergnüglich auf beiden Füßen wiegte — „ist die Herrschaft, die die Gnade hatte in den „drei Löwen“ — dem ersten Gasthofe zu Prag — Zimmer zu bestellen?“

„Si Signore!“ — entgegnete der Diener.

„Es ist alles auf das beste bereit!“ — fuhr der Wirth mit neuen Bücklingen fort — „wollen Ihre Gnaden nicht aussteigen?“

„Si Signore!“

Und der Diener öffnete den Schlag. Jetzt war des Löwenwirthes und der Kellner Neugierde auf das Höchste gespannt; aber sie sollte nur schlecht befriedigt werden, denn es stieg Niemand aus, als eine schwarz gekleidete, dicht verschleierte Dame von hohem Wuchse, begleitet von einer ebenso dicht verschleierten Zofe, die beide rasch und stumm an dem Wirthe vorübereilten und, von dem Diener gefolgt, sofort Besitz von ihren Zimmern nahmen.

„Und wer ist Ihre Herrschaft?“ — frug der Wirth, als der Diener wieder zurückkam, um das Gepäck hinauf schaffen zu lassen.

Der Diener that, als höre er die Frage nicht.

„Mein Verehrtester“ — wiederholte der Wirth — „dürfte ich vielleicht nach dem Namen Ihrer Herrschaft fragen?“

„Si Signore!“ — sagte der Italiener gelassen.

„Wer ist Ihre Dame?“

„Si Signore!“

„Ach was, Si Signore!“ — rief der Wirth jetzt ärgerlich — „verstehen Sie mich denn nicht? Ich frage nach dem Rang und Namen Ihrer Herrschaft!“

„Nicks versteh!“ — versetzte der Italiener und schüttelte mit dem Kopfe.

„Sie sprechen nur italienisch?“

„Si Signore!“

Der Löwenwirth biß sich auf die Zähne. So gut und freundlich und gemüthlich er sonst auch war, diesem ledergelben italienischen Gesicht in der Livree hätte er gern eine Ohrfeige für sein: „Si Signore!“ gegeben. Aber er faßte sich männlich, warf dem Diener einen verächtlichen Blick zu, und drehte sich mit einem: — „Er ist ein Esel!“ — zum weggehen.

„Si Signore!“ — sagte dieser und schnallte ruhig seine Koffer ab.

Mozart hatte unterdessen das Haus erreicht, in welchem der Impressario Bondini — der Unternehmer des Prager Theaters — mit seiner Familie wohnte. Leider aber war Bondini mit seiner Frau vor einer halben Stunde ausgegangen.

„So gehen wir zu Capellmeister Strobach!“ — sagte Mozart mit seinem glücklichen Gleichmuthe zu Constanzen —: „Du wirst einen herrlichen Menschen in ihm kennen lernen!“

Aber der Herr Capellmeister war eben, — vor wenigen Augenblicken, — von dem Theaterdiener auf das eiligste weggerufen worden.

„Nun!“ — meinte Wolfgang — „so werden wir doch den Orchester-Director Kucharz treffen.“

Aber ein böses Schicksal schien heute alle seine Dämonen losgelassen zu haben: Kucharz war zu Bondini!

„Es soll nicht sein!“ — rief bei dieser Nachricht Mozart lachend — „wir sollen heute noch, wie große Herren in cognito bleiben. — Auch gut! — So zeige ich meiner lieben Stanzerl die Stadt!“

Constanze ging um so lieber hierauf ein, als sie von dem langen Fahren noch ganz steif in den Gliedern war, das Gehen ihr also wohlthat und sie sich außerdem schon lange darauf gefreut hatte, das schöne, ihr von dem Gatten so sehr gerühmte Prag kennen zu lernen.

Arm in Arm schlenderte daher das glückliche Paar durch die Straßen, während der Abend sich allmälich über die Stadt herabsenkte, die sich mit ihren achtundvierzig Kirchen, fünfzehn Klöstern, neun Synagogen, vierundfünfzig Plätzen und achtundsechszig Palästen, mit ihrem Hradschin, Wissehrad und Schloß gar stolz und prächtig ausdehnte.

Vor allen Dingen mußte Constanze die Brücke mit ihren Bildsäulen und das kostbare Grabmahl des heili-

gen Nepomuck in der Wenzeslauskapelle sehen. Ruht doch hier der Schutzpatron Böhmens in einem silbernen, fünftausend Mark schweren Sarge.

Beim Eintritt in die Kapelle aber kniff der glücklich gestimmte Gatte sein Frauchen in den Arm und raunte ihr leise in die Ohren:

„Johann von Nepomucken
„Mußt springen von der Prager Brucken,
„Weil's dem Wenzel nit wollt glucken
„Der Königin Beicht ihm zu entrucken!“

Constanze verbiß ihr Lachen; aber das Innere der Kapelle stimmte Beide bald ernster.

Wolfgang hatte indessen Recht gehabt, sie zuerst hieher zu führen; denn Niemand kennt Böhmen und Prag, der nicht hier gewesen und sich einen Begriff von der Verehrung gemacht hat, die dieser Heilige in Stadt und Land genießt.

Bekanntlich war Johann von Nepomuck — Domherr an der Collegialkirche Allerheiligen zu Prag — unter König Wenzel IV. (1383) Almosenier und Beichtvater der Königin Johanna. Da die Treue der Letzteren ihrem Gemahle verdächtig gemacht worden war, so verlangte dieser von ihrem Beichtvater die Mittheilung und den Inhalt ihrer Beichte. Nepomuck, seiner Pflicht getreu, weigerte sich dessen, trotz der glänzendsten Verheißungen und so ließ ihn der König in seiner Entrüstung in den Kerker werfen und auf das grausamste foltern. Aber Nepomuck blieb standhaft. Das war zu viel für den ent-

menschten Wenzel, und so ward der Unglückliche auf des Königs Befehl — die Füße an den Hals gebunden — von der Prager Brücke herab in die Moldau geworfen, in der er seinen Tod fand.

Natürlich ist es, daß Johann von Nepomuck jetzt bei dem ganzen Volke als Vorbild der Standhaftigkeit, Beschützer eines guten Namens und Vertheidiger der Ehre galt, und von ihm in eben dem Grade verehrt, wie der König gehaßt wurde. Man bezeichnete ihn als einen der ersten Blutzeugen Christi, der sein Leben für die Unverletzlichkeit des dreifachen Siegels aller Beichtgeheimnisse opferte, und der als Märtyrer der Kirche — ex odio fidei — gestorben sei. Man bewunderte in ihm den Kampf des schwachen Einzelnen gegen den Andrang äußerer Gewalt: fühlte sich durch den Gegensatz von glänzenden Verheißungen und der schärfsten Marterpein an die Stärke des reinsten Willens und an überirdischen Beistand gemahnt; — und bevor er noch durch Roms Ausspruch als Heiliger, — als primus assertor Sacramentalis Sigilli, als Protomartyr ratione Sigilli Sacramentalis galt, hatte ihn die Volksstimme schon als solchen ausgerufen. Seine Verehrung ward eine allgemeine, nie dagewesene, und nahm noch überhand, als die Jesuiten ihn für den zweiten Schutzpatron ihres Ordens anerkannten.

Keine Kirche, keine Kapelle, kein Haus und kein Zimmer blieb von nun an in ganz Böhmen ohne sein Bild. Alle Brücken wurden mit einer Statue des heiligen Ne-

pomuck geschmückt, man errichtete ihm Kirchen in Menge und trug sein Bild in Gestalt eines Agnus Dei oder geistlichen Denkpfennigs an der linken Seite der Brust auf dem Herzen.

So oft Kaiser Ferdinand I. nach Böhmen kam, eilte er, von seinem gesammten Hofstaate begleitet, andächtig zu dem Grabe des großen Heiligen; nicht minder thaten dies Ferdinand II., wie die späteren Regenten und kaiserlichen Prinzen, welche gleich dem Volke eine solche Masse frommer Gaben an seinem Grabe niederlegten, daß dieselben zu ungeheuren Schätzen heranwuchsen.

Bald hingen hier eine Menge silberner und goldener Votivtafeln, während dreiundneunzig schwere silberne, zum Theil vergoldete Lampen, Tag und Nacht an dem Grabe brannten. Dabei nahmen die Wallfahrten kein Ende. Aus ganz Böhmen kamen z. B. bei allzutrocknem Wetter, geführt von ihren Priestern, ganze Gemeinden, um an der Ruhestätte des großen Fürsprechers bei Gott .... Regen zu erflehen!

In einem Jahre (1721) wurden, Johann von Nepomuck zu Ehren, hier 50,672 Messen gelesen, und in fünf Jahren stieg ihre Zahl auf 327,000, während in der gleichen Zeit 7,286,477 Gläubige am Grabe des Seligen als Communicanten erschienen! *)

*) Geschichts-Beschreibung von dem Leben, Marterpein und Wunderwerken des h. Joh. v. Nepomuck (Prag 1730). IV. S. 213.
Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in

Mozart hatte Constanzen davon schon viel auf der Reise erzählt, die es deshalb auch sehr interessirte, die Sache an Ort und Stelle kennen zu lernen. So blieben sie hier länger, als sie gedacht, — verrichteten auch als gute Katholiken, an dem Grabe des Märtyrers einige Gebete. Die Nacht war daher bereits eingebrochen, als sie die Kirche verließen und sich den „drei Löwen“ wieder zuwandten. Kaum aber hatten sie den Kohlmarkt erreicht, als Mozart verwundert sagte:

„Stanzerl! Es ist Jemand in unseren Zimmern; ich sehe Licht darin!“

„Nun,“ — meinte die Frau — „das Stubenmädchen wird die Betten abdecken und die Zimmer für die Nacht in Ordnung bringen.“

Mozart schüttelte den Kopf: — „Die Beleuchtung ist zu hell, um von einem einzigen Lichte zu kommen.“

„So laß uns rascher gehen und sehen!“ — sagte Constanze.

Es geschah. Aber von fern bemerkten sie schon, daß ein Kellner — der am Thore gestanden und augenscheinlich auf ihre Rückkunft gepaßt hatte — sich, so wie er sie erspäht, umwandte und die Treppe hinauf eilte.

„Die Löwengrube“ — sagte Mozart jetzt heiter, denn so nannte er gern im Scherze sein Gasthaus — „steckt heute voll Räthsel.“

Böhmen: II. Jahrg. Juli. „Andeutungen über die sehr verbreitete Verehrung des h. Joh. v. Nepomuck“, von Prof. Schettkv. S. 44—70.

„Nun, es wird dafür auch Auflösungen geben!“ — meinte Constanze und schritt munter voraus.

Aber welch' eine freudige und liebenswürdige Auflösung war das.

An jeder Seite ihrer Zimmerthüre stand ein Kellner mit einem Lichte, das seine Strahlen auf die Laub- und Blumenkränze warf, mit welchen man in der Eile die Thüre verziert hatte. Der dicke Löwenwirth selbst stand daneben, sein Gesicht glänzte vor Freude und seine schwarzen Aeuglein klitzerten wie Leuchtkäfer; dabei rieb er sich vor Entzücken die Hände und hüpfte wie ein Böcklein von einem Bein auf das andere, indem er ein über das anderemal rief: — „Zum Willkomm! Herr von Mozart! Zum Willkomm in unserer guten Stadt Prag!“

Im gleichen Augenblicke aber öffnete sich die Thüre und ein lautes, vielstimmiges: — „Willkommen! Willkommen in Prag!“ — drang den Ueberraschten entgegen. Mozart erkannte sie sogleich Alle, und jubelnd — ganz außer sich vor Freude — umarmte er Bondini und sein herziges Frauchen, Strobach, die Freunde Luigi Bassi, Micelli, Ponaziani, Lolli und Kucharz, auch die schöne und feurige Saporitti und Stiepaneck waren da.

War doch letzterer, so wie er Mozart verlassen, mit der Freudenbotschaft zu Bondini geeilt und dieser hatte dann rasch und mit Hülfe der zwei Theaterdiener die Obengenannten zusammenrufen lassen. Jetzt rief Bondini:

„Ja! lieber Maestro Amadeus, als Sie das vorigemal in Prag eintrafen und unerwartet in das Theater

traten, woselbst man gerade Ihren herrlichen „Figaro“ gab, da begrüßte Sie das ganze Publikum mit Jubel; — — heute haben Sie uns wieder überrascht. Nun ist zwar die Bevölkerung von Prag nicht zugegen, um dem großen Meister der Töne, um Mozart, bei seiner Ankunft entgegenzujauchzen und ihm für sein Kommen zu danken; aber was an der Masse fehlt, das kommt bei uns Wenigen an Innigkeit heraus, darum aus tiefstem Herzensgrunde: Willkommen und Hoch dem Meister!“

Und „Willkommen!“ und „Hoch dem Meister!“ tönte es nochmals aus allen Kehlen; während Strobach auf dem Claviere — das Bondini schon hatte herschaffen lassen — einen Tusch anschlug. Zugleich öffnete sich jetzt der Freundeskreis und Mozart und Constanze gewahrten mit neuem Staunen, daß in ihrem Salon eine große Tafel gedeckt war, deren Schüsseln und Flaschen zu dem fröhlichsten Genusse einluden.

Mozart war entzückt:

„Jungens!“ — rief er — „Kinder! das ist herrlich, das ist mir aus der Seele gesprochen! Das soll ein göttlicher Abend geben!“

Weniger entzückt war freilich Constanze. So sehr sie der liebenswürdige Empfang für ihren guten Mann gefreut, so sehr erschreckte sie der Anblick der Tafel mit den Flaschen-Batterien feiner Weine. Sie war in ihren Zimmern gedeckt ..... wenn die Zeche nun an ihnen hängen blieb, welch' ein Posten gab das wieder, und Amadeus hatte in Wien schon Geld aufnehmen müssen, um nur die

Reise machen zu können. Wie schnell mußte auf solche Weise die ganze Einnahme für die neue Oper wieder zerstieben. Sie hätte weinen mögen — aber sie verbiß ihre Angst und ihren Schmerz, den Gatten und der Gesellschaft wegen, und blieb äußerlich heiter, wie zuvor.

Nur Einer der Anwesenden durchschaute sie, und hatte aus den überraschten Blicken der guten Frau gelesen, was in ihr vorging, — und der Eine war der dicke, freundliche Wirth. Er schlich daher hinter Constanze und flüsterte ihr, ohne daß es Jemand merken konnte, in's Ohr:

„Geht auf Rechnung des Herrn Impressario Bondini, den der Herr von Mozart durch seinen „Figaro“ aus der Patsche gezogen, und wieder zum vermögenden Mann gemacht hat.“

Ein dankbarer Blick aus Constanzens Augen, begleitet von einem unendlich glücklichen Lächeln, lohnte abermals den theilnehmenden Wirth; der wiederum über dies Glück fast in Seligkeit zerfloß. Constanze aber athmete nun bei weitem leichter auf und ließ ihrer natürlichen Heiterkeit freien Lauf. Namentlich war es Bondini's kleine, liebenswürdige Frau, an die sie sich mit wahrer Innigkeit anschloß.

Das Abendessen war vortrefflich, die Weine ausgezeichnet und der Humor der Anwesenden so glücklich, wie ihn das für Alle wahrhaft freudige Ereigniß mit sich bringen mußte. Mozart sprudelte vor Witz und Ausgelassenheit; nur eines war ihm leid, daß sein lieber Freund Duscheck an dem kleinen improvisirten Feste tei-

nen Theil nehmen konnte, weil er auf einige Tage verreist war. Indeß auch das vergaß sich, namentlich als man auf die neue Oper zu sprechen kam.

„Nun, Maestro!“ — rief jetzt Luigi Bassi — derselbe Sänger, für den Mozart die Rolle des Don Juan bestimmt hatte, und den er gewöhnlich nur „die wilde Fliege“ nannte, denn er gab allen Leuten gleich Spitznamen. — „Nun, Maestro, wie heißt denn die neue Oper und was steckt hinter ihr?“

„Ho, ho!“ — entgegnete Mozart lachend und hielt sein Champagnerglas Bondini hin, daß dieser ihm den köstlichen Schaumwein einschenke; — „Wie da meine „wilde Fliege“ gleich wieder schwärmt und summt! Möchte schon seinen Part haben; aber warte nur, Freundchen, der Teufel wird dich schon früh genug holen!“

„Maestro!“ — rief in komischem Pathos Bondini — „ich will doch nicht hoffen, daß Ihr den Gottseibeiuns auf die Bretter bringt?“

„Wird nichts verrathen!“ — entgegnete Amadeus; aber ich habe ein Libretto, Bondini, Bassi und Ihr Alle! .... ein Libretto, ein keckes, tolles Ding, aber voll Geist und Feuer! Der Da Ponte hat mir's gedichtet; — er sagte: er hätte es für keinen Anderen gemacht; denn die hätten dafür keine Courage! O! mir war's eben recht! Die Musik dazu ging mir schon lange im Kopfe herum, ich wußte nur nicht, wozu ich sie brauchen sollte, denn kein anderes Gedicht wollte dazu passen! Im „Idomeneo“ und im „Figaro“ findet Ihr leise Anklänge, aber es war

immer nicht das rechte. — — Kurz, es war mir zu Muthe, als ob der Frühling kommen sollte und auch gern wollte, aber noch nicht könnte! auf allen Büschen, auf allen Bäumen sitzen Millionen Knospen — aber — sie sind verschlossen; da kommt ein Gewitter, der Donner ruft: „Blüthen heraus!“ ein warmer Mairegen strömt herab und plötzlich blüht und prangt Alles in unerhörter Pracht! — Ich will des Teufels sein, wenn mir nicht so zu Muthe war, als der kleine Abbate mir das Libretto gab!“

„Und wer hat die Hauptrolle?“ — frug Luigi Bassi.

„Du, Luigi!“ — rief Mozart — „Du hast die Hauptrolle, und der Teufel holt dich wirklich!“

Man wollte nun noch mehr von der Oper wissen; aber Mozart that geheimnißvoll und brach lachend ab, die Ungeduldigen zur Geduld ermahnend. Das Geheimniß drückte ihn indessen bald selbst, und so kam es, daß — als der Champagner reichlicher floß und die Lust bis an die Gränze kecker Ausgelassenheit streifte, er sich nicht mehr halten konnte. Er holte also den Entwurf der Parthie des Don Juan aus dem Koffer und gab ihn Luigi Bassi und Bondini zur Einsicht. Aber zu seiner Ueberraschung schien der Erstere gerade nicht sehr zufrieden damit.

„Nun, wilde Fliege, was machst Du denn für ein Gesicht?“ — rief daher Amadeus.

„Schön, sehr schön!“ — entgegnete der Angeredete — „aber, mein lieber bester Maestro Amadeo, diese Arien sind doch wohl ein wenig zu unbedeutend für mich ....“

„Wie?" — frug Mozart und blickte Luigi lächelnd an.

„Ich meine," — versetzte Bassi, — „es sind so gar keine Schwierigkeiten darin, es ist Alles zu leicht!"

„Meinst Du?"

„Ja, und so kurz..... nicht wahr, Maestro? Sie schreiben mir noch eine recht große, schwierige Arie, oder geben mir eine, welche Sie schon fertig haben; — — nicht wahr? das thun Sie?"

„Nein!" — sagte Mozart mit einem ganz eigenen, pfiffigen Lächeln und schüttelte mit dem Kopfe, — „nein, mein guter Bassi, das thue ich nicht."

Bassi's Gesicht verlängerte sich merklich, Mozart aber fuhr gutmüthig fort:

„Sieh, Schatz! daß die Arien nicht lang sind, ist die Wahrheit; sie sind aber gerade so lang, wie sie sein müssen, und keine zu viel noch zu wenig. Was aber die große, — — allzu große Leichtigkeit betrifft, worüber Du klagst, so hat es damit nichts zu bedeuten! Ich bin gewiß, daß Du vollauf zu thun hast, wenn Du sie so singen willst, wie sie gesungen werden müssen!"

„So?" — sagte Bassi gedehnt.

Aber Mozart sprang auf und rief: — „Zum Exempel, da ist eine Arie: Fin chan dal vino calda la testa!*).... singe sie einmal."

Er trat an's Clavier und schlug an. Bassi folgte ihm etwas verstimmt. Kaum auf die Noten blickend, begann er eilig und nicht eben mit allzu zartem Vortrage.

*) „Treibt der Champagner das Blut erst im Kreise."

„Sachte, sachte!“ — rief daher Mozart lachend, und schon nach den ersten Tacten das Spiel unterbrechend. — „Nicht so con furio über Stock und Stein! — Kannst Du's etwa nicht erwarten, mit meiner Musik zu Ende zu kommen? — Ich sag' es ja immer: es ist eine „wilde Fliege!“ .... Wenn ich Presto geschrieben habe, mußt Du da Prestissimo singen, und Dich den Henker um Forte und Piano kümmern?“

Alle, selbst Luigi, lachten; aber Mozart fuhr mit heiterer Komik fort:

„He! wer singt denn da? ein schon betrunkener Hausmeister oder ein lüsterner spanischer Cavalier, der mehr an ein feines Liebchen, als an den Wein denkt, der ihm nur dazu verhelfen soll, feins Liebchen zu gewinnen? der, um den Genuß zu verdoppeln, mit üppiger Phantasie ihn vorher sich ausmalt? .... Ich bitt' dich, Schatzerl! stürz' mal ein Glas Champagner hinunter, denk' an dein Liebchen, und nun merk' auf: wie's dir in den Ohren zu summen anfängt, im leichtesten, luftigsten Tempo, piano — piano! crescendo — forte — piano! bis endlich Alles im tollsten lautesten Jubel zusammenklingt .... so meint' ich's!“

Und Bassi, hingerissen von der Darstellung des großen Meisters, sprang auf, stürzte ein Glas Champagner hinunter, stahl der herrlichen Saporitti einen Kuß und begann die Arie auf's Neue, und zwar jetzt mit einer solchen Vollendung, daß die ganze Gesellschaft dadurch elektrisirt wurde und jubelnd die Wiederholung des Tonstücks verlangte.

„Nun?!" — rief Mozart freudestrahlend, nachdem Bassi die Arie dreimal probirt hatte, — „nun? sagt ich's nicht, ließ sich's nicht ganz artig anhören?"

„Maestro!" — rief der Sänger — „großer Maestro, ich beuge mich vor Ihrem Genius!" — und, setzte er bescheiden hinzu: — „Ich werde mein Möglichstes thun, daß Sie mit mir zufrieden sind!"*)

Und er küßte mit Innigkeit Mozart's Hand; dieser aber zog ihn an sich und rief: — „Freund! Das weiß ich!"

Jetzt wechselten Musik und Scherz bis zum tollen Uebermuthe. Selbst Constanze, durch die kleine lustige Bondini angestachelt, war ausgelassen. Der Champagner, der ganz vorzüglich war, wirkte auch poetisch-erheiternd auf sie, wie auf Alle, so daß sie lachte, wie sonst nie.

Mozart reimte wieder, was immer ein Zeichen war, daß er sich im Stadium des reinsten Wohlbehagens fühlte. So kam Mitternacht herbei, als man sich trennte; es geschah unter Lachen, Küssen und Händedrücken und jeder betheuerte unendlich vergnügt gewesen zu sein.

Als Alle weg waren begleitete Amadeus seine Frau in ihr Schlafgemach. Er war so aufgeregt, hatte noch soviel zu sagen, und Constanze war, den Wein ein klein wenig spürend, so lustig, drollig und nett, daß er sich in einen Sessel warf, während sie sich, schwätzend und lachend,

---

*) J. P. Lyser hat diese Scenen in seinem Werke: „Neue Kunst-Novellen," II. Bd. „Don Juan" so trefflich und gelungen gegeben, daß wir nichts Besseres thun zu können glaubten, als sie hier gerade so einzuflechten.

auskleidete. Beide sprachen noch lange, bis Wolfgang ihr mit einem Kusse den Mund schloß, gute Nachte wünschte und in sein Zimmer ging.

Aber bei einer so lebhaften Natur, wie Mozart, legen sich die Wellen des Blutes und der Gemüthsbewegung nicht so rasch. Er konnte sich noch nicht zu Bett begeben, und so trat er an das Fenster und schaute — auf den Glasscheiben Clavier spielend — hinaus. Tausenderlei Gedanken wirbelten dabei durch seinen Kopf.

Was hatte er heute nicht alles erlebt! Und mit dem heute Erlebten mischten sich die Erlebnisse der letzten Tage, — mit den Erfahrungen des Mannesalters die Erinnerungen der Jugend! — — — Der Jugend? und waren ihm die schönsten Tage derselben, die er unter Italiens heiterem Himmel verlebt, nicht gerade erst vor ganz kurzer Zeit durch das Wiederfinden Giuditta's neuerdings aufgetaucht?

Hatte er nicht von ihr selbst erfahren, daß und wie sie ihn von dem ersten Zusammentreffen an geliebt? Hatte ihm nicht ihr holder Mund gestanden, daß sie sich — nur um ihn wiederzusehen — unter dem Namen Mandini der Bühne gewidmet? Daß dieser Gedanke sie angespornt, begeistert, zu unermüdlichem Studium getrieben und so zu den höchsten Leistungen geführt habe?

Hatte ihm Giuditta nicht unter Küssen, — unter heißen, glühenden Küssen — gestanden, daß sie diese Liebe, diese Verehrung für den theueren Jugendfreund, den herrlichen Meister der Töne, nie habe vergessen können, und

daß diese Liebe allein und die Sehnsucht ihn wiederzusehen, sie über die Alpen nach dem kalten Deutschland getrieben?

Ja, bei Gott! die Gluth, mit der sie ihm dies gestanden, — das Feuer, das damals in ihren Augen blitzte, — die süße bacchantische Wuth, mit der sie nun den überschäumenden Becher der Seligkeit des Wiedersehens schlürfte — waren ebensoviel Siegel der Wahrheit ihres Geständnisses!

Und er? o! er fühlte auch, daß er, — ohne sich selbst noch zu verstehen, — Giuditta einst geliebt; .... daß er dies Götterweib noch liebe — nicht wie er Constanze liebte, mit der zarten heiligen Liebe reinster Achtung und edelster Hingabe — aber mit der Begeisterung für das vollendet Schöne, mit der Gluth sinnlicher Leidenschaft.

Es schwindelte ihm bei der Erinnerung, und seine Finger spielten so laut und gewaltig auf den Fensterscheiben Clavier, daß diese nahe daran waren, in Stücke zu gehen. Warum? —— nun, es ging doch so Etwas durch seine ehrliche Seele, was wie ein Vorwurf klang. Aber die Melodie des: „Fin chan dal vino calda la testa“ kam ihm in den Sinn und zwischen die Zähne und er dachte: Nur der ist weise, der den Werth frischen Lebensgenusses kennt. Was ist das Leben, wenn wir nicht, wo und wie wir nur können, seinen vollen Becher bis auf den Grund schlürfen.“

Und es war ihm plötzlich wieder, wie schon so oft, als müsse er bald sterben und es sagte in ihm eine innere, wie aus dem Grabe kommende Stimme: Siehe, du hörst den

wandelnden Fuß der Zeit nicht, bis er über dein Haupt hinweggegangen, ... bis die klingende Sichel droht! — — Weh' dir, du bist ein Wahnsinniger, wenn du die Blumen nicht brichst, die flüchtig dir am Abgrunde blühen: die leeren getödteten Stunden sind höhnende Geister, die dich jauchzend im Sarge umtanzen!"

Da klirrte eine der Scheiben, — — sie war gesprungen — und Mozart pfiff leise: „Fin chan dal vino calda la testa!"

Plötzlich berührte ein warmer Hauch seine Wange. Rasch drehte er sich um; da umschlang ihn ein herrlicher, götterschöner Arm, und mit einem flüsternden: „Amadeo!" — sank das schöne Haupt der Mandini an seine Brust.

Als er erstaunt um sich blickte, sah er den Waschtisch, der vor der Thüre gestanden, zur Seite gerückt und die Verbindungsthüre zu den Nebengemächern offen.

Teufelchen aber und sonst tolle Geister schienen durch die Luft zu wirbeln; die Sinne vergingen ihm unter den Küssen Giuditta's. Alles drehte sich dabei mit ihm um und um, und die Geister in den Lüften und die Meubles im Zimmer und die Glasscheiben, auf die er gehämmert, und der Boden und die Decke..... Alles, Alles brummte, murmelte, sang und schwirrte: „Fin chan dal vino calda la testa!" bis Mozart nichts mehr von sich wußte.

War es der Geist Don Juan's, der sich an ihm rächte? — Wer weiß es? — wer kann es sagen?! — Doch — — — die Rache war jedenfalls süß!

„Non più andrai far falone!“

Duscheck war zurückgekehrt, und Mozart hatte seinem freundlichen Anstürmen, die Stadt zu verlassen und Wohnung in seinem Gartenhause zu Koschirz zu nehmen, nicht widerstehen können.

Etwas war dabei Constanzen ganz räthselhaft. Noch in Wien, auf der Reise nach Prag und selbst bei ihrer Ankunft in der Hauptstadt, hatte sich Wolfgang aufrichtig gefreut, in der ländlichen Stille, auf des Freundes schöner Villa, seine Oper vollenden zu können, und als nun Duscheck kam und darauf drang, von seiner Einladung Gebrauch zu machen, hatte Mozart alle möglichen Ausflüchte und Einwände dagegen; und doch waren mit diesem Ueberzuge nicht nur große Annehmlichkeiten, sondern auch ungeheuere Kostenersparungen verbunden, da sie dort eines reichen und höchst liebenswürdigen Freundes Gast

waren, und ein — vielleicht halbjähriger — Aufenthalt im Gasthause zu den „drei Löwen" gewaltige Summen kosten mußte.

Aber, wie gesagt, es hielt sehr schwer, Mozart aus seiner „Löwengrube" zu bringen, in der es ihm diesmal ungemein gefallen mußte. Endlich gab er indessen doch den Bitten Duscheck's, Constanzens und der Vernunft nach und zog hinaus. Einen Tag vorher hatte auch die räthselhafte Herrschaft, die neben Mozart gewohnt, das Wirthshaus verlassen. Abgereist schien sie freilich nicht zu sein, denn der Reisewagen blieb in der Remise der „drei Löwen" stehen. Nach einer sehr genereusen Bezahlung des Wirthes aber, waren die Damen, sammt dem „Si Signore", plötzlich und bis auf Weiteres verschwunden.

Der dicke Wirth schüttelte bedenklich den Kopf; aber seine Miene wurde doch wieder freundlich und sein Herz vergnügt, wenn er der schönen, ganz neuen und gewichtigen Dukaten gedachte, mit welchen die räthselhafte Signora ihre Rechnung bezahlt hatte. Er rieb sich dann wohl tänzelnd die Hände und murmelte vor sich hin: „Was geht mich das Treiben meiner Gäste an. Ich halte mich an das Reelle — — an die Zahlung!"

Mozart arbeitete indessen mit ebenso viel Fleiß als Lust und Begeisterung an seiner Oper weiter. Constanzen schien er fast ein ganz anderer Mensch zu sein, wie in Wien — so durchweg heiter und genial angeregt blieb er fortwährend; dabei war er aber, wie immer gegen sie die Aufmerksamkeit und Güte selber. Ganz besonders günstig

schien die Natur auf ihn einzuwirken; denn er ritt fast jeden Tag spazieren, zumal nach einem nicht allzuweit entfernten Jagdschlößchen, das ungemein reizend lag, und auf dem er oft Stunden zubrachte.

Auch in Prag selbst gefiel es ihm sehr gut, da das Leben hier, dem in Wien sehr verwandt war, wie in vieler Beziehung der National-Charakter der Prager, dem der Wiener. Lebemenschen waren sie wenigstens beide in hohem Grade; dies aber war Mozart auch, und — gleich und gleich gesellt sich ja immer gern!

Naive ist, was ein Schriftsteller jener Tage*) über die Prager und ihr Wesen sagt:

„Das — schreibt er — wodurch sich die Prager vor vielen anderen Städtern auszeichnen, ist eine tolle, fast übertriebene Tanzlust; dann: der entschiedenste Hang zur Musik, worin sie selbst die Italiener übertreffen; — und endlich der gesundeste Appetit zu delikatem und — — vielem Essen!"

„Die Menge von öffentlichen Tanzorten in und außer der Stadt für alle Klassen der Bevölkerung ist ganz unglaublich. Selbst früher kirchliche Gebäude — wie z. B. das Convikt S. Bartholomäus und die Kirche St. Martin, beide in der Altstadt — hat man zu Tanzplätzen umgewandelt. Nicht mit den zuvorbestandenen raschen Walzern zufrieden, erfand man einen neuen Walzer, dem an Schnellig-

---

*) Prag, wie es gegenwärtig ist. Von Syndikus P. (Leipzig 1787).

keit keiner der älteren beikommt, und den, unter dem Titel: à la Bretfeld, jedes Kind kennt und tanzt."

„Was die Musik betrifft" — fährt jener Zeitgenosse Mozart's fort — „ist die Zahl derer, welche man in Prag ohne Anstand Virtuosen nennen kann, und die ihre, mit Genauigkeit, Delikatesse und Gefühl dargestellten Talente bewundert sehen, fast ebenso groß, als die Zahl derer, die ihr vollendetes Spiel hinreißt. Fast Jedermann cultivirt Musik con amore. Selbst die dienende Klasse ist musikalisch, und das nicht selten mit Kunst. Ja, bei der Auswahl der Domestiquen sehen Reiche und Hochgestellte fast immer zuerst darauf, daß sie musikalisch sind, und bringen sich auf diese Weise kleine Orchester zusammen, die sie dann selbst, in Gegenwart von Freunden und Bekannten dirigiren.— Mit einem Worte, es gibt nur wenige Einwohner, die nicht musikalisch sind, und nicht wenigstens ein Instrument spielen. Herren und Dienern, Männern und Frauen, Vornehmen und Geringen, Alten und Jungen — — — Allen ist Musik Bedürfniß, Beschäftigung, Trost und Aufheiterung."

„Diese so schöne als edle Neigung der Böhmen — die aber namentlich den Prager charakterisirt — hat indessen auch noch eine andere, ebenso eigenthümliche als löbliche Seite: Der Ausländer freut sich, wenn er sieht, daß der Herr aus Liebe zur Kunst den Unterschied des Standes oft ganz vergißt und hier in seinem Diener den Menschen schätzt und das Talent ehrt."

„Daß man endlich in Wien und Prag leckere Ge-

richte vorzüglich liebt, ist bekannt genug. Aber man ißt in Prag auch viel. Man sitzt von zwei bis fünf und sechs Stunden zu Tische, wobei — selbst in bürgerlichen Haushaltungen — oft acht und noch mehr Gerichte aufgetragen werden. Natürlich sind dann nur kleine Zwischenräume zwischen jeder Tischzeit. Jeder Meister in der Kunst zu kochen, zu braten und zu backen macht daher in Prag so gut sein Glück, als jeder bedeutende musikalische Künstler!"

Und hier hätte sich Mozart, — der liebenswürdige, heitere, lebenslustige Mozart, — der Mensch, der verkörperte fleischgewordenen Musik, aber auch ein begeisterter Verehrer sinnlicher Genüsse war, nicht gefallen, unendlich gut gefallen sollen? — — O gewiß! diesem Boden, diesem Leben mußte sein schönstes Werk entsprießen!

Mozart ging alle Tage in die Stadt; die Sänger und Sängerinnen studirten ihre Rollen unter ihm ein: die kleine, liebenswürdige Bondini: die Zerline — die reizende Signora Saporiti: Donna Anna, und Signora Micelli: Donna Elvira. Zugleich dirigirte er auch die Clavierproben.

Welch' ein Leben war das! welch' eine beständige Wechselwirkung in der Kunst, im Geben und nehmen, zwischen dem schaffenden und dem ausführenden Künstler; und Alle verbunden durch ein gemeinsames begeistertes Streben, durch Freundschaft und hohe Verehrung für den großen herrlichen Meister und sein vortreffliches Werk. Und .... die Poesie des Lebens! der Liebe berauschender Duft ....

ein seliges Schlürfen aus dem goldenen überschäumenden Becher der Freude und des üppigsten Genusses!

Und dann hauptsächlich noch — — — einmal im Leben keine Sorgen! Auf den Händen getragen von Allen, geliebt, wie ein Kind, gehätschelt wie ein Kind; — dabei sogar noch reiche Einnahme und eine noch reichere Aussicht in die Zukunft, in der ein Geist und ein Gemüth, wie Mozart, ohnedem in froh erweckten Zeiten so gern und so leicht nur sonnenfunkelnde Welten, goldene Berge und spanische Schlösser sieht!

„Und war es nicht so? — und mußte es nicht so sein? Und hatte ihm Duscheck nicht heute, nach der Clavierprobe, vor dem Theater aufgepaßt und eine von mehreren der angesehensten Einwohner Prag's, selbst von dem Grafen Thun unterzeichnete Aufforderung: „doch recht bald ein Concert zu geben!" überreicht?

Aber noch mehr! Duscheck war auch beauftragt, ihm die Mittheilung zu machen: daß ihm zu diesem Concerte das Theater zur freien Disposition gestellt sei und Graf Johann von Thun sämmtliche Kosten tragen werde.

Freudig sagte Mozart zu, indem er zugleich treuherzig ausrief:

„Schauen's! Das thäten die Wiener mir nicht!"

„Es scheint überhaupt," versetzte Duscheck lächelnd, „als ob „Deine guten Wiener," wie Du sie immer nennst, nicht recht wissen, was sie an Dir haben, noch weniger, was sie mit Dir sollen!"

„Nun ja!" — rief Amadeus — „S'ist eben die

alte Geschichte: der Prophet gilt immer nichts in seinem Lande."

„Gott vergeb's dem Kaiser!" — fuhr Duscheck fort — „daß er dich ohne Anstellung läßt, während er den Schleicher Salieri zum Hof-Capellmeister gemacht hat, und zwar trotzdem, daß er weiß, wer Du bist und wer der Salieri ist — und die Wiener sehens ruhig mit an — — o pfui!"

„Nu, nu!" — begütigte Mozart den Eifernden — „mach' es nur nicht gleich so gar schlimm; der Joseph hat wohl an Wichtigeres zu denken, als an mich, und dann — weißt? — hat er so seine Rathgeber, auf die er sich verläßt, weil sie das Ding verstehen, wie ihm am besten beizukommen."

„Ja, ja!" — sagte Duscheck finster — „und zu denen gehört Salieri auch."

„Signore Bonboniere?"

„Allerdings!"

„Bah! — Ein Lump ist's, das ist wahr, — auch ein Kriecher, — aber er hat doch etwas los!"

„Und die Wiener . . . ."

„Was die Wiener betrifft" — fiel hier Mozart seinem Freunde Duscheck in's Wort — „so bleib ich dabei, daß sie brav sind!"

„Brav? und lassen Dich stecken?"

„Als ich vom Salzburger Dienst kam, in dem mich mein sauberer Herr Fürst-Bischof wie einen Hund und schlechten Kerl tractirt hatte, und die Wiener mich so

herzlich aufnahmen, da glaubte ich, ich wäre aus der Hölle in den Himmel gerathen! — Sieh! Schatzerl, das vergesse ich den Wienern nun und nimmermehr!"

„Und wie benahmen sie sich beim Figaro?"

„Sind halt keine Prager!"

„Nein dalket sind sie!"

„Freilich sind sie oft ein Bischen dalket!" — meinte Mozart lächelnd. — „Wollen's eben immer fort hören, daß sie großmüthig sind und kunstsinnig, und wer ihnen das recht unverschämt in's Gesicht sagt, der gefällt ihnen, und sie hätscheln ihn und geben ihm, was er will. S'ist eine bekannte Sache!"

„Da haben wir's!"

„Nun ja! Das aber kann ich nicht. Lieber will ich eine Ohrfeige hinnehmen, als daß ich mich so ins Gesicht loben lasse. So einen Schmeichler hab' ich all' mein Lebtag für einen Lumpen und schlechten Kerl gehalten; — soll ich da nun selber einer werden?"

„Gewiß nicht!"

„Der Salieri, die „Bonboniere" — fuhr Mozart eifrig fort — „macht sich daraus nichts, oder hält es nicht für so schlimm, denn er ist ein Italiener und die belobpsalmen einander aus dem FF!"

„Schande genug!" — rief Duscheck indignirt.

„Bah!" — entgegnete Mozart lachend — „mögen ihn denn die Wiener für jetzt mir vorziehen und ihn mit Confect füttern .... ich denke .... ich denke ...."

„Nun?"

„Es kommt eine Zeit, wo man den Mozart versteht, liebt und schätzt, und von Salieri nicht viel mehr spricht!*)"

In diesem Augenblicke trat der Orchester-Director Kucharz zu ihnen.

„Was halten Sie, lieber Kucharz von Mozart's Musik zum Don Juan?" — rief ihm Duscheck entgegen.

„Ja!" — sagte Mozart — „beantworten Sie die Frage aufrichtig und als Mann von Ehre, — sie hat Bezug auf ein Gespräch, was wir so eben führten: Wird sie hier so gefallen, wie Figaro? Sie ist von einer ganz anderen Gattung!"

„Wie können Sie daran zweifeln!" — rief Kucharz. — „Die Musik ist herrlich, originell, tief gedacht!"

„Ihre Versicherung beruhigt mich!" — sagte Mozart heiter, — „sie kommt von einem Kenner. Aber wahrlich! ich habe mir auch Mühe und Arbeit nicht verdrießen lassen, um für Prag etwas Vorzügliches zu leisten."

„Wer wäre davon nicht überzeugt!" — versetzte der Orchester-Director — „wenn er auch nur eine einzige Nummer Ihres Don Juan gehört hat. Es ist ein Meisterwerk!"

„Und das alles zaubert der Mann nur hin!" — rief Duscheck.

---

*) Lyser: Don Juan.

„O nein! nein!“ — betheuerte Mozart im Weitergehen. — „Liebe Freunde, man irrt sich gewaltig, wenn man denkt, daß mir meine Kunst so leicht geworden sei. Ich versichere Euch, Niemand hat so viel Mühe auf das Studium der Composition verwendet, als ich. Es gibt nicht leicht einen berühmten Meister in der Musik, den ich nicht fleißig und oft mehrmals durchstudirt hätte!*)

„O!“ — rief hier der Orchester-Director Kucharz — „wenn diese Worte doch so mancher junge Musiker hören könnte, — so mancher von denjenigen, die sich für vollendete Meister halten, und glauben, sie seien — Kraft ihres Genies — aller Studien überhoben!“

Man sprach noch lange weiter und kam dann auch auf das Concert und sein Arrengement, das noch an demselben Abende getroffen und festgesetzt wurde.

Und welchen Triumph errang hier Mozart wieder! Er spielte auf dem Pianoforte und alle Stücke, die aufgeführt wurden, waren von seiner Composition.

Nicht schildern aber läßt es sich, wie sein zauberhaftes Spiel Aller Herzen ergriff. Zum Schlusse der Akademie phantasirte Amadeus auf dem Claviere, und zwar gewiß eine gute halbe Stunde lang. Der Enthusiasmus der entzückten Böhmen stieg dabei auf das höchste, und zwar so, daß er durch den stürmischen Beifall, den man ihm zollte, sich gezwungen sah, sich nochmals an das Instrument zu setzen.

*) Mozarts eigene Worte. Oulibicheff I. S. 224.

Aber der Strom dieser neuen Phantasie wirkte noch gewaltiger, und hatte zur Folge, daß er von den entbrannten Zuhörern zum drittenmale bestürmt wurde.

Gewiß! jeder andere Künstler würde sich hier mit tiefen Verbeugungen empfohlen haben. Mozart nicht! Mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit erschien er abermals: freundlich heiter, glücklich, — aber weit von allem Stolze, von aller Ueberhebung entfernt. Nur eine innige Zufriedenheit über diese allgemeine enthusiastische Anerkennung strahlte aus seinen Augen; aber seine Züge verklärten sich, als jetzt plötzlich aus einer der Proseeniums-Logen ein herrliches Bouquet ihm zugeworfen wurde. Donnernder Beifall von allen Seiten begleiteten die, so zur rechten Zeit gekommene, Ovation und machten sie gewissermaßen zu einer allgemeinen. Entzückt hob er das Bouquet auf. Dann flog sein Blick rasch nach der Loge und im selben Augenblicke saß er wieder am Instrumente.

Aber du mein Gott! welche Harmonien entströmten jetzt dem Claviere! Das rauschte und brauste wie ein ganzes Orchester, — das seufzte und klagte in Sehnsucht und Liebe, — das schien vor süßem Schmerze zu ersterben und jubelte wieder in der tollsten übersprudelnden Lebenslust bis zum Himmel auf!

Todtenstille herrschte ringsumher; plötzlich erhob sich eine laute Stimme im Parterre mit den Worten: „Aus Figaro!“ Da leitete Mozart mit wunderbarer Leichtigkeit in die Lieblingsarie der Prager ein, in die Arie: „Non più andrai far falone etc.,“ („dort vergiß leises Flehn,

süßes Wimmern!") Das zündete wie Wetterstrahl; Alles war außer sich und er hätte sein Auditorium jetzt in eine Schlacht und zu den kühnsten Siegen führen können; aber ihm selbst nur sollte der volle, schöne, wohlverdiente Siegeskranz blühen. Er ging von einem Thema des „Figaro" zum andern über und schloß endlich mit der Wiederholung von: „Non più andrai far falone etc.!" unter den nicht enden wollenden Donnern des Beifalls.*)

Er hatte ein neues Reis in den Lorbeerkranz geflochten, der sein unsterbliches Haupt schmückte.

---

*) Historisch. Nissen: S. 517.

Die Macht der Leidenschaft.

Leidenschaft! — Wer von uns Sterblichen ist ganz ohne Leidenschaft?

Die Gelehrten haben viel darüber gestritten: „Ob die Leidenschaften uns angeboren seien?“ In's Reine sind sie darüber aber nicht gekommen; denn man kann sagen „ja!“ oder „nein!“ wie man will.

Die entfernten Anlagen bringen wir jedenfalls mit, — sie sind ja körperlich; aus diesen entstehen nun nähere Dispositionen, daraus Neigungen und aus den Neigungen Leidenschaften, die dann nach der Lebendigkeit unserer Vorstellungen stärker oder schwächer wirken.

Die Hauptneigung, aus der dann wieder Nebenneigungen entsprossen — wie Aeste aus dem Stamm eines Baumes — liegt also angeboren in uns; aber äußere Eindrücke, Temperament, Verhältnisse und Erziehung ent-

wickeln und modificiren sie in's Unendliche, und Gewohnheit verstärkt sie noch, ja die letztere trägt oft dazu bei, daß sie uns zur zweiten Natur wird. Ist dies aber der Fall, so zwingt die sinnliche Begierde ehe wir es uns versehen, die Vernunft, sich blos leidend zu erhalten. Dadurch wird aber das schöne Ebenmaß in uns, und damit auch unsere innere Harmonie, unser innerer Friede gestört. Wir fühlen dies ganz natürlich bald durch eine gewisse Unbehaglichkeit, — die Unbehaglichkeit reizt zum Aerger, und der Aerger stachelt unsere Begierden noch mehr auf, daß sie immer ungeduldiger, immer heftiger werden. Mit ihrer Befriedigung — deucht es uns dann — werden Harmonie und Friede in unser Inneres zurückkehren, und nun ist gar kein Halt mehr. Die allzugroße Lebhaftigkeit der Ideen, das wallende Blut und die nicht mehr von der Vernunft geläuterten Begriffe verleiten uns, Dinge zu thun, die wir im ruhigen leidenschaftslosen Zustande nie gethan haben würden. Wir vergessen, was passend ist, die Schicklichkeit unseres Thuns, des Ortes, der Zeit und Umständ, Alles — — nur nicht den Gegenstand unserer Leidenschaft!

Darum sagen wir mit Recht: Leidenschaft ist blind! — Leidenschaft ist aber dabei in der moralischen Welt, was in der physischen der Sturm ist: er wirft Alles nieder, reißt Alles mit sich fort; aber er erschüttert die Athmosphäre auch und reinigt sie. Auf den Sturm der Leidenschaft folgt meist die Erkenntniß des Rechten. Wenn uns die Leidenschaft auf den Flügeln der Phantasie über alle

Schranken hinweggetragen und ihr Ziel erreicht hat, — — dann gehen uns die Augen auf. Wer hat diese Erfahrung nicht schon an sich selbst gemacht? Es gab einen Mann, der erwachte erst auf St. Helena von dem Rausche seiner Leidenschaften, — seines Ehrgeizes, — seiner Herrschsucht — und Millionen kleine, kleine Menschen erwachen nie daraus.

Vergebens versuchen wir z. B. einen Verliebten aus seiner Leidenschaft herauszureden. Liebe wohnt nicht in den Ohren, sondern im Herzen, und die Leidenschaft kennt die Sprache der Vernunft nicht. Weß das Herz voll ist, des geht der Mund über, und so weiß der in Liebe glühende Mensch nichts zu denken, von nichts zu sprechen, als von seiner Liebe, wie der Ehrgeizige und Eitle von seinen Plänen und den ihm erzeigten Ehren, — der Zornige von Beleidigung und Rache. Dann wünscht der Zorn dem ganzen Menschengeschlechte nur einen Hals, um es mit einem Schlage zu vernichten, — die Liebe nur ein Herz, weil sie kein anderes, als das geliebte kennt und kennen will oder im Vollgefühl der Liebe alle Menschen an das ihre drücken möchte — und der Hochmuth und Stolz zwei niedergebeugte Knie, weil dann die ganze Welt mit einemmale zu ihren Füßen läge!

Und doch! — — — was wären wir Menschen ohne Leidenschaften!?

Sind sie denn nicht gerade das wahre Lebensprinzip, ohne welches nie etwas Großes geschehen ist? — Sie erhöhen die Thätigkeit und die Phantasie bis zur Begeisterung;

— sie reißen uns fort über die erbärmliche Alltäglichkeit, und schleudern uns da, wo wir sonst feig und faul und lahm zurückgeblieben wären, den Großthaten des Lebens in die Arme; — sie schütteln das Blut, das es frisch bleibt, und den Geist, daß er nicht zum stehenden Sumpfe wird! — sie geben dem Leben Farbe, Licht, Abwechslung und Bedeutung; — sie sind die Pferde an dem Wagen unseres Schicksals — die Winde, die die Segel unseres Lebensschiffleins blähen und es nach seinem Ziele treiben, wenn es auch manchmal auf Sandbänke, Klippen und Felsen rennt! Das sind die Leidenschaften! Wer kennt sie nicht? — —

„Er kommt heute wieder nicht!“ — rief in italienischer Sprache die Mandini heftig, indem sie vom Claviere — an dem sie bis jetzt Mozarts neueste Schöpfungen durchgesungen und eingeübt hatte — aufsprang und an das Fenster eilte. — „Er kommt wieder nicht, der Treulose; und ich vergehe hier vor Sehnsucht und Langerweile!“

„Ja, langweilig ist es allerdings hier, daß man wahnsinnig werden könnte!“ — entgegnete, in der gleichen Sprache, die Gesellschafterin der Signora. — „Bisher konnte man doch noch zur Unterhaltung das fallende Laub zählen; — aber jetzt, heilige Madonna steh' uns bei! — jetzt stehen die Bäume ganz kahl da, und strecken ihre dürren Aeste wie verzweifelt nach dem ewig grauen Himmel! — Ach! Signora, wie schön ist doch unser Italien!“

„Schön ist es nur da,“ — entgegnete Giuditta mit Wärme, — „wo der Geliebte ist!“

„So wollen wir ihn mit nach Rom nehmen!“ — rief

die Gesellschafterin mit einem tiefen Seufzer — „dann ist für Sie, Signora, das Paradies dort, und wir kommen aus dem trüben, langweiligen, frostigen Deutschland!“

Giuditta trat von dem Fenster zurück. Ihre Augen leuchteten in einem eigenthümlichen, fast fieberhaften Feuer, das sie innerlich zu verzehren schien. Jedenfalls verrieth es gewaltige Leidenschaften, die hier tobten und brannten. Und leidenschaftlich war Alles an ihr, auch ihre Bewegungen, selbst die Heftigkeit mit der sie jetzt rief:

„Habe ich dir nicht oft genug gesagt, Antonia, daß du mich nicht an Italien erinnern sollst?“

„Und warum nicht?“

„Weil meine Liebe zu ihm, die Rivalin meiner Liebe zu Amadeo ist! Du weißt es, Mädchen! — weißt auch, wie viel es mich gekostet hat, mich loszureißen vom vaterländischen Boden; aber die Sehnsucht nach dem geliebten, herrlichen Manne, der meiner Jugend Seligkeit, meines Lebens Stern, meiner Kunst heiligster Priester ist, war doch noch stärker als die Liebe, die mich fast allgewaltig an unser schönes, theueres Italien kettet. Ich mußte jener tieferen Sehnsucht folgen, mußte Amadeo wiedersehen, und so blieb nichts übrig, als mich von der Heimath loszureißen. Es ist geschehen — — — ich bin glücklich — — aber die Wunde schmerzt noch. Warum reißt du sie immer wieder auf?“

„Ach, Signora!“ — rief Antonia fast bitter — „ich bin nicht so glücklich in Deutschland einen Geliebten zu besitzen!“

„Ich verstehe den Spott!“ — entgegnete Giuditta stolz.

„Signora Mandini, die in Rom, in Neapel, in Mailand Fürsten hätte zu ihren Füßen sehen können — die von Männern, götterschön wie der junge, feurige Marquis Calabritta, — reich und mächtig, wie der Cardinal Cosmi — angebetet wurde .... Signora Mandini ....“

„Blieb bei allen kalt!“ — fiel Giuditta hier Antonia in das Wort, indem sie sich hoch aufrichtete — „und geht nach Deutschland, um ihren Jugendfreund aufzusuchen, der zwar nicht so jung, nicht so feurig wie der schöne, der götterschöne Marquis Calabritta, — auch nicht so reich und mächtig, wie der Cardinal Cosmi, — kein Fürst und kein Italiener ist — — — dem aber Signora Mandini alles verdankt, was sie ist und was sie hat — und der alle Sterblichen überragt, durch seiner Schöpfungen Herrlichkeit und Größe!“

„Aber Sie lieben doch den Menschen, nicht den Componisten!“ — sagte Antonia eingeschüchtert von dem leidenschaftlichen Tone ihrer Gebieterin.

„Ich liebe in Maestro Amadeo beides; ja ich bete in ihm die Kunst selbst an!“ — versetzte die Herrin bestimmt. — „Seiner meisterhaften Schöpfungen Zaubermelodien, griffen wie Polypenarme über die Alpen herüber, faßten mich und zogen mich mit Allgewalt ihm nach.— — Aber — — das verstehst du nicht, Mädchen! Schweigen wir darüber.“

Und Signora Mandini setzt sich wieder am Claviere nieder, und sang noch einmal das große Recitativ Donna

Anna's im ersten Acte Don Giovannis durch; denn Amadeus hatte ihr auf ihr Bitten den ganzen Part selbst abgeschrieben und gegeben, so entsetzlich ihm sonst das Abschreiben war und so wenig Zeit er für solche mechanische Arbeiten hatte. Aber wie sang sie nun auch dieses Recitativ? „Padre! caro Padre!“ — Welche Energie, welche Wahrheit des Schmerzes und des Unwillens! welche Pracht und Fülle der Stimme!

Ja, bei Gott, hier wehte Mozart's Geist; dieser Gesang bekundete, daß die Sängerin nicht allein „den Menschen“ Mozart liebe, sondern in ihm auch „den Meister der Töne“ anbete, ja vergöttre!

Und so war es in der That. Wer in die Tiefen ihres innersten Seins hätte blicken können, würde sich mit höchstem Interesse dieser ganz eigenthümlichen psychologischen Erscheinung zugewandt haben. Giuditta war in ihrem Wesen nach siebzehn Jahren ganz dieselbe, wie vor dieser Zeit, da sie mit Amadeus in Rom unter dem prachtvollen Himmel ihres Vaterlandes gelebt. Schon damals hatte sie geliebt — ihn geliebt — und zwar mit der vollen Gluth einer ächten Italienerin, wenn auch noch unverstanden von sich selbst.

Aber diese aufkeimende Liebe, war schon damals durch des deutschen Knaben musikalisches Talent geweckt worden, wie umgekehrt ihr Talent für die Musik erst durch jene Liebe und die Bemühungen des kleinen Amadeo zum Bewußtsein kam. Liebe zu dem Maestro und zu der Kunst waren also von jeher in Giuditta eines und dasselbe;

blieben es aber auch um so mehr, als, durch die baldige Trennung der Kinder, die Liebe nur in der Kunst ein vermittelndes Band fand.

Durch die Bühne — das wußte Giuditta recht gut — und nur durch die Bühne, konnte sie hoffen, dem mit Begeisterung verehrten Meister, dem Geliebten je wieder nahe kommen zu können. Welcher Gedanke lag daher — zumal bei ihrer natürlichen Befähigung — näher, als der: Sängerin zu werden. Dann verband sie ja schon die Kunst auf ewig mit dem Geliebten. Wenn sie seine Schöpfungen studirte, sang und wiedergab, war sie geistig eines mit ihm, wie sie es damals auch in der That noch im Leben zu werden hoffte. Das gab ihr Lust und Kraft zum Studium, Muth und Ausdauer; — diese Idee hob und trug sie, bis sie geworden, was sie sich vorgesetzt: Italiens erste und bedeutendste Sängerin. Wie sich übrigens die Menschen überall winden und wehren, um nur das Gute und Schöne nicht anerkennen zu müssen, so ging es auch hier. Giuditta Uslinghi, die — nach dem sehr früh erfolgten Tode ihrer Eltern — auf der Bühne den wohlklingenderen Namen Mandini angenommen hatte, mußte lange Zeit gewaltig gegen Neid und Ränke kämpfen. Ist doch der Neid die Seele des überall florirenden, selbst stillschweigend und ohne Verabredung zusammenkommenden Bundes aller Mittelmäßigen, gegen den einzelnen Ausgezeichneten, in jeder Gattung. Einen solchen nämlich will keiner in seinem Wirkungskreise wissen, in seinem Bereiche dulden: sondern: Si quelqu'un excelle parmi nous, qu'il aille exceller

ailleurs, ist überall die einmüthige Losung der Mittelmäßigkeit.

Sobald daher, in irgend einem Fache ein eminentes Talent sich spüren läßt, sind alle Mediokren des Faches einhellig bemüht, es womöglich zuzudecken und auf alle Weise zu verhindern, daß es bekannt werde. Und meistens hat denn auch leider ihr Unterdrückungssystem, geraume Zeit hindurch guten Erfolg; weil gerade das Talent, welches ihnen seine Leistungen mit kindlichem Zutrauen darreicht, damit sie Freude daran haben möchten, den Schlichen und Ränken niederer Seelen am wenigsten gewachsen ist, ja — sie oft nicht einmal ahnet, noch versteht!

Was aber Giuditta den Sieg auf der Bühne noch mehr erschwerte, war eben ihre Liebe zu Amadeus und der Kunst. Mit der ganzen Entschiedenheit ihres Charakters blieb sie dieser Neigung treu, und so fehlte es ihr natürlich lange an jenen Protectionen die hier Alles vermögen und zumeist die Wege bahnen. Ihr Weg war daher nothwendigerweise sehr einsam — was sie aber gerade nur in ihrer Leidenschaft bestärkte und hart machte, — er ging gar oft durch entsetzlich öde Gegenden, die der Lybischen Wüste glichen, von deren Eindruck bekanntlich keiner ein Begriff hat, als wer sie gesehen.

Inzwischen brach sich Signora Mandinis herrliches Talent doch endlich Bahn, und zwar in Neapel, das sie nun aber auch Jahre lang nicht mehr gehen ließ. Immer hatte Giuditta dabei gehofft, das Schicksal werde den

Geliebten einmal wieder nach Italien führen. Vergeblich! und als sie endlich den Polypenarmen nicht mehr widerstehen konnte, die sich — aus Tönen gewoben — geisterhaft und dämonisch über die Alpen herüber nach ihr ausstreckten; — als die Gluth der Leidenschaft, durch das Feuer der Begeisterung für den Schöpfer der herrlichsten musikalischen Meisterwerke jener Zeit zur gewaltigen Flamme angefacht, sie zu verzehren drohte, und der Entschluß in ihr reifte, den Geliebten nur noch einmal zu sehen — daß er verheirathet sei, wußte sie lange, — gab es einen neuen Kampf, — denn ein neuer Rivale trat auf, die Anhänglichkeit, die Liebe zu dem theuren Vaterlande, dem herrlichen paradiesischen Italien!

Es war also ein wunderbarer Dreiklang der Liebe, der in dem Herzen dieser eigenthümlichen Erscheinung wohnte: Amadeus, seine Kunst und die Heimath, — die goldene, schöne, unersetzliche Heimath! Alle drei umfaßte Giuditta mit der gleichen Leidenschaft. Waren aber die zwei ersten Neigungen durch das Auffinden Amadeo's, wenigstens zum Theil, befriedigt, so kämpfte die letztere, die Anhänglichkeit an Italien, die Liebe zu ihm, jetzt um so mehr gegen die ersteren an, als Giuditta — seit Mozart den Gasthof zu den „drei Löwen" verlassen — auf einem einsamen Jagdschlößchen unweit Kosohirz wohnte, und der Herbst mit seinen rauheren, trüben und unfreundlichen Tagen hereingebrochen war.

Die Mandini hatte diesen sonderbaren Aufenthalt gewählt: einmal, weil sie in Prag ganz unbemerkt und

unbekannt bleiben wollte, und dann, weil sie Amadeus hier — bei Gelegenheit seiner Spazierritte — leicht und unbeobachtet sehen konnte. Die Erwartung, der ersten Aufführung seiner neuesten großartigen Tonschöpfung beizuwohnen, goß dabei Oel in das Feuer ihrer Begeisterung für den Maestro und ihre gegenseitigen Unterhaltungen über die Oper, Mozart's Mittheilungen auf dem Claviere und durch den schriftlichen Part der Donna Anna, steigerten diese Begeisterung noch.

In jedem Tone, den sie in dieser Rolle sang, hauchte Giuditta jetzt ihre Liebe zu Amadeus aus; während sie die wunderbar herrliche Musik auf der anderen Seite vergessen ließ, daß des Nordens kalter, trüber Himmel auf ihr laste und sie fast zu Boden drücke.

Aber ruhig, geduldig und zufrieden konnte sie selbst der Zauber Mozart'scher Musik nicht machen; denn Geduld und Ruhe waren zwei, ihrem Charakter ganz fremde Dinge. Blieb Amadeus — von Arbeit überhäuft oder sonst behindert — einmal aus, so wollte sie verzweifeln und wenig fehlte, sie hätte ihn, seinem Weibe und der ganzen Welt zum Trotz, in seiner Wohnung aufgesucht.

So ging es denn auch heute, und kaum war das Recitativ zum zweitenmale durchgesungen, als Giuditta wieder aufsprang und an das Fenster trat, das die Aussicht auf den zu dem Jagdschlosse heranführenden Weg bot. Aber diesmal begleitete den ersten Blick ein Freudenschrei, denn Amadeus ritt soeben durch das Thor.

Giuditta empfing ihn — während Antonia hinaus

ging, das Frühstück zu bereiten — mit heißen, glühenden Küssen.

O! wie sie dieselbe war, wie einst zu Rom! Alles war vergessen, Alles — wenn sie ihn hatte! Wo dieß Verhältniß hinführen sollte, daran dachte sie nicht; — aufrichtig gesagt, that dies aber auch Amadeus nicht. Beide waren in dieser Beziehung in der That noch Kinder und viel zu ursprüngliche Naturen, um hier nicht ihr Glück mit einem beneidenswerthen Leichtsinn zu genießen. —

Als nach einer halben Stunde Antonia mit dem Frühstücke eintrat, das — aus Burgunder und kaltem Geflügel bestehend — Mozart gewöhnlich einnahm, wandte sich das Gespräch der Musik zu, und Amadeus mußte erzählen, was er Neues geschaffen. Aber sein Bericht ward mit Jubel aufgenommen, denn er ging dahin: daß Don Juan, bis auf die Ouvertüre, fertig sei und in wenigen Tagen zur ersten Theaterprobe gelangen werde. Giuditta zitterte vor Verlangen, wenn sie von der Aufführung selbst sprach und beneidete die Saporitti um ihre Rolle; .... aber welche Donna Anna wäre sie auch gewesen!

Es versteht sich, daß Amadeus das, was er diese Nacht geschaffen, vortrug. Es war die furchtbar schöne Scene, in welcher der Geist des Ermordeten den Verräther zur Besserung auffordert und — bei seiner beharrlichen Weigerung — zur Hölle hinabzieht.

Giuditta verschlang jeden Ton. Es lief ihr eiskalt über den Rücken. Ja, sie beugte sich, hinter seinem Stuhle stehend, ohne es zu wissen, zurück, als wolle sie der Marmor-

faust des unheimlichen Gastes entgehen. Als Wolfgang aber geendet, umschlangen ihn ihre Arme so gewaltig und ihre Küsse brannten so stürmisch auf seinen Lippen, daß er bald erstickt wäre.

„Herrlicher!" — rief sie dann aus — „in welche Tiefen des Geisterreiches führst du uns hinab! — Welche Ahnung des unaussprechlich Furchtbaren oder der Seligkeit umrauscht mit gewaltigen Flügelschlägen unsere Seele, wenn du die Pforten der Hölle oder des Himmels mit deinen Harmonien öffnest."

Und sie küßte ihn wieder mit derselben stürmischen Leidenschaftlichkeit. Er aber rief, nach Athem ringend:

„Bist du toll, Giuditta, du bringst mich ja um!"

„Und das will ich!" — rief sie mit vor Seligkeit flammenden Augen. — „Damit du ganz mein bist! — Ist dein Weib gut?" — frug sie dann so plötzlich, daß Wolfgang überrascht zu ihr aufsah.

„Ist sie gut? ist sie fromm?" — wiederholte die Italienerin.

„Sehr gut und fromm!" — sagte Mozart lächelnd. „So bringe du mich um, damit wir Beide zusammen verdammt sind!" — rief die Mandini. — „Ich bin doch selig wo du bist, und wäre es auch in den Flammen der Hölle!"

„Gib Acht! gib Acht!" — sagte Mozart scherzhaft drohend, und griff noch einmal die Accorde, die des steinernen Gastes Auftreten begleiten — „rufe den Bösen nicht

bei Namen!" — Aber bald ging er in eine sanftere, beruhigendere Weise über.

Sie warf sich an seiner Seite auf die Kniee nieder, legte, während er weiter spielte, ihren Kopf auf seinen Schooß und blickte ihn lange mit ihren dunkeln tiefen Augen an; dann sagte sie:

„Wie du furchtbar dämonisch in deinen Tönen sein kannst, du Herrlicher, und doch auch welche Liebe und Wehmuth läßt du wieder in holden Geisterstimmen uns entgegentönen! Wie winken sie, die Gestalten, die das Reich deiner Phantasie geboren, — wie winken sie uns, daß wir ihnen in ihre Feenwelt folgen sollen, und wie trägt uns auch — wenn du es willst — eine süße Sehnsucht zu ihnen hinüber und löst uns auf in Schmerz, in Lust, in Entzücken!"

„Ja!" — entgegnete Amadeus immer phantasirend und seine Blicke ruhten auf dem Antlitze des lieblichen Wesens, das sein Haupt auf seinen Schooß gelegt. — „Der Genius der Musik wird immer, wo er sich frei erheben kann, zu einer strahlenden Licht, Lust, Leben und Seligkeit verbreitenden Sonne! Aber wehe dem Menschen, der verdammt ist, ihn gewaltsam in seiner Brust einzukerkern oder zurückzudrängen. Das göttliche Feuer wird dann zur allesversengenden Gluth, die sein Herz verkohlt und sein ganzes „Ich" mit unauslöschlichen Flammen verzehrt!"

„Und ist es mit der Liebe nicht ebenso?" — rief Giuditta heftig. — „Hab' ich's nicht Jahre lang empfunden? Glaube mir, Amadeo, hätt' ich nicht deine Schöpfungen gehabt, ich wäre längst todt oder wahnsinnig!"

„Sprich nicht so, Kind!"

„Ha!" — lachte sie wild auf — „sprich nicht so! Das sagte der kalte abgemessene Deutsche! Unter eurem trüben, frostigen Himmel freilich, schlägt das Herz ruhiger als in unserem feurigen Italien. Und doch, Amadeo, du hast sonst so viel von einem Italiener!"

„Meinst du?"

„Liebst du Italien nicht?"

„O es ist ein herrliches Land!"

„Das Land der Poesie, der Liebe und der Musik!" — rief Giuditta begeistert.

„Möchtest du es nicht wiedersehen?"

„Wie gerne!" — versetzte Amadeus, und der Ausdruck seiner Stimme war so innig und warm, daß er die Wahrheit bestätigte.

„So geh' mit mir dahin zurück!" — rief Giuditta, das Haupt rasch und energisch erhebend und ihre Arme um seinen Nacken schlingend. — „Vollende Don Giovanni, ernte hier deine Lorbeeren und folge derjenigen, der du Alles bist!"

„Und mein gutes Weib? und meine Kinder?" — frug Wolfgang mild lächelnd.

„Ha!" — schrie Giuditta auf — „woran erinnerst du mich!" — und sie barg auf seinen Knieen das Haupt in ihren Händen.

Aber dem Claviere entstiegen wunderbare Phantasien, wild und leidenschaftlich erst, dann milde und sanft, bis sie sich zu einem Ausdruck edler Würde erhoben.

„Leben wir gegenseitig unserem Berufe!“ — sagte Amadeus endlich. — „Es ist gar schön, daß er ein Bindeglied zwischen uns bildet, gleichsam der Vermittler unserer Liebe ist.“

„Du liebst mich nicht!“ — rief hier Giuditta. — Du hast mich nie geliebt!“

Amadeus öffnete ein wenig die Weste, langte in seinen Busen und zog ein kleines goldenes Kreuz heraus, das er hier an einer Schnur trug.

„Kennst du dies?“ — frug er dann.

„O ja!“ — rief Giuditta freudig und mit funkelnden Blicken — „gab ich es dir doch einst zum Angedenken.“

„Wie lange ist das?“

„Siebzehn Jahre.“

„Nun, seit dieser Zeit kam es nicht von meinem Herzen!“

„Das es doch so schlecht bewahrt hat!“

Ueber Amadeus Stirne lief ein leichter Schatten. Wieder griff er einige Accorde, dann sagte er ernst:

„In der Brust der Berufenen glüht das innige heilige Bestreben, das im Innersten Empfundene, das in der tiefsten Tiefe des Herzens Lebende in herrlichen Werken, in Worten oder Melodien auszusprechen. Und dies Bestreben wird zum allesdurchbrechenden Zwang. Der Dichter muß dichten, der wirklich berufene Musiker muß seine Melodien ausströmen, du mußt ihren Ideen Klang, Farbe, Leben geben; dann aber sind Gedicht und Melodie das warme Blut, das unseren Herzen entströmt. Bringen

wir dies Opfer und schwelgen in ihm; — das Schicksal hat uns nichts anderes übrig gelassen!“

„Es hat uns nichts anderes übrig gelassen!“ — rief Giuditta aufspringend — „da hast du recht! es ist ein ächt deutscher Trost; aber ich bin keine Deutsche, sondern Italienerin und ....“ — hier brannten ihre Lippen wieder auf jenen des Geliebten mit wildem, süßem Feuer.— —

Nach zwei Stunden ritt Amadeus zurück. Er sah lächelnd vor sich hin, und dachte an das, was ihm Giuditta beim Abschiede heimlich gesagt.

Die Hauptprobe.

So war denn der Tag herangekommen, an dem die erste Hauptprobe stattfinden sollte.

Mozart war ungemein heiter gestimmt. Schon unter dem Ankleiden und Händeabtrocknen ging er fortwährend singend im Zimmer auf und ab, schlug dabei die Fersen an einander und ließ im Geiste die ganze Oper an sich vorüber ziehen. Beim Frühstück aber machte er mit Constanze die tollsten Streiche, so daß diese oft herzlich lachen mußte und ganz glücklich über ihres Wolfgangs Heiterkeit war, aus der sie die froheste Zuversicht schöpfte.

Noch als er fertig angekleidet und zum Weggehen bereit vor ihr stand, griff er scherzend an seinen Hut und sagte:

Und nun, Frau von Mozartin
Geht Wolfgang zu der Probe hin,
Wo sie den feinsten Bursch' auf Erden,
Den Don Juan verdonnern werden.

Ich seh' schon all' mein Unglück kommen:
Kaum hat das Theater uns aufgenommen,
Bringt der Bondini mir die Mähr,
Seine Frau hätte den Schnupfen sehr;
Daß Bassi, meine „wilde Fliege"
Am Katzenjammer darniederliege;
Die Saporitti sei mit dem langen
Felice Ponziani durchgegangen;
Die Donna Elvira leid' seit drei Tagen
Ganz entsetzlich an Kopf und Magen;
Lolli sei da, — aber Mord und Hohn —
Ohne „Geist", denn der sei entflohen!
Wer soll nun da die Hölle schüren,
Wer den Bösen repräsentiren?
Was soll zu Schnupfen und verdorbenem Magen,
Nun der unglückliche Maestro sagen?
Soll er sich die Haar' ausreißen? —
Quartfagott möcht' ich zum Teufel weisen,
Bläst ja falsch — einen halben Ton!
Was will denn die erste Violine schon?
Noch zwei Achtel — so ist's recht —
Pizzicato! — — o das war schlecht!
Adagio più tosto andante,
Herr meiner Seele ist das eine Schande,
Nicht F! nicht F! es ist ja fis!
Ich werde toll, das ist gewiß! —
Sieht Sie, Frau von Mozartin,
So geht das durch vier Stunden hin!
Am Ende lacht man mich noch aus,
Und wirft den Maestro aus dem Haus:
Und ruft: der „Don Juan" sei uns gestohlen,
Den Mozart soll der Teufel holen!"

Und mit diesen Worten umarmte er seine Constanze noch einmal, drückte ihr einen Kuß auf die Lippen und lief davon.

Aber Mozart fürchtete die soeben seiner Frau poetisch geschilderten Plagen und Schrecken eines Capellmeisters und Componisten nicht. Er kannte die Tüchtigkeit des Prager Orchesters — das aus lauter bedeutenden Künstlern zusammengesetzt war — zu gut, und wußte, daß sich alle Mitglieder desselben, so wie die sämmtlichen Sänger und Sängerinnen auf die heutige Probe, wie auf ein Fest freuten.

In der That traten ihm denn auch überall heitere und strahlende Gesichter entgegen und für Jeden, und für Jede hatte er einen Scherz oder ein freundliches Wort.

Bondini umarmte ihn und er raubte dafür dessen kleiner lieblicher Frau einen Kuß.

„Herzensweibchen!“ — rief er dabei — „ich glaube auf Gottes weiter Erde kann es kein prächtigeres Zerlinchen geben, als Sie! — Wie das alles sitzt, — so nett und zierlich! — — und dann die verteufelsten kleinen schwarzen Aeuglein. Beim heiligen Nepomuck! wenn meine Stanzerl mir ihr „vedrai carino“ so sänge, wie Sie, es wär' halt am End' mit mir!“

„Ihre Frau?“ — wiederholte die kleine Bondini leise, indem sie einen schelmischen Blick auf Amadeus warf.

„Ja!“

„Vielleicht verstünde es eine Andere noch besser!“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Nicht?“

„Gewiß nicht!“

„Ei sieh! — Wo wohnt denn Ihre Frau?"

„Seltsame Frage!" — rief Mozart lachend. — „Ich denke doch wohl, wo ich auch wohne, bei Duscheck's!"

„Hum! vedrai carino" — — intonirte die kleine Bondini leise. — „Sagen Sie, Schatz, wir wollen morgen eine Partie nach dem Jagdschlößchen bei Kosohirz machen. Sind Sie dabei?"

Mozart wurde feuerroth. — „Warum nicht?" — sagte er dann. — „Es soll sehr schön dort sein!"

„Sehr schön!" — wiederholte die Bondini lachend. Dann bog sie sich zu seinem Ohr und flüsterte: — „Fast so schön wie in Italien!"

„Sie wissen ......"

„Nichts, gar nichts!" — sagte jene kichernd — „als wie und wo sich gewisse Maestro's die Inspiration zu ihren wundervollen, liebeathmenden und bezaubernden Compositionen holen." — Und damit schlüpfte die kleine Bondini Mozart, der sie halten wollte, mit ungemeiner Gewandtheit und schalkhaft lachend, unter den Armen durch.

Amadeus stand verwirrt. Sonderbarerweise empfand er jetzt erst, durch die ihm drohende Gefahr, daß er auf gefährlichen Wegen wandele. Gerade die Heimlichkeit, in welche sich sein Verhältniß zu Giuditta hüllte, und die seinem sonst immer so offenen Charakter schnurgerade entgegen war, machte ihm dies klar. Aber er hatte jetzt keine Zeit, darüber weiter nachzudenken, die Probe begann. Amadeus dirigirte selbst.

Da die Ouvertüre noch nicht geschrieben war, hatte

Signore Ponziani als Leporello mit seinem „Notte e giorno faticar“*) zu beginnen.

Der Taktstock des Maestro fiel und die herrliche Musik fing an. — — —

„Wo wollen Sie hin?“ — frug in diesem Augenblicke auf dem äußeren Gange der ersten Logenreihe der Logendiener eine schwarzgekleidete, dichtverschleierte Dame. Aber die Dame antwortete nicht, sondern deutete nur nach der Thüre der Prosceniumsloge.

Jetzt erkannte sie der Diener. Es war dieselbe, die diese Loge schon oft für sich genommen, namentlich bei Maestro Mozart's Concerten oder wenn der „Figaro“ aufgeführt wurde. Da er indessen die strenge Weisung hatte, während den Proben Niemanden zuzulassen, wollte er dies eben erklären, als er etwas zwischen den Fingern fühlte. Instinktmäßig hielt er es gegen die düster brennende Oellampe; aber in demselben Augenblicke verklärten sich seine Züge: es war ein blanker, ganz neuer Dukat!

Was aber ist Cicero's Beredtsamkeit gegen die Beredtsamkeit eines Dukaten?! Der Diener schwieg, — die Dame schwieg — und doch verstanden sich beide so ausnehmend, daß sich sofort die Thüre der Prosceniumsloge, wie durch Zauber leise, leise öffnete. Die Dame huschte wie ein Schatten hinein und der Diener — nachdem er unter unzähligen Bücklingen die Thüre wieder ebenso leise

---

*) „Keine Ruh' bei Tag und Nacht!“ (Erste Gesangsnummer des Don Juan.)

zugedrückt, wie er sie geöffnet — hinaus, — d. h. dem Theater hinaus, um in der nächsten Kneipe auf den angenehmen Schrecken Ein's zu frühstücken.

Die Probe nahm unterdessen ihren Verlauf zur Zufriedenheit Mozart's und zur Begeisterung aller Anwesenden und Mitwirkenden. Aber Mozart war auch überall! Bald im Orchester, bald auf der Bühne, wechselweise dirigirend und dann wieder die scenische Anordnung leitend oder verbessernd. In der Ballscene, wo Bassi — der sonst ein unvergleichlicher Don Juan war — ihm nicht ganz zu Danke tanzte, trat er selber in die Reihen und tanzte zur allgemeinen Heiterkeit die Menuette mit Zerlina Bondini und zwar mit einem solchen Anstande und so vieler Grazie, daß er seinem früheren Lehrer und Meister Noverre alle Ehre machte, und ein lauter, allgemeiner Beifall ihn lohnte.*)

So ging es fort, bis zu dem Finale der Finales, — jenem des ersten Actes, das — wie Oulibicheff richtig sagt — ebenso ein Meisterwerk des Musikers, wie des Dichters ist. In der That, Alle staunten — Alle waren entzückt. Wie da — neben der wunderbar herrlichen Musik — die Handlung mit einer Kunst geführt war, welcher sich der vollendetste dramatische Autor nicht schämen durfte. Wie die Situationen sich so ganz natürlich auseinander entwickelten; — wie sich das Ernste mit dem Lieblichen, das Komische mit dem Tragischen so ganz ohne allen

---

*) Historisch.

Zwang, ohne alle Verlegenheit mischte. Jeder spricht in seiner Sprache und handelt in seiner Rolle. Man sah, die Personen sammeln und gruppiren sich, nicht allein um des zu erwartenden Publikums willen, sondern auch wegen ihren eigenen Angelegenheiten. Und endlich in Mitten von all' diesem, welch' eine wundervolle Steigerung, welch' eine Reihenfolge von stets belebteren, interessanteren und vollständiger werdenden Bildern, welche die Totalität der Hilfsmittel des Musikers, gewissermaßen ein sich selbst Ueberbieten verlangen, und die am Schlusse, wie auf die letzte Stufe an einer Leiter zur Höhe, das Maximum der Effekte stellt, das erreicht werden kann.*)

Wie schön waren jetzt Anordnung, Decoration und Musik: drei ineinandergehende Säle, und in jedem ein Orchester, die zu gleicher Zeit drei Tänze ausführten: einen Menuet, einen Contretanz und einen Walzer! Wie wundervoll und doch wie natürlich der Tumult einer Orgie, die ihren höchsten Grad erreicht hat. Hier eine Gesellschaft Trinker; — dort ein zärtliches Pärchen, das seine Gefühle durch Pantominen verräth; — weiter entfernt einige Individuen, die Karten spielen; — Tänzer und Tänzerinnen, gallonirte Lakaien mit Erfrischungen: „Ehi caffe! ciocolate! sorbetti! confetti!"**)

Ha! wie zärtlich sich Don Juan der kleinen Zerline nähert; — wie geschickt Leporello den Tölpel von Bräu-

---

*) Oulibicheff: III. 167.

**) „Caffee, Chocolate, Sorbett, Confect!"

tigam zur Seite schafft; — jetzt verschwinden Don Juan und Zerline.

Mit einemmale aber wird ein Geschrei hinter den Coulissen hörbar:

„Gente ajuto!“

Die drei Orchester und sämmtliche Tanzenden halten zugleich inne, nur das dramatische Orchester, das während des Balles pausirt hatte, fällt ungestüm mit einem Allegro assai 4/4 aus Es Dur ein, das mit einem kräftigen Unisono beginnt. Aber wie sich jetzt in die drohenden Rufe: „Ora grida da quel lato; Ah gittiamo giu la porta!“ in bewunderungswürdiger Modulation die klagenden Rufe Zerlinen's mischten, erschallt plötzlich ein lautes „Halt!“ aus Maestro Mozart's Munde und der Tactstock fällt hart klopfend auf.

Alles schweigt — Alles hält inne!

„Halt!“ — wiederholt Mozart: — „Herzensweibchen! liebe Bondini!“ — ruft er dann in die Scene hinauf, wo Don Juan und Zerline hinter den Coulissen stehen. —

„Der Schrei um Hülfe war nicht recht.“

„Nicht recht?“ — wiederholte die Kleine, ihr immer freundliches Gesichtchen hervorstreckend.

„Nein!“

„Warum nicht?“

„Zu spät und nicht stark genug.“

Die Bondini lachte schelmisch.

„Nun“ — sagte sie dann — „will's besser machen!“

„Schön!" — rief Mozart. — „Aufgepaßt, meine Herrschaften, noch einmal vom Allegro assai an.

Und von Neuem rauschten und brausten die Töne auf. Aber an derselben Stelle hieß es wieder:

„Halt!"

„War's wieder nicht recht?" — frug verwundert die Bondini, aber mit so komischer Miene, daß selbst Amadeus lachen mußte.

„Nein, Schatzerl!" — entgegnete er.

„Aber, mein Gott!"

„Schreien's 'mal allein."

Die Bondini that's. Alle lachten.

„Nichts, nichts!" — rief Amadeus eifrig — „lauter!"

„So — nun Da Capo!"

Das Orchester fing wieder an, — aber — das unselige „Halt!" — ertönte auch diesmal wieder. Jetzt war nun freilich Zerlinchen nicht mehr so spaßhaft.

„Liebste, Beste!" — rief Mozart sich hinter den Ohren krauend — „es ist noch nicht recht!"

„Aber was thut's denn?" — frug die Bondini weinerlich zurück — „hängt denn soviel an dem Schrei?"

„Freilich!" — versetzte Amadeus — „für diese und manche andere Zerline; aber auch für das Stück."

„Begreife nicht!"

„Kommt er nicht zur rechten Zeit und ist er nicht stark genug, kann leicht eine völlige musikalische Verwirrung entstehen — ja die ganze Scene kann umwerfen!"

„Aber was machen?"

„Da Capo“ — sagte Mozart. — „Da Capo bis es geht.“

Und wieder hob das Orchester an, und wieder war Mozart nicht zufrieden. Aergerlich stieg er daher jetzt aus dem Orchester auf die Bühne, stellte sich hinter die kleine, nette Bondini und gab noch einmal das Zeichen zum anfangen. So wie aber der Moment kam, in dem Zerline den Hülfeschrei ausstoßen sollte, umfaßte er sie mit solcher Macht und Kühnheit, daß sie vor Schrecken mit der vollsten Natürlichkeit aufschrie.

Bravo, bravo Donella! So müssen Sie schreien!“— rief er dann der Entsetzten zu, die die Hand noch auf das hochklopfende Herz drückte, während Alles in ein lautes Gelächter ausbrach.*)

Aber jetzt mußte die kleine Bondini selbst lachen.

„Sie sind ein abscheulicher Mensch!“ — rief sie, Amadeus leicht auf die allzukühnen Finger schlagend. — „Wie kann man Einem so erschrecken!“

„Herzensweibchen, Naturstudium!“

„Ich singe die Zerline nicht weiter.“

„O doch! doch! und zwar wie ein Engel!“

„Meinen Sie?“

„Ich weiß ein Mittelchen, Mittelchen!“ — sang ihr Wolfgang schelmisch in's Ohr. Sie drehte sich scheinbar schmollend um. Aber der Maestro ruhte nicht:

---

*) Historisch.

„O, la ci darem la mano*), Signorella Bondini!“ — rief er und blickte sie mit seinem offenen treuen Gesichte so freundlich an, daß sie gut sein mußte. —

„Schatzerl! gebens mir'n Busserl!“

„Ich sollte Ihnen böse sein!“

„Seins lieber gut; der Schrei war herrlich. Hätt' nie geglaubt, daß Sie so schön kreischen können. Und jetzt machen Sie's genau ebenso in der Musik!“

Und Mozart stieg wieder in das Orchester hinab.

„Allegro assai 4/4 Es Dur!“ — tönte sein Capellmeister-Kommandowort und die Musik hub wieder an.

Diesmal ging es vortrefflich und freudestrahlenden Auges rief er:

„Bravo! Bravo!“

Wie nahmen jetzt die Violinen in kräftigen Strichen die tonischen und dominanten Accorde aus D Moll: — wie brach endlich der großartige Sturm in dem Chore: „Trema, trema scellerato!“**) — dieser Krone des Finale's — aus!

Don Juan erhebt sich jetzt in der ganzen Größe seiner italienischen Natur. Es wird keine verzweiflungsvolle Anstrengung unversucht gelassen, um ihn zu erschüttern; es gibt keine Verwünschungen, die man nicht auf das Haupt des Schuldigen herabruft. Hört nur, hört! Wie sich jetzt die zornige Masse in einem Unisono vereinigt, das sich

*) „Gieb mir die Hand, mein Leben.“

**) „Zittre Verbrecher!“

convulsivisch auf die scharfen und unharmonischen Intervallen der vereinigten Terze stützt: fie-ro-crudele; — — jetzt, jetzt! — trifft sie wie der Blitz in der Octave trema; und kämpft in einer herabsteigenden chromatischen Tonleiter mit wahnsinniger Beharrlichkeit gegen den Baß: „Trema, trema, trema o scellerato!“*)

Und jetzt? Der Verwünschung des menschlichen Geschlechtes schließt sich selbst der Himmel gegen den Gottlosen an, der Sturm vermischt seine donnernde Harmonie mit der harmonischen Wuth des Chors und des Orchesters; Blitze leuchten und kreuzen sich in den Triolen der Violinen. Dieser Sturm der Stimmen und Instrumente wächst immer mehr in Terzen- und Quintensprüngen und erhebt sich nun — die Herzen aller Musiker und Sänger selbst zittern — mit Hülfe der Modulation höher und höher, wie wenn er bis zu den Wolken hinaufsteigen und sich mit dem Donner vereinigen wolle! . . . . .

Der erste Act war zu Ende. Ein allgemeines: „Himmlisch!“ — „Herrlich!“ — „Göttlich!“ ertönt von allen Seiten, ja selbst die Geister des Publikums scheinen diese Rufe zu wiederholen; — war es doch, als höre man sie aus den Prosceniumslogen!

Mozart schwamm in Vergnügen: das Orchester hat ausgezeichnet gespielt, Sänger und Sängerinnen vortrefflich gesungen, — Bassi war unerreichbar als Don Juan!

---

*) „Zittre, zittre, zittre Verbrecher!“

Aber Wolfgang Amadeus eilte auch auf ihn zu, und schloß ihn mit den Worten:

„Laß dich umarmen, du kostbare wilde Fliege!" — in seine Arme.

Aber Bassi rief:

„Wer sollte denn auch von einer solchen Musik nicht begeistert sein?"

Bondini aber und Strobach, Duscheck, Stiepaneck und Kucharz, die alle zugegen waren, wünschten dem Maestro Glück zu diesem größten seiner Werke.

Es bedurfte längerer Zeit, bis sich die freudige Aufregung gelegt hatte und man zum zweiten Acte schreiten konnte. Als aber die Schelle ertönte, beeilte sich Alles seinen Platz wieder einzunehmen; denn jeder war darauf stolz, hier mitwirken zu können, selbst die schauerlichen Fratzen der Teufel, die, — in abenteuerliche schwarze und rothe Gewänder gehüllt und mit Hörnern und Schwanz versehen, — in den dunklen Räumen hinter den Hauptdecorationen wie Gespenster herumschlichen und den Augenblick erwarteten, in welchem sie Don Juan holen sollten.

Eben begann die Probe wieder, als einer dieser Teufel den anderen mit dem Ellenbogen anstieß und, eine Prise Tabak offerirend, sagte:

„Nepomuck, wie gefällt dir's?"

„Gut, gut!" — entgegnete dieser, den Tabak mit einem endlosen Athemzuge in die Nase schlürfend. — „Bei meinem heiligen Schutzpatron, so eine Musik hab' ich noch nicht gehört."

„Es graust einem ordentlich!"

„Ja! aber wenn er's freundlich macht, da hüpft einem auch das Herz im Leibe."

„Sackerment! war das Letzte schön. Weiß't, — es hat mich so gepackt, daß ich ordentlich gezittert hab'. Der Schnupftabak, den ich zwischen den Fingern hielt, fiel all auf die Erde."

„Laß liegen, die Musik ist's werth."

„Werth? und wenn ich auch keinen Heller bekäm', — ich spielte doch mit, Nepomuck! — weiß Gott, ich spielt umsonst mit, nur um die Musik zu hören."

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich's nicht auch thäte!"

„St! Nepomuck, schau Dich an!"

„Ja so! bin jetzt selbst Teufel."

„Und wirst dich doch nicht selbst holen wollen?"

„Gewiß nicht, Chrispin; aber halt jetzt dein Maul, daß man wieder etwas hört!"

Und die beiden Teufel setzten sich auf die Moosbank der in den Hintergrund gerückten Laube, in welcher Masetto vorhin gelauscht, und hörten mit einer Andacht zu, als befänden sie sich in der Kirche.

Alles ging vortrefflich. Endlich kam man zur Kirchhofsscene.

Von beiden Seiten zeigten sich in malerischem Untereinander Monumente, Urnen mit Inschriften und Emblemen; da und dort ragte einiges Buschwerk dazwischen hervor. Eine zerfallene Mauer, hier von der Höhe einiger

Füße, dort von der eines Mannes, ward durch die Bäume sichtbar. Ganz im Hintergrunde erhob sich die Statue des Commandeurs scharf vom Monde beschienen.

Das Ganze machte einen wirklich feierlich ernsten Eindruck. Selbst Mozart war überrascht. Bondini, die an der linken Seite der Bühne stand, bemerkte es mit Freuden und rief:

„Ist's so recht, Maestro?“

„Sehr schön!“ — entgegnete dieser, — „ganz wie ich es mir gedacht habe.“

„Und die Reiterstatue des Commandeurs?“

„Macht einen fast beklemmenden Eindruck, — zumal der Mondschein sie in der That geisterhaft beleuchtet.“

„Nicht wahr?“ — sagte Bondini befriedigt.

„O!“ — — rief Mozart — „wenn sie erst den Mund öffnet und das Grab aus ihr spricht. Aber da fällt mir etwas ein, was den Effekt noch bedeutend verstärken wird.“

„Und?“

„Meine Herrn Posaunisten!“

„Herr Capellmeister?“

„Um die schauerliche Wirkung der beiden Adagio's, welche der steinerne Mann zu singen hat, zu verstärken, wird es gut sein, wenn Sie sich hinter das Grabmahl postiren.“

„Schön!“ — sagte der alte Meister Stradetzky und begab sich mit den beiden übrigen Posaunisten an den gedachten Ort.

„Und jetzt weiter! Laßt der höllischen Rache ihren Lauf.“

Und Alle ergriffen mit einem gewissen feierlichen Gefühle ihre Instrumente. Bei dem zweiten Adagio des Geistes aber, bei dem furchtbaren: „Ribaldo, audace, lascia ai morti la pace!“*) — rief Mozart: „Falsch!“ und ließ inne halten.

„Die Posaunisten haben geirrt! Da Capo!“

Das Adagio hub noch einmal an. Aber wieder ertönte des Maestro's: „Falsch! der Baß bei den Posauen hat gefehlt!“

Mozart stieg hinauf und erklärte geduldig Stradetzky, — der ein sehr tüchtiger Posaunist aber eine gewaltig massive Natur war, wie er die Stelle geblasen haben wolle.

Als aber bei der dritten Wiederholung derselbe Fehler vorkam, ward Amadeus ärgerlich, stampfte mit dem Fuße auf und rief:

„Ei, zum Teufel, Stradetzky, so blasen Sie doch richtig!“

Aber nun ward der alte brummige Stradetzky auch wild und rief grob:

„Ich blase was für die Posaune ausführbar ist! was Sie da geschrieben, kann kein Teufel ausführen, und Sie werden mich's auch nicht lehren.“

Jeder andere Capellmeister hätte hier gehörig losgedonnert; — Mozart, — die gutmüthige, edle Seele, lachte nur. Dann sagte er freundlich:

---

*) „Erbebe, Verwegner, laß die Todten in Ruh!“

„Davor soll mich Gott bewahren, mein Lieber, und wenn es für's Instrument nicht paßt, was ich geschrieben habe, so muß ich's allerdings anders machen!"

Und zu dem Regisseur sich wendend, rief er nach Papier und Feder, änderte die Stelle und setzte sogleich der Begleitung noch zwei Oboen, zwei Clarinetten und zwei Fagotte bei.*)

Jetzt ging es vortrefflich!

„Groß! groß!" — riefen Bondini und Strobach zugleich.

„Der Effect dieses Chorals ist das höchste und Ergreifendste, was man auf der Bühne hören kann!" — sagte Kucharz erschüttert.

Der eine Teufel in der Laube aber gab dem anderen wieder einen Stoß mit dem Ellenbogen, hielt seine Dose hin und sagte:

„Donnerwetter!"

„Beim heiligen Nepomuck!" — entgegnete der Andere, die Finger mit Schnupftabak an die Nase führend:

„Da fallen Einem alle seine Sünden ein!"

Mozart sah sich in diesem Augenblicke erstaunt und beinahe frappirt nach der Prosceniumsloge um; es war ihm fast, als habe er ein „Bravo! bravo!" daraus hervorschallen gehört und doch wußte er, daß Niemand dort sein konnte.

Aber die Probe ging weiter und seine Aufmerksamkeit war anders gefesselt.

---

*) Historisch.

Endlich, endlich! war auch die Zeit für die Teufel gekommen — — aber — sie sollte nur eine Chimäre sein! Kaum erschienen die fratzenhaften Larven mit Fackeln auf der Bühne, als Mozart verzweifelt ausrief:

„Um Gottes Willen laßt mir die Fratzen weg!"

„Aber" — entgegnete Bondini hervortretend — „es ist ja vorgeschrieben, daß Don Juan hier durch Teufel geholt werde!"

„Allerdings!"

„Nun!"

„Macht sich aber abscheulich."

„Wer soll ihn aber holen?"

„O!" — rief Mozart — „der ist Mann's genug, um den Teufel nicht vergebens rufen zu lassen!"*)

„Aber . . . . . ?"

„Der Furien Chor soll unter der Scene singen, das wird viel imposanter sein!"

Und so geschah es auch.

Als die Probe aus war, wiederholte sich der Enthusiasmus für das Werk.

Mozart war selig; als er sich aber zum Gehen wandte, hätte ihn bald der Schlag getroffen: einer der Teufel stand dicht vor ihm. Er hatte die Gesichtslarve abgenommen und schaute den Maestro mit jämmerlichen Mienen an.

„Nun?" — rief Mozart erstaunt — „Ihr wollt doch

*) Mozart's eigene Worte.

wohl mich nicht holen, weil Ihr den Don Juan nicht bekommen habt?"

„Nein, gewiß nicht!" — sagte der Teufel — „aber Sie; Herr von Mozart, haben uns das Beste geholt?"

„Wie so?"

„Nun, daß wir nicht mitspielen dürfen."

„Ach, Euren Verdienst? Nun wart...." und er griff in die Tasche.

„Nein!" — sagte der Mann — „auf das Bischen kommt's uns nicht an, so arm wir sind; aber....."

„Nun?"

„Jetzt können wir auch die Musik nicht mehr hören, — und — beim heiligen Nepomuck! die ist mir und Chrispin lieber, als alles Geld."

„Ja!" — sagte jetzt der Teufel Chrispin, aus der Dunkelheit hervortretend und eine Thräne glänzte in seinem Auge: „Herr von Mozart, küß die Hand! wenn ich sterbe, denk' ich noch an die Musik!"

Da feuchteten sich auch Mozarts Augen: dies Lob war ihm das schönste, das er heute entgegengenommen. Innig drückte er daher den beiden Männern die Hand und sagte:

„Bei jeder Aufführung des Don Juan — so lange ich in Prag bin — habt Ihr freien Eintritt. Kommt nur immer den Tag zuvor in meine Wohnung!"

„Donnerwetter!" — „Sakerment!" riefen die Teufel entzückt und küßten Mozart freudestrahlend die Hand.

Das war die erste Hauptprobe des Don Juan.

Ein neues Wunder.

Venedig — diese Perle Italiens, diese, dem adriatischen Meere entsteigende Königin der Lagunen, — Venedig, diese herrliche, alte, berühmte Stadt — wer sollte sie nicht kennen? — Jedes Kind kennt sie, wenigstens dem Namen und der Lage nach. Aber wer kennt denn „Klein Venedig?“ — Gewiß nur Wenige, und die müssen in Prag wohnen, oder in Prag gewesen sein, denn dort gibt es eine Insel in der Moldau — ein Hauptvergnügungsort — der „Klein Venedig“ heißt.

Die Moldauinsel „Klein Venedig“ gehörte um die Zeit, in welcher unsere Geschichte handelt, der Prager Schützen-Gesellschaft.

Diese Gesellschaft, welche aus Bürgern bestand, die sich „Freischützen“ nannten, kam zu gewissen Tagen hier an ihrem Versammlungsorte — zusammen, und übte

und belustigte sich dann mit Schießen nach der Scheibe, die auf der südlichen Hälfte der Insel stand, wobei — wie stets bei solchen Gelegenheiten — verschiedene Preise auf die besten Schüsse gesetzt waren. Aber auch die übrigen Bewohner Prags und die Fremden fanden im Sommer hier immer — bei guter Musik, ja oft bei recht artigen Concerten und trefflicher Bewirthung — eine recht angenehme Gesellschaft.

An der nördlichen Spitze der Insel war die Anfahrt der Fähren, — gewöhnlich nur die „Appareille" genannt. Neben derselben standen mehrere Böller oder kleine Mörser, aus welchen bei Festen von Zeit zu Zeit Freudenschüsse abgefeuert wurden. Von der „Appareille" führte dann eine sehr schöne Allee gerade nach dem Schießhause. Rechts und links von derselben prangten — von den vorüberströmenden Wassern der Moldau immer frisch und üppig grün erhalten — hohe prächtige Bäume; anmuthiges Gebüsch und kleine zierlich erhaltene Gärten.

Der Juwel „Klein Venedigs" war aber damals unstreitig das Schießhaus selbst, das — auf einem Rost eichener Balken erbaut — der ganzen Insel den Namen gegeben hatte.

Aber die Wirthszimmer des Parterres, so wie der Speise- und Tanzsaal der Gesellschaft im oberen Stockwerk erfreuten sich auch einer ganz eigenthümlichen Zierde. Waren sie doch rings an den Wänden mit vielfach durchschossenen Scheiben behängt und geschmückt.

Da sah man eine Venus dem Schaume des Meeres

entsteigen; aber .... die Unglückliche war mitten durchschossen. Dicht unter dem Gürtel war die Glückskugel durchgegangen. Auf der Scheibe neben ihr machte sich der damals noch in großer Gunst stehende Liebling unserer Voraltern, der Hanswurst, bemerkbar; aber .... er hatte die Nase eingebüßt, die ihm ein wackerer Schütze abgeschossen, und an deren Stelle sich nun nur ein tiefes, Entsetzen erregendes Loch befand.

Dort wieder zeigte eine andere, fast ganz zersplitterte Scheibe Diana, wie sie auf leichten Wölkchen zu dem schönen Jäger Endymion nächtlicher Weile herabsteigt. Ach! das mörderische Blei hatte mitten durch die keusche Göttin einen Riß gemacht!

Und so war nichts, gar nichts diesen entsetzlichen „Freischützen" heilig geblieben: in der Luft schwebende Adler, Hirsche, die über Stock und Stein setzten, — schlaue Füchse, — Jupiter und der ganze Olymp, — Römische Kaiser und Blumenmädchen, — Simson und Delila, — Lustige Zecher und Amoretten .... alle waren durchschossen und selbst Judas der Verräther hatte eine Kugel in den langen rothen Bart bekommen.

Aber die „Freischützen" waren auch nicht wenig stolz auf diese Siegestrophäen, und jedem guten Prager von altem Schrot und Korn schmeckte sein Wein hier doppelt vortrefflich.

Hinter dem Schießhause lief die Schußlinie nach dem Ziele, und neben der Linie auf beiden Seiten und hinter derselben begränzte ein kleiner dichter Wald die Insel.

Dies alles zusammen machte nun allerdings „Klein-Venedig“ zu einem der angenehmsten und schönsten Erholungsorte, dessen Reize das Vergnügen einer kleinen Wasserfahrt über den hier sehr breiten Strom noch erhöhte.

Und in der That, welch' eine Bewegung herrschte hier an schönen Sommertagen!

Die beiden Fähren der Altstädter Ueberfahrt sind dann vom frühen Morgen bis zur abendlichen Dämmerung in Bewegung und stetem Wechsel, kreuzen sich und durchschneiden lustig nach hüben und drüben die Wellen der Moldau. Und wie gewährt das kaum sichtbare Abstoßen der einen Fähre vom rechten Ufer, das Arbeiten der anderen hinüber, das Begegnen beider auf dem großen Strome, — das Landen, das Aussteigen der Schiffenden — — wie gewährt dies alles dem frohen Zuschauer Unterhaltung!

Man speist dann, man trinkt sein vortreffliches Glas Wein, man promenirt über die prächtige Insel, die ja überall so reizend ist!

Andere stellen sich an die „Appareille“ sobald die sanfte Bewegung der Fähre ihre Abfahrt vom rechten Ufer verräth; — man erkennt deutlich Bekannte, man grüßt von der Insel, und sieht seinen Gruß freundlich erwiedert: — die Zeichen der Freude und der Lust werden lauter, vernehmlicher. Die Fähre landet, ein Theil steigt aus, ein Theil bleibt, ein anderer Theil tritt hinein: — die Fähre stößt ab, — man entfernt sich — man winkt sich — man

entschwindet unter den immer leiser verhallenden Tönen einer lieblichen Musik.

Das ist ein Bild „Klein Venedigs" an einem schönen Sommertage.

Aber freilich — heute ist kein Sommertag mehr — darum ist es auch still und leer auf der schönen Moldau-Insel, obgleich die Mittagssonne eines der letzten Octobertage von einem herrlich blauen Himmel, fast wie im Frühling, mild und erwärmend die Erde überstrahlt.

Nur ein einziger Herr, in einem einfachen braunen Ueberrock gehüllt, den eine lange Reihe großer façonirter Knöpfe schmückt, mit kurzen schwarzseidenen Hosen, Schnallenschuhen und damals üblichem wohlbestalltem Zopfe, schreitet ernst und gedankenvoll die Allee auf und ab.

Es scheint ein eigenthümlicher Kauz zu sein; denn bald blickt er, wie in sich selbst versunken, zu Boden, bald hebt er das Haupt wieder, und dann blitzen und leuchten seine schönen, großen, tiefen Augen, wie von gewaltigen Gedanken belebt, mächtig auf. Wenn man ihn betrachtet, scheint es fast, als ob er die Sonnenstrahlen und all' die lieblichen Bilder der freundlichen Umgebung durch die Augen einsauge und dann in seinem Geiste verarbeite; — und doch — würde ein scharfer Beobachter bald entdeckt haben, daß der Mann eigentlich gar nichts von dem sah und hörte, was um ihn her vorging. Eine andere Welt beschäftigte ihn, — wohl eine große, herrliche göttliche Welt — — denn oft verklärte sich sein Gesicht, und es

war, als ob er den Himmel mit all' seiner Herrlichkeit schaue:

Ein Bettler sprach ihn an. Ohne zu schauen, griff er in die Tasche und gab dem Mann ein Stück Geld. Der Mann aber schaute sehr erstaunt und vergnügt bald auf die Gabe und bald auf den Geber, denn er hielt einen blanken Thaler in der Hand. „Hm!" — brummte er dann — „das ist ein Narr; seine Verrücktheit muß man benutzen!" — und er hinkte an das entgegengesetzte Ende der Allee und bettelte den gedankenvoll dahin wandelnden Mann noch einmal an. Und siehe! auch diesmal gab jener, ohne den Bettler noch die Münze zu betrachten. Und auch diesmal mußte seine Gabe eine sehr bedeutende sein, denn der Bettler lachte ihm heimlich spottend nach.

Aber der Mann sah es nicht. Immer lichter flammte es in seinen Augen, immer freudiger ward der Ausdruck seiner Züge, immer lebhafter wurden die Bewegungen der Hand, die gleichsam zu einer unsichtbaren Musik den Tact schlugen.

„Fertig! fertig!" — rief er jetzt — „sie steht fertig vor meiner Seele! — fertig bis auf die letzte Note. Nun mögen sie kommen, ich trete freudig mit ihr der ganzen Welt entgegen. Aber — — wenn sie nur auch schon niedergeschrieben wäre; — ich habe einen entsetzlichen Widerwillen gegen die mechanische, langweilige Arbeit des Schreibens."

Er ging einige Schritte weiter und rieb sich die Stirne, als ob sie ihn von der eben gehabten Anstrengung einer

großen geistigen Arbeit schmerze. Dann sagte er vor sich hinlächelnd:

„Was schadet es! Hab' ich doch noch immer sechs bis acht Tage Zeit, und für das Behalten jeder Note bürgt mir, Gott sei Dank, mein fameuses Gedächtniß!"

Und der Mann, der natürlich Niemand anders als Mozart war, ging dem Schießhause zu. — —

Sechs Tage waren seit jenem Spaziergange Mozart's nach dem Schießhause vergangen, als Bondini bei ihm eintrat. Amadeus merkte sogleich, daß der sonst immer so freundliche Impressario, heute etwas auf dem Herzen habe, was ihn drücke. Offen und gerade und ohne alle Umschweife frug er ihn daher nach der Ursache.

„Liebster Maestro!" — antwortete Bondini — „ich sollte denken, Sie wüßten was mich drückt?"

„Ich?"

„Wer denn?"

„Betrifft's die Oper?"

„Ja!"

„Nun, ich meine doch die Proben seien alle vortrefflich gegangen!"

„Vortrefflich!"

„Und die Aufführung soll morgen stattfinden."

„Ja!"

„Nun, was denn noch? — Sind denn nicht schon seit

acht Tagen alle Billets im Voraus verkauft? Kann ein Impressario mehr wünschen?"

„Gewiß nicht."

„Nun?"

„Wenn aber die Oper nicht gegeben werden kann?"

„Nicht gegeben?!" — rief Mozart erbleichend und seine Augen starrten Bondini groß an. — „Warum soll sie denn nicht gegeben werden können?"

„Ei!"

„Ist die Saporitti krank?"

„Nein!"

„Ihr Frauchen?"

„Ebenso wenig!"

„Nun, um Gottes Willen, wer denn? Bassi? Lolli? Baglioni? . . . ."

„Niemand ist krank!" — sagte jetzt Bondini, ein Fältchen auf der Stirne und doch ein Lächeln um den Mund.

„Aber, um des Himmels Willen, lieber Freund, foltern Sie mich doch nicht zu Tode! hat sich am Ende gar die Behörde hineingemischt?" —

„Ach was, Behörde!" — rief Bondini immer erstaunter. — „Und Sie denken wirklich nicht daran, Mozart? — Die Ursache, warum ich Don Juan, — Ihren herrlichen, köstlichen Don Juan, auf den ganz Prag seit Monaten mit fieberhafter Ungeduld wartet, — für dessen erste Aufführung seit acht Tagen alle Plätze vergeben sind;

— die Ursache warum ich den nicht geben lassen kann, soll Ihnen wirklich nicht einfallen?"

„Bei Gott, nein!" — sagte Mozart ganz ernst.

„Nun!" — rief Bondini jetzt, wie einer, der sich vor Staunen nicht fassen kann, — „wenn's nicht zum verzweifeln wäre, könnte man sich todt lachen: Sie haben ja die Ouvertüre noch nicht geschrieben!"

„Ach!" — entgegnete Mozart — „wenn's weiter nichts ist?"

„Weiter nichts ist?" — wiederholte der Impressario gedehnt. — „Aber lieber, bester Maestro, denken Sie doch daran, daß morgen Abend die Aufführung stattfinden soll."

„Nu, nu! Schatzerl!" — rief Mozart heiter wie ein Kind — „da ist ja noch lange Zeit."

Bondini stand ganz verblüfft; endlich stotterte er — „für die Ouvertüre zu einem Werke wie Don Juan?"

Amadeus lächelte pfiffig! dann trat er näher zu Bondini, legte seine beiden Hände auf des Impressario's Achseln, sah ihm in das Gesicht und frug:

„Glauben Sie, Bester, daß ich mein schönstes Werk durch eine schlechte Ouvertüre selbst und mit eigner Hand verderben werde? — Das Werk, das mir der Schlüssel zu dem Tempel des Ruhmes für ewige Zeiten sein soll?"

„Nein!" — rief Bondini — „gewiß nicht!"

„Nun denn," — fuhr Amadeus fort — „so sein Sie ruhig."

„Aber . . . ."

„Aber?"

„Die Stimmen müssen ja auch noch alle herausgeschrieben werden?"

„Bestellen Sie den Copist auf morgen früh sieben Uhr?"

„Morgen früh? und das Ohrchester? Und die Proben?"

„O du kleingläubiger Thomas!" — rief jetzt laut lachend Mozart — „er kennt sein eignes Orchester nicht. Ich sage Ihnen, Bondini, „mein" Prager Orchester spielt mich vom Blatt!"

„Sie haben ein Riesenvertrauen!" — entgegnete der Impressario und seine Mienen drückten eine große Bedenklichkeit aus. — „Es steht alles auf dem Spiele. Wenn die Ouvertüre umwerfen sollte...."

„Bondini!" — rief Mozart in herzlich bittendem Tone — „vertrauen Sie mir und Ihrem Orchester!"

„Nun denn, es sei; wenn's aber gelingt, dann hüten Sie sich vor der Inquisition?"

„Warum?"

„Weil ich Sie dann als Zauberer angebe!"

„Recht!" — rief Amadeus — „und ich räche mich alsdann?"

„Wie so?"

„Ihr allerliebstes Frauchen muß dann auch mitbrennen."

„Meine Frau?"

„Weil ich sie ebenfalls der Zauberei anklage. Sie hat mir's mit ihren schwarzen Schelmenaugen angethan."

Bondini lachte und sagte, mit dem Finger drohend: „Maestro, Maestro! Da Ponte hat Sie auf dem Gewissen; Sie sind durch seine Libretto ein zweiter Don Juan geworden!“

„Nun!“ — rief Mozart lustig — „wenn mich auch der Teufel nicht holt, so weiß ich doch Leute genug, die mich — wie Freund „Bonboniere“ und Genossen — zum Teufel wünschen! — — Aber jetzt, lieber Bondini, — jetzt machen Sie, daß Sie fortkommen, denn: ich will die Ouvertüre sogleich beginnen!“

„Gott sei Dank!“ — rief Bondini, mit Hast seinen Hut nehmend — „da laufe ich, was ich kann! Leben Sie wohl, Freund! und bis Morgen sieben Uhr ....“

„Kommt der Copist!“

Und der Impressario eilte, um Bergeslasten erleichtert, davon.

Mozart sah ihm lächelnd nach, dann sagte er zu sich selbst:

„Nun will ich aber auch Wort halten, und mich an die Arbeit machen!“

Und er nahm das nöthige Notenpapier, setzte sich, ergriff die Feder und wollte eben in das Tintenfaß eintauchen, als Duscheck eintrat:

„Mozart!“ — sagte dieser — „ich hab' einspannen lassen; Stanzerl sitzt mit meiner Frau schon im Wagen. Da das Herbstwetter so wundervoll ist, wollen wir ein wenig ausfahren, einerlei wohin: über den Graben, nach Bubentsch, Troja, Kaisermühle, Sklenarzka, dem

Gräflich Bucquoi'schen Garten, Rosenthal, Letzten Pfennig, — wo Ihr hinwollt!"

„Letzten Pfennig!" — rief Wolfgang wie elektrisirt, indem er aufsprang und die Feder wegwarf — das ist recht: da bin ich dabei! — Es gibt keinen schöneren Ort. Prächtiger Weg dorthin, Gesellschaft in Masse, — die ganze feine Welt Prags — und — was man ißt und trinkt . . . . vortrefflich!"

Und Mozart ergriff den Hut, schlupfte in einen anderen Rock, zog die Halsbinde etwas fester und saß zwei Minuten später mit Duscheck und den Frauen im Wagen. — — Als man gegen Abend zurückkam, war es schon dunkel, wie dies Anfangs November immer zu sein pflegt: aus dieser Dunkelheit sah man aber schon von weitem fast alle Fenster des Duscheck'schen Hauses hellerleuchtet hervortreten.

Mozart bemerkte es zuerst:

„Was ist denn zu Hause los?" — frug er daher erstaunt.

„Wirst's schon sehen!" — entgegnete Duscheck. — „Hier wird nichts verrathen."

Wolfgang war sehr gespannt, aber noch mehr überrascht, als er beim Aussteigen von vielen seiner besten Bekannten und Freunden begrüßt wurde, und ein kleines Fest vorbereitet fand. Duscheck, der liebenswürdigste seiner Verehrer, hatte es im Geheimen arrangirt: es sollte ein Gläschen auf den glücklichen Erfolg des Don Juan getrunken werden.

Das war etwas für unseren Freund Mozart! — Auch Bondini mit seinem Weibchen, so wie alle Mitwirkende waren zugegen, nur die Saporitti nicht, die — zum Schrecken Aller — über Kopfschmerz klagte, und daher aus Vorsicht zu Hause geblieben war, damit die Aufführung morgen ja nicht gestört werde. Lag ihr doch selbst außerordentlich viel daran, und freute sie sich doch wie ein Kind auf ihre Rolle. Da aber die Kopfschmerzen nur unbedeutend waren, ging man leicht und schnell über diesen kleinen Unfall hinweg.

So verstrich denn der Abend und ein guter Theil der Nacht bei einem auserlesen feinen Souper, köstlichen Weinen und der heitersten Laune wie im Fluge. Man scherzte, lachte, Mozart machte wieder Verse und Witze und alle Köpfe glühten bereits von Wein und Punsch, als Duscheck noch einmal die Gesellschaft aufforderte, auf den glücklichen Erfolg „Don Juan's“ ihre Gläser zu füllen und anzustoßen.

Wie das da klang — ein wahres Glockengeläute der Lust! Bondini aber sagte:

„Ihr habt jetzt gut auf einen glücklichen Erfolg der Oper anzustoßen. Wenn Ihr die Angst und Sorgen hättet ausstehen müssen, die mich in den letzten Tagen und Nächten — und zwar bis heute morgen — verfolgten ...“

„Wie so?“ — rief Duscheck, während Mozart mit der kleinen Bondini ausgelassen lachte und scherzte, so daß er das Gespräch der Uebrigen nicht hörte — „Wie so?“

„Wie so?“ — wiederholte Bondini — „Ei, das will

ich Euch sagen: bis heute Morgen hatte unser guter Maestro noch keinen Strich an der Ouvertüre gemacht!"

„Was?!" — riefen Mehrere erstaunt. — „Aber nun ist sie doch fertig?"

„Gewiß!" — sagte der Impressario ruhig — „denn als ich Signore Amadeo verließ, setzte er sich an die Arbeit! — Die Oper hätte sonst in der That nicht gegeben werden können."

In diesem Augenblicke wandte sich Mozart wieder strahlenden Auges der Gesellschaft zu.

„Nun!" — rief jetzt Bondini heiter — „und wie ist es heute Morgen mit der Ouvertüre gegangen?"

„Mit....!"

„Der Ouvertüre?"

Mozart erblaßte; Alle fuhren auf, und ein allgemeines: „Um Gottes Willen!" — entschlüpfte dem weiten Kreise.

Amadeus zog die Uhr — — **es war gleich Mitternacht!***)

„Ja," — sagte er, jetzt selbst etwas bedenklich, — „da ist freilich keine Zeit mehr zu verlieren. In zehn Minuten schlägt es zwölf Uhr, und um sieben Uhr kommt der Copist. — Nun, — immer noch einige Stunden. — Gute Nacht, meine Herrn, gute Nacht, meine Damen, — küß' allerseits die Hand! — Stanzerl, nimm ein Glas Punsch mit, damit ich nicht einschlafe — — und jetzt, all' ihr guten Geister steht mir bei!"

*) Historisch.

Und damit eilte Mozart auf sein Zimmer, wo Notenpapier und Feder noch von dem Morgen bereit lagen. Die Gesellschaft aber trennte sich bestürzt; denn ohne Ouvertüre konnte ja die neue Oper ohnmöglich gegeben werden, und wie sollte es einem Menschen möglich sein, jetzt — in solcher Stimmung — in ein paar Stunden der Nacht — — ein musikalisches Meisterwerk zu schaffen, und nur als solches konnte eine Ouvertüre des „Don Juan" genügen!

Bondini wollte verzweifeln . . und nur sein kleines Weibchen hatte Muth und Vertrauen.

Indessen hatte Mozart Platz genommen. Wie er aber eintauchen wollte, fiel sein Blick auf Constanzens Gesicht, das tiefe Sorge ausdrückte.

„Stanzerl!" — sagte er daher in mildem, freundlichen Tone. —

„Schatzerl! komm mal her, — will dir was in die Ohren sagen."

„Aber Wolferl," — entgegnete die Angeredete, die wieder irgend einen Witz erwartete, bittend — „willst nicht jetzt anfangen?"

„Komm mal her!" — wiederholte Mazart — „gib's Oehrle!"

Constanze that es; Wolfgang neigte sich zu ihr, gab ihr einen Kuß auf die Wangen und flüsterte ihr dann in das Ohr:

„Brauchst dich nicht zu ängstigen, Herzensweible, — ist alles schon fertig!"

„Wie? — wo?“ — rief Constanze freudestrahlend.

„Da!“ — rief Amadeus lachend und dupfte mit dem Finger auf die Stirne. — „Trage die ganze Ouvertüre schon seit sechs Tagen fix und fertig im Hirnkasten mit herum, und war nur zu faul, die langweilige, mechanische Arbeit des Niederschreibens vorzunehmen. Bis der Copist kommt, steht alles auf dem Papiere — und — mein Stanzerl soll mit mir zufrieden sein — — denk auch die Welt!“

„Wenn's noch alles so drinnen sitzt?“ — meinte Frau Mozart.

„Ei!“ — rief Amadeus lachend, indem er zugleich zu schreiben anfing — „wer als Kind das Miserere von Allegri im Kopfe mit nach Hause trägt, ohne daß eine Note fehlt, der wird doch eine selbstgeschaffene Ouvertüre sechs Tage bei sich behalten können. Komm her Schatzerl, setz' dich zu mir, erzähle mir etwas aus „Tausend und eine Nacht“ .... von Aladdins Wunderlampe, oder vom Aschenbrödel, damit ich nicht einschlafe!“

„Oder von Nureddin-Ali und Bedreddin-Hassan?“

„Auch recht!“ — Und Constanze stellte das Glas Punsch vor ihn hin, nahm ihren Strickstrumpf, setzte sich an seine Seite und fing an:

„Es gab einst in Indien einen sehr gerechten, wohlthätigen, barmherzigen und freigebigen Sultan. Seine Tapferkeit machte ihn allen seinen Nachbarn furchtbar.

Er liebte die Armen und beschützte die Waisen, die er zu den ersten Stellen erhob. Aber auch der Besyr des Sultans war ein kluger, verständiger Mann, scharfsinnig und in allen Künsten und Wissenschaften erfahren. Dieser Staatsbeamte hatte nun zwei Söhne; der älteste hieß Schemseddin-Mohamed und der jüngste Nureddin-Ali.“ ....

So ging es weiter und weiter, — drei Stunden lang. Mozart schrieb eifrieg; aber jetzt übermannte ihn die Schläfrigkeit und die Anstrengung, wie das öftere Nicken und Zusammenfahren bewies. Constanze klopfte ihm daher sanft auf die Achseln und sagte:

„Männchen! S'will nicht recht gehen; bist zu müde. Komm, Herz, schlaf' ein Stündchen; ich werde bei dir wachen und dich nach einer Stunde wieder wecken.“

Mozart fuhr über Stirne und Augen: „Ja!“ — versetzte er dann — „es will wirklich nicht gehen. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Ich will deinem Rath folgen, Stanzerl, — aber — wecke mich ja nach Verlauf einer Stunde.“

Und er legte sich auf das Sopha.

„Bist doch ein gut's Weibchen!“ — sagte er dann, küßte sie noch einmal und entschlief.

Constanze blieb an seiner Seite sitzen und strickte weiter. Sie dachte an die Zeit ihrer ersten Liebe, — an die Weihnachten, an welchen sie dem theuren Freunde die hübsche Brieftasche bescheert; — an die fatalen Folgen, die dies Geschenk gehabt, und an die Stunde, da dieselbe

Brieftasche, nach langen harten Prüfungen, doch auch wieder ihr Glück gemacht.

Und an diese Erinnerungen schlossen sich Bilder um Bilder und ihr ganzes Leben zog an ihr vorüber. O! es zeigte viele glückliche Stunden an der Seite ihres Mannes: — aber — auch viele, viele sorgenvolle Tage und Nächte. Doch das war ja jetzt vielleicht bald vorüber. Alle, die die neue Oper kannten, schwärmten ja für sie, — nannten sie ein Meisterwerk, und prophezeiten ihrem Wolfgang Ruhm und Ehre, Anstellung und reiches Einkommen.

Sie seufzte hoch auf, sah mit einem liebevollen und doch wehmüthigen Blick auf den Schlummernden und lispelte: „Ach! nur keine Nahrungssorgen mehr!"

Und wieder versank sie in Träumereien, die sich lange, ausspannen; aber sie waren freundlich und licht, — es waren Träume einer schönen Zukunft!

„Die Stunde verging, sie stand auf, Wolfgang zu wecken. — — — er schlief so sanft.

„S'wird auch noch gehen!" — sagte sie leise für sich hin — „wenn er ein Stündchen weiter ruht. Er ist ein großer Mann, — ein gewaltiges Genie; — was keinem Anderen möglich wäre, bringt mein Wolferl fertig. Schlaf noch, mein Herz, schlaf noch ein Stündchen, dann mag die Arbeit wieder beginnen."

Und sie setzte sich abermals nieder, strickte ruhig weiter und versank neuerdings auf lange Zeit in Träume. —

Da schlug die Standuhr fünf! — Das Stundenglas der Nacht war nahezu abgelaufen.

Jetzt gab es keine Gnade mehr, Constanze mußte ihren Gatten wecken. Er rieb sich die Augen, sprang auf und sah nach der Uhr.

„Fünf!" — sagte er dann mit dem Finger freundlich drohend — „das war gegen die Verabredung."

„Du schliefst so gut!"

„Nun, es wird noch reichen!" — versetzte er. — „Aber jetzt, liebes Kind, geh' du zu Bett; du, treue Seele, siehst ganz überwacht aus."

Constanze gehorchte und Mozart ging mit frischer Kraft an das Werk. Zwei Stunden später trat der Copist ein: es war sieben Uhr und die Ouvertüre zu „Don Juan," — dies Meisterwerk der Meisterwerke — **lag vollendet vor Mozart!***)

*) Historisch in allen Einzelheiten.

Verzweiflung über Verzweiflung.

Bondini hatte so wenig geschlafen, als Mozart. Nicht nur seine Ehre als Theaterunternehmer stand auf dem Spiel, da ganz Prag schon seit Wochen auf diese erste Aufführung des „Don Juan" wartete, und — wie wir wissen — alle Plätze bereits seit acht Tagen vergeben und verkauft waren — — — nein! — auch Bondini's ganze Existenz beruhte darauf, daß dies Stück, als ein vollkommenes Meisterwerk, von den musikverständigen Pragern anerkannt und zu einem Kassenstück erhoben werde; — ein Umstand, den eine schlecht ausfallende, bei nächtlicher Weile in ein paar Stunden zwischen Wachen und Schlafen übereilt hingeworfene Ouvertüre zu Nichte machen konnte.

Und doch war dieser „Don Juan" Bondini's letzter Halt. Er hatte nicht einen Heller mehr in der Kasse und war zum zweitenmale sammt seiner ganzen Gesellschaft

verloren, wenn „Don Juan" nicht den versprochenen und gehofften Effect machte, und der wurde unfehlbar schon geschwächt, wenn die heutige Aufführung zurückgesetzt werden mußte.

Schon das verwichene Jahr hatte Mozarts „Figaro" den guten Bondini aus einer ähnlichen Verlegenheit gezogen. Die enormen Einnahmen, die dem Impressario durch dies Stück wurden, rissen ihn durch; ja er sah sich bald in den Stand gesetzt seine sämmtlichen Schulden zu bezahlen und auch den Anforderungen seiner Gesellschaft gerecht zu werden. Jetzt aber war eben wieder eine solche Ebbe in Bondini's Kasse eingetreten. Hatte die neue Oper keinen durchgreifenden Erfolg, so mußte er wieder Schulden machen und dann war sein und der Gesellschaft Untergang gewiß; — schlug sie ein und ging zu den Sternen, dann war — da jetzt noch wenig Schulden vorlagen — Bondini ein gemachter Mann und die Zukunft seines Unternehmens gesichert.

War dies alles nicht Ursache genug um die Nacht vor der Aufführung schlaflos zuzubringen, wenn man wußte, daß die Ouvertüre noch nicht angefangen, und daß sie — im glücklichsten Falle — von dem Orchester prima vista gespielt werden müsse?

Dem armen Bondini ging es daher, wie allen Theaterunternehmern und Theaterdirectoren in ähnlichen Fällen; statt von dem mohnbekränzten Morpheus — dem schönen, sanften Götterjünglinge, dem süßen Schlafe — in die Arme genommen zu werden, setzten sich Dämonen

auf sein Bett und hielten ihn in fieberhafter Unruhe wach. Wollten dann die Augen zufallen, hörte er in jenem unseligen Zustande zwischen Wachen und Schlaf eine gotteserbärmliche Ouvertüre. Teufelchen spielten die Instrumente und Stradetzky schmetterte die Posaune so entsetzlich falsch, daß sich das Publikum die Ohren zuhielt und entsetzt fortlief.

Bondini fuhr empor. Gott sei Dank! — — es war nichts — es war nur ein halbwacher Traum!

„Verflucht!" — murmelte er, und legte sich auf die andere Seite, seine Frau beneidend, die im Bette neben ihm sanft schlummerte, und deren liebliches Köpfchen beim Scheine der Nachtlampe wie ein Röschen aussah, das mitten aus dem Schnee der Kissen hervorlugte. Aber kaum sanken die Augenlieder des armen Theaterunternehmers wieder ein wenig herab, war schon wieder eine dämonische Fratze da und überreichte ihm unter höhnischen Knixen ein duftendes Briefchen.

Jeder Theaterintendant aber weiß, was ein solch' duftiges Briefchen kurz vor einer ersten Aufführung zu sagen hat. Bondini perlte der Schweiß auf der Stirne. Er riß es auf: die Saporitti krank!"

„Höllenelement!" — rief er und saß wieder im Bett,— „die Oper kann nicht sein — die Saporitti krank!

„Aber um's Himmels Willen!" — flüsterte seine Frau halblaut — „Bondini, — — was hast du denn vor — — — schlaf doch!"

„Du hast gut reden!" — versetzte der Impressario

ärgerlich und doch auch wieder herzlich froh, daß er nur geträumt hatte.

„Du — bist — aufgeregt — hast zu viel — — getrunken!“ — meinte die schöne Schläferin und schnarchte leise weiter.

„Auch noch!“ — brummte der Gatte und legte sich auf die andere Seite. Diesmal fielen die Augenlieder nicht zu; aber vor seine Gedanken traten die Rechnungen, die noch zu bezahlen waren: — die Rechnungen für die neuen Decorationen, Maschinen, Costüme u. s. w. u. s. w. — — und er hatte alles so schön, fein und gut machen lassen! Und er sah nichts als Zahlen, lange große Zahlen vor seinen Augen flammen — — — auf einmal stand die weiße, vom Mondlicht schauerlich beleuchtete Reiterstatue vor ihm, wie sie auf dem Grabe des Commandeurs stand, und sie zeigte mit ihrer Marmorhand vor sich hin — und als Bondini der Richtung folgte, — sah er seine Kasse vor sich stehen, der Deckel aber sprang wie durch Zauber auf — — und — — sie war leer, — leer, — leer!

„Leer!“ — rief Bondini laut und wild, indem er abermals halb aufsprang.

„Näher?“ — frug das nette Frauchen halb im Schlafe. — „Nun, — so komm näher — — aber schrei nicht so!“

„Ach was!“ — meinte Bondini. — „Hab jetzt an andere Sachen zu denken.“

Aber Signora schlief schon wieder.

Und so ging es fort: die Glocke schlug zwei, — drei, — vier, — fünf Uhr — — — immer dasselbe verzweifelt-

dämonische Spiel. Bondini hörte und sah, wie das Stück anging — aber es konnte immer nicht fort. Bald fehlten Instrumente im Orchester, — bald wurden die Sänger und Sängerinnen im Ankleiden nicht fertig, — dann blieben die Decorationen hängen — die Versatzstücke standen wie angemauert......

„Corpo di Bacco!“ — rief hier Bondini und sprang jetzt mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette. — „Muß ich mich denn zu Tode foltern lassen? — „Lieber will ich aufstehen!“

Und er that es und kleidete sich an. Dabei aber kam ihm die sieben Uhr Stunde nicht aus dem Kopfe, da in dieser der Copist bei Maestro Mozart sein sollte, die Ouvertüre zu empfangen. Für diesen glücklichen Fall waren denn auch schon weitere Copisten bestellt, damit das Ausschreiben der verschiedenen Orchesterstimmen noch vor Abend sechs Uhr fertig werde.

Um aber ja gleich zu erfahren, wie es mit der Ouvertüre stehe, hatte Bondini schon gestern mit dem Copisten ausgemacht, daß er ihm früh morgens um sieben Uhr am „Marienschränkel“ aufpassen wolle. Dort mußte der Abschreiber, wenn er von Mozart kam, um nach Hause zu eilen, vorüber, und so wurde keine Zeit verloren.

So schlich sich denn Bondini schon nach sechs Uhr, dicht in den Mantel gehüllt, aus dem Hause und eilte dem verabredeten Platze zu. Es war noch Nacht, und recht unbehaglich kalt. Den Impressario schüttelte es wie Fieber.

Es gibt wohl in der Welt und im Leben nichts Unbe

haglicheres, als nach einer halb durchschwärmten, halb durchwachten Nacht, ganz früh Morgens im November, wenn es noch dunkel ist und dichte feucht-kalte Nebel über der Erde lagern, mit leerem Magen und verstimmtem Gemüthe durch die Straße einer Stadt zu gehen.

Die meisten Laternen sind dann erloschen; — nur hie und da flimmert noch ein im Abscheiden begriffenes Oelflämmchen schwach und matt durch die Nebelhülle — bald aufzuckend, bald in sich selbst versinkend — wie ein unsteter Geist, der nächtlich über Gräbern tanzt. Und ihm zur Seite fährt gespensterisch der kalte Morgenhauch hin, und mahnt uns, durch leises Schauern in den Gliedern, daß alle übrigen Menschen noch in ihren weichen, warmen Betten liegen; während die Dumpfheit des Kopfes, eine moralische Unbehaglichkeit und die Verstimmung des Magens uns trüb und ärgerlich machen. Kommt dann aber noch irgend eine Sorge hinzu, die — wie heute bei Bondini — unsere ganze Existenz bedroht, dann ist gar Alles aus, und man trägt so ungefähr das Gefühl in sich, daß man sich und die ganze Welt vergiften könne.

In einer solchen Stimmung befand sich jetzt Bondini, — der schon gern den Dolch gezuckt hätte, als ihm eine Bäckermagd, die das erste Brod austrug, in aller bäckermägdlichen Unschuld, „Guten Morgen!“ bot.

Er wollte von Niemanden gesehen, — er wollte nicht erkannt sein.

Endlich schimmerte ihm die kleine Oellampe entgegen, die vor dem in Stein ausgehauenen Bilde der Mutter

Gottes brannte, wohin der Copist bestellt war. Das Bild stand in einer Art steinernem Heiligenschrein, weshalb es „Marienschränkel“ hieß, und das Flämmchen, das Tag und Nacht brannte, bezog sein kärgliches Oel aus der frommen Stiftung einer längst heimgegangenen alten Jungfrau, die so lange auf den irdischen Bräutigam gewartet hatte, bis der himmlische gekommen war, sie heimzuführen.

Noch war es still hier; — — — doch wie? — schlich dort nicht ein Mensch, tief in den Mantel verhüllt, im Nebel herum?

„Verflucht!“ — murmelte der Impressario durch die Zähne — „wenn mich Jemand um diese Zeit hier sieht, was soll er von mir denken. Und wenn es gar meine kleine Frau erfährt......“

Aber der Andere schien ihn jetzt auch zu bemerken und bog in den Schatten.

Beide standen in dunkelen Ecken, beobachteten sich und froren, daß ihnen die Zähne klapperten.

Es schlug dreiviertel auf sieben Uhr.

Da flüsterte es plötzlich leise: „Bondini?“

„Strobach?“ — entgegnete der Impressario verwundert, und die Freunde begrüßten sich lachend.

Es war denn auch in der That der Capellmeister, dem die entsetzliche, noch nie dagewesene Geschichte mit der Ouvertüre ebenfalls keine Ruhe gelassen.

„Ich stehe auf Kohlen!“ — sagte Strobach lakonisch.

„Im Gegentheil!“ — versetzte Bondini — „mir ist es, als stecke ich im Eis! Diese verwünschten Nebel sind unerträglich.“

„Was meinen Sie denn, lieber Impressario, werden wir die Ouvertüre haben?“

„Ich meine, ja!“ — aber wie sie ausfällt, ist ein ander Ding.

„Wir haben mit Mozart zu thun!“

„Der das größte jetzt lebende musikalische Genie, — ein unendlich liebenswürdiger Gesellschafter und Mensch — aber eine leichtsinnige Seele ist.“

„Er wird seinen Ruf nicht in die Schanze schlagen.“

„Brrr!“ — machte der Impressario — „wenn ich heute keine Krankheit davon trage, will ich's loben. In die Schanze schlagen? nein! — aber ich fürchte, er traut sich zuviel zu!“

„Stille!“ — rief jetzt Strobach — „da kommt Jemand — vielleicht ist es der Copist.“

Beide traten zurück; aber die Gestalt war viel zu breit und groß für einen alten ausgehungerten Copisten.

„Wer da!“ — rief jetzt Bondini mit finster zusammengezogenen Augenbrauen, denn der Nebel war so dicht geworden, daß man keine drei Schritte weit einen Gegenstand erkennen konnte.

„Kucharz!“ — antwortete eine Stimme, der man es anhörte, daß Wein und Punsch am Abende zuvor etwas auf sie eingewirkt.

„Zum Teufel!“ — rief Bondini — „hat uns Alle

denn der kleine Satan von Mozart um den Schlaf gebracht?"

„Mich gewiß!" sagte Kucharz — „ich bin für das Orchester verantwortlich."

Es schlug sieben Uhr.

„Sieben!" — riefen alle drei auf einmal.

„Jetzt noch eine Viertelstunde."

„Und wenn sie nun nicht fertig ist."

„Der Copist muß Antwort schicken — ich hab' es ihm bei aller Arbeitsentziehung befohlen!" -- sagte Bondini aufgeregt. — „Er hat seinen Buben mit, — — der kann springen."

Eine ängstliche Pause entstand, die Spannung war so groß, daß keiner von den Dreien ein Wort sprach.

Der Morgen hatte unterdessen, trotz der dichten Nebel, sein Recht geltend gemacht. Morgenluft witterte.......

Es wurde allmählich Tag und die Straßen fingen an, sich nachgerade ein wenigen zu beleben. Da hörte man deutlich die herankommenden Schritte eines Laufenden.

„Er kommt!" — rief Bondini. Alle gingen dem musikalischen Sendboten einige Schritte entgegen, während jeder sein Herz klopfen hörte.

„Fertig!" -- rief eine Knabenstimme schon von wei tem durch die Nebel — „er ist fertig!"

„Gelobt sei Gott!" — sagte Kucharz.

„Aber wie?" — setzte Bondini hinzu.

Jetzt trat auch der Knabe aus den duftigen Schleiern des Morgens.

„Sie sollen nur warten!" — stetterte er athemlos heraus — „der Vater — — folgt mir — — auf dem Fuße, — — sie — — ist fertig!"

„Groß!" — rief Strobach — „aber ich habe mir's immer gedacht."

„Unerhört! unglaublich!" — sagte Kucharz.

„Der Mensch ist ein Hexenmeister!" — rief Bondini.

Eine neue Pause entstand. Endlich — — endlich — kam der Copist. Aber Bondini, Strobach und Kucharz fielen wie Banditen über ihn her und sechs Augen schauten mit durchbohrenden Blicken in das Manuscript. Aber je mehr sie schauten, desto freundlicher wurden die Gesichter.

„Unbegreiflich! — unbegreiflich!" — rief Einer nach dem Andern — „wer hätte das für möglich gehalten!"

Aber der Copist drang auf Eile, sonst könne die Abschrift der Stimmen nicht mehr möglich werden, er garantire jetzt schon nicht mehr dafür, selbst wenn sie nicht zu Tische gingen.

„Die doppelten Schreibegebühren!" — rief ihm Bondini noch nach. — „Sie erhalten Alle doppelte Schreibgebühren!"

„Gut, schön! Wir werden das Mögliche thun!" — tönte es aus dem Nebel zurück und die Figur des dürren Schreibers zerlief, als ob sie sich in Luft auflöse.

Die drei Männer standen einen Augenblick, als müßten sie ausschnaufen. Sie sahen sich dabei freudig an — jeder fühlte, daß ihm eine Last vom Herzen gewälzt sei — dann

gaben sie sich die Hand und schieden mit den Worten: „Auf Wiedersehen und glückliche Ausführung!“ — —

Es ging bereits gegen Abend und halb Prag strömte nach dem Opernhause. Noch waren die Pforten des Musentempels nicht geöffnet, aber eine zahllose Masse von Menschen belagerte sie. Das Haus glich in diesem Augenblicke einem riesigen Bienenkorbe, an dessen kleine Oeffnung sich die Königin eines schwärmenden Haufens gesetzt hat, und um die sich nun in dicht gedrängten Schaaren der ganze Haufe anhängt.

Das brummte und schwatzte in froher Erwartung; das drängte und drückte, schrie und stieß in leidenschaftlicher Ungeduld, daß schon das Anschauen dieses Kampfes — nur um seinen Platz vor den noch geschlossenen Thüren zu behaupten — ein unbezahlbares Schauspiel vor dem Schauspiele war.

Welch' schallendes Gelächter, wenn ein recht Vorwitziger sich mit unsäglicher Mühe und auf Kosten der Anderen die Stufen hinaufgearbeitet hatte und nun der Ruck eines kräftigen Armes ihn wieder unsanft zurückwarf. Welch' Aufschreien weiblicher Stimmen, wenn im Gedränge der Uebermuth zu keck wurde, oder das ungeheuere Vorwärtsschieben ein zartes Leben mit Zerquetschung bedrohte.

Von den vornehmeren Klassen der Gesellschaft zeigte sich freilich jetzt noch Niemand; für Parterre aber und die Gallerien galt es — selbst mit dem Billet in der Tasche — einen Eroberungssturm. Alles aber war in der größten Erwartung, in der freudigsten Spannung, denn man er-

zählte sich Wunderdinge von dieser neuen Oper des großen Wolfgang Amadeus Mozart, des hochgefeierten Lieblings der Prager. Ja die Geschichte mit der Ouvertüre war sogar schon ruchbar geworden und trieb nun die Spannung auf den höchsten Grad.

Wie aber sah es mit Bondini aus. Schlecht, — sehr schlecht! der arme Impressario war heute noch nicht von der Folter gekommen, die ganze Hölle schien sich gegen ihn verschworen zu haben.

Schon um zehn Uhr des Morgens war er zu Signora Saporitti geeilt, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Es war ihr etwas besser, als gestern, aber der Kopf schmerzte sie doch noch sehr, dabei hatte sie Hitze und starken Puls. Bondini wollte verzweifeln; aber die Saporitti tröstete ihn mit der Versicherung: sie werde singen und wenn ihr der Tod an der Kehle sitze.

Diese Versicherung war nun gerade nicht sehr tröstlich; denn eine Prima Donna mit dem Tod an der Kehle bei der ersten Aufführung einer großen Oper, von der noch dazu das Schicksal des Unternehmers — ja der Bestand des ganzen Theaters — abhing, blieb immer eine verzweifelt gewagte Sache.

Aber — was war zu thun? lieber so, als gar nicht!

Bondini ging großen Schrittes auf der noch dunklen Bühne auf und ab, auf der man eben, bei dem matten Scheine weniger Lampen, die letzten Nebendecorationen ordnete, während der Regisseur alle heute Abend vorkommenden Requisiten noch einmal inspicirte.

Bondini war bleich, noch viel bleicher als gewöhnlich und seine Stirne zeigte tiefe Falten. Er wartete, — gequält von allen Furien der Angst und Sorge — auf die Rückkunft der beiden Boten, die er nach der Saporitti und den Copisten ausgeschickt.

Endlich kam der eine derselben.

„Nun!" — rief ihm Bondini mit fieberhafter Ungeduld entgegen. — „Bringen Sie die Orchesterstimmen, — sind sie fertig?"

„Behüte Gott!"

„Was? Noch nicht fertig?"

„Noch lange nicht, Herr Impressario! Die Leute schreiben, daß ihnen die Finger abgehen; aber ...."

„Nun, um des Himmels Willen — was denn aber?"

„Das Andante habe fast lauter Sechszehntel und Zweiunddreißigstel!"

„Gerechter Gott!" — rief Bondini die Hände ringend — „was fange ich nur an?... Was? ... was?..." Eben wird das Haus geöffnet und die Ouvertüre ist noch nicht einmal fertig ausgeschrieben, — geschweige denn durchgesehen oder probirt!"

Und er ging, die Hände ringend, mit fürchterlichen Schritten auf und ab, seine Blicke aber funkelten so desparat, daß der Chorist, der die Unheilsbotschaft gebracht, scheu zurücktrat.

„Ist der Capellmeister noch nicht da?" — rief Bondini jetzt.

„O ja, Herr Impressario!"

„So holen Sie mir ihn her!“

„Sogleich!“

Der Chorist, der froh war, daß er aus der Nähe des zürnenden Oberhauptes kam, eilte so schnell davon als er konnte. Strobach dagegen erschien sofort.

„Strobach! Lieber Capellmeister!“ — rief ihm Bondini mit zitternder Stimme entgegen, — „wissen Sie, daß ....“

„Weiß schon!“ — sagte dieser — „nur Geduld, wir haben noch eine Stunde Zeit.“

„Eine Stunde, Corpo di Bacco! — und wenn diese um ist, und die Noten sind noch nicht da?“

„Lassen wir das Haus noch eine halbe Stunde weiter warten.“

„Und wenn auch dann die Schlingel von Copisten noch nicht fertig sind?“

„Nehmen wir die Ouvertüre zu Idomeneo!“

„Und blamiren uns und Mozart und verhunzen die ganze Oper! — O, all ihr Heiligen, ich bin ein geschlagener Mann!“ — und er fuhr sich verzweiflungsvoll in sein graues schwarzes Haar.

In demselben Augenblicke trat der zweite Bote athemlos, bleich und zitternd auf die Bühne.

Bondini stürzte ihm wie ein Tiger entgegen, faßte ihn an beiden Schultern, schüttelte ihn, und rief so furchtbar „Nun, wie ist's mit der Saporitti!“ — daß der Mann vor Schrecken an Armen und Beinen zitterte und die Sprache auf Minuten verlor.

„So rede doch, Unglücklicher!" — donnerte der Impressario noch einmal.

„Sprecht!" — sagte Strobach begütigend.

„Nein!" — stotterte dieser.

„Nein!?" — „Nein?!" — wiederholten Bondini und Strobach entsetzt.

„Sie war schon bereit in den Wagen zu steigen" — fuhr der Bote fort, — „als sie ihrem Kammermädchen bewußtlos in die Arme sank...."

„Bewußtlos?"

„Ja, und so liegt sie noch da!"

Aber in diesem Augenblicke verließen auch Bondini die Kräfte, er schwankte und Strobach mußte ihn zu einem Sessel führen.

„Wasser!" — rief er dann, dem jetzt von allen Seiten bestürzt herbeieilenden Theaterpersonale zu — „und Ruhe — keinen Lärm, damit das Publikum nichts hört."

Auch Bondini's kleine allerliebste Frau kam jetzt herbeigeeilt. Sie hatte in der Garderobe erfahren, was geschehen sei und war daher mitten in der Toilette davon gesprungen. Possierlich genug sah sie freilich aus, da sie von unten schon Zerlinchen war, oben aber — über die Achseln — in der Eile nur einen Shwal geworfen hatte. Auch Andere hatten erst halbe Toilette gemacht und gaben höchst drollige Erscheinungen ab, von welchen manch kühnes Auge seinen Vortheil zog.

„Aber Bondini! — lieber Bondini!" — sagte jetzt das Weibchen, — „komm doch zu Dir!"

„Ja!" — versetzte dieser in Grabeston — „um verrückt zu werden!"

„Nicht doch . . . . ."

„Ruhe, lieber Freund!" — sagte der Capellmeister — „lassen Sie uns sehen, was zu machen ist."

„Zu machen?!" — rief Bondini in der höchsten Verzweiflung — „da uns nun auch Donna Anna fehlt? O!" — setzte er mit Hohn dazu — „das Klügste ist, wir hängen uns hier Alle auf."

„Nein! Männchen!" — rief seine Frau schmeichelnd — „das hat doch noch Zeit."

„Aber wir können ja das Stück nicht geben!"

„Warum denn nicht?" — frug in diesem Augenblicke eine klangvolle weibliche Stimme in reinem Italienisch.

Alle schauten um, und sahen zu ihrem Staunen eine schwarz gekleidete, wunderschöne Dame von hohem stolzem Wuchse vor sich stehen. In ihren herrlichen Zügen lag etwas wunderbar Kühnes,— ja ein gewisses Triumphiren. Ihre großen dunklen Augen flammten in seltener Gluth; das weit ausgeschnittene Kleid und die bloßen Arme verriethen die üppigsten, die herrlichsten Formen; es gab, der äußeren Erscheinung nach, keine passendere Donna Anna.

Das Erstaunen war so allgemein, daß in dem ersten Augenblicke Niemand Worte fand, die Frage der Signora zu beantworten. Endlich stotterte Bondini kleinlaut:

„Haben Sie vielleicht eine Donna Anna für uns in der Tasche?"

„In der Tasche nicht," — sagte die Dame stolz

lächelnd — „aber ich kann Ihnen doch eine Donna Anna schaffen!“

„Und die wäre?“

„Ich selbst bin es.“

„Unmöglich! Woher sollten Sie im Besitz der Rolle sein, die heute zum erstenmale gegeben wird?“

„Fragen Sie nicht, Signore Impressario, die Zeit ist kostbar. Ich höre das Publikum schon unruhig werden. Lassen Sie es sich genügen, daß ich der Rolle mächtig bin. Wie Sie sehen ist meine Figur fast dieselbe, wie jene der Saporitti, es hat also auch mit der Garderobe keine Schwierigkeiten — ihre Kleider werden mir passen ....“

„Aber ich kann unmöglich .....“

„Wollen Sie als Bürgschaft meinen Namen wissen?“

„In der That, Sie würden mich verbinden und beruhigen, Signora.“

„Gut!“ — sagte diese — „aber niemand Anderes darf ihn erfahren und auch Maestro Mozart nicht wissen, daß ich die Rolle der Donna Anna übernommen habe. — Und sie bückte sich zu Bondini, der noch wie gelähmt im Sessel saß, und lispelte ihm den Namen „Mandini!“ — in das Ohr.

Aber kaum hatte dieser Klang die Gehörsnerven des unglücklichen Impressario berührt, als er freudestrahlend aufsprang.

„Und Sie sind mit der Rolle vertraut?“

„Ich bin es!“

„Nun!“ — rief Bondini außer sich vor Freude —

„dann sind wir gerettet! Der Name bürgt für alles. Unbegreiflich ist mir zwar . . . . .“

Jetzt aber zupfte ihn seine kleine Frau am Rocke und flüsterte ihm zu:

„Denk an das Jagdschlößchen!“

Da ging es Bondini wie eine Sonne auf. — „Sie sind mein und des Maestro's rettender Engel!“ — rief er entzückt. — „Ich nehme Ihr Anerbieten dankbar an!“ — Und, sich zu dem Personale wendend, rief er: „Jetzt lustig, lustig in die Garderobe! Es geht! es geht! — Der „Don Juan“ wird doch gegeben. Aber Jedes spute sich nun, denn es ist viel Zeit verloren worden.“

Und er bot Signora Mandini den Arm und führte sie, schwindelnd vor Entzücken, selbst nach der Garderobe. Der gute Bondini wußte vor Freude nicht, wo ihm der Kopf stand; — er hatte für den Augenblick die Ouvertüre ganz vergessen; aber freilich auch nur den Augenblick. Als er von der Damengarderobe zurückkam, ging der Jammer von Neuem an.

Bote auf Bote wurde fortgeschickt, — Bote auf Bote kam mit der Hiobspost zurück: „Noch nicht fertig!“

Es schlug halb sechs — — die Orchesterstimmen waren noch nicht da!

Es schlug sechs Uhr — — — man wartete vergebens.

Bondini sah aus, daß er selbst recht gut den Geist des Commandeurs hätte geben können; aber die furchtbare anhaltende Spannung seit gestern früh, und die unsägliche Angst, die er heute ausgestanden, hatten seine Kräfte er-

schöpft und seinem Geiste alle Elasticität geraubt. Mehr todt als lebendig in seinem Sessel sitzend, winkte er jetzt Mozart, der eben seelenvergnügt von einer Spazierfahrt zurückkam, und sich unendlich freute, daß er gerade noch um sechs Uhr eingetroffen sei, da er die Oper dirigiren sollte.

„Mozart!" — stöhnte Bondini.

Aber Mozart blieb vor ihm stehen und rief, verwundert die Hände zusammenschlagend:

„Bei allen Heiligen, Bondini, was ist Ihnen?"

„Wie viel Uhr ist's?" — stöhnte dieser.

„Punkt sechs!"

„Also die Stunde zum Beginn der Oper."

„Ja wohl! und hören Sie nur, wie das Publikum schon unruhig ist. Sie können's gar nicht erwarten. Bondini'chen, mein lieber Bondini — ich freue mich wie ein König auf die Aufführung! — Aber was haben Sie denn .... sind Sie krank .... ist etwas geschehen?"

„Nein!" — stöhnte Bondini zum drittenmale — „es ist nichts geschehen und das ist gerade das Entsetzliche!"

„Ich verstehe Sie nicht!"

„Nun denn .... die Orchesterstimmen der Ouvertüre sind noch nicht fertig abgeschrieben!"

„Donnerwetter!" — rief jetzt Mozart — „das begreife ich nicht!"

„Ich sehr gut!" — sagte Bondini vorwurfsvoll — — aber in demselben Augenblicke entstand ein doppeltes

Geräusch — im Publikum wurden Zeichen der Ungeduld laut, und aus dem Versammlungszimmer des Orchesters hörte man Freudenrufe. Capellmeister Strobach aber sprang die kleine Treppe herauf und schrie:

„Sie ist da! sie ist da!"

„Wer?" — riefen Mozart und Bondini.

„Die Ouvertüre!" — antwortete dieser.

„Gott sei Dank!" — rief Mozart und eilte hinab, während Bondini beide Hände auf sein Herz drückte, das vor freudigem Schrecken zu zerspringen drohte.

In der That brachte man eben die Stimmen fast noch naß und voll Streusand.*) Mozart aber wandte sich zu den Orchester-Mitgliedern und rief:

„Meine Herren!"

„Sie müssen heute die Ouvertüre zum „Don Juan" prima vista spielen. Es war keine Probe mehr möglich; da ich aber weiß, daß ich nur tüchtige Künstler vor mir habe, mit welchen ich dies wagen kann, so mag es in Gottes Namen geschehen. Angefangen, frisch zu!" Und „Frisch zu!" riefen Alle begeistert — „unser Mozart lebe!" und oben und unten ertönten die Schellen und die Künstler eilten freudestrahlend in das Orchester und auf die Bühne.

Als wenige Minuten später Mozart an seinen Dirigentenplatz trat, ward er von einem donnernden: „Bravo!" „Bravo!" des bis zum Ersticken überfüllten Hauses

---

*) Historisch: Nissen: Seite 512. Oulibicheff: I. S. 226.

empfangen; er verneigte sich tief, Seligkeit durchzitterte sein Herz — in seinen Augen glänzten Thränen der Freude.

Aber jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren, der Tactstock fiel, und — wie Donner- und Posaunenruf des jüngsten Gerichtes — ertönten die ersten Accorde des schauerlichen Andante.

„Ha! wie der in zwei gleiche Hälften getheilte Rythmus erzittert in Stößen auf der geheimnißvollen Modulation, die er führt. Halbe Noten, welche in grauenvollen Octaven nachhallen, tauchen von allen Seiten auf, gleich den Gesichtern von Gespenstern, welche einen langen und matten Blick auf die entsetzten Zuhörer werfen, und dann, anderen Gestalten Platz machend, verschwinden. Hört Ihr, wie die unterirdischen Donner rollen? Wie die Stimmen der zertretenen Opfer wimmern? Wie das Phantom antwortet und sich ein schwarzer, riesiger Arm aus der Erde herausstreckt, den Sünder zu ergreifen?“

„Horcht! horcht! wie die Blechinstrumente den Todeskampf in dem entscheidenden vermehrten Sextenaccorde vollenden und das Tremolo der Violinen die letzten Zuckungen andeutet.“

Ein kalter Schauer überläuft die vielen Hunderte von Lauschenden; — Begeisterung beseelt und durchglüht das Orchester!

Und wie führt nun das Allegro die Hörer in das Leben Don Juan's ein!

„Wie bezeichnet das Dis der Violinen, gegenüber dem D

des Basses, die feindliche Stellung Giovanni's gegen das Menschengeschlecht. Der reißende Wolf kommt heimlich herbeigeschlichen; mit einem Satze hat er das Lamm ergriffen und die Trompeten begrüßen das glücklich vollführte Verbrechen mit ihren höllisch-triumphirenden Fanfaren. Aber die Nachricht von dem geraubten Lamme kommt in Umlauf und verbreitet sich immer mehr; — man schlägt Lärmen; — man versammelt sich, um den Wolf zu vernichten — — und nun hebt eine Reihe von jenen zauberhaften Blendwerken an, welche aus dieser Ouvertüre ein Werk so einzig in seiner Art machen, wie die Oper selbst."*)

Als die Ouvertüre in die Introduction überging, wollte der Beifallssturm nicht enden. Das Haus erbebte vor Bravorufen, die Mozart und dem Orchester galten, da beide Wunder gethan; denn Jedermann im Theater wußte jetzt, wie diese Ouverture entstanden und daß sie so eben prima vista gespielt worden sei!

Mozart strahlte vor Seligkeit und ein verklärtes Lächeln lag in seinen Zügen, als er sich jetzt — immer weiter dirigirend — während der Introduction zu dem ihm gegenüberstehenden Strobach wandte und leise sagte:

„Hab' ich nun nicht recht gehabt, mit der Ouvertüre?"

„Vollkommen! — Mir fehlen vor Staunen die Worte!"

„Es sind zwar ein paar Noten unter die Pulte

---

*) „Il Dissoluto Punito osia il Don Giovanni." Oulibicheff III. S. 129 und 134. Die Ouvertüre.

gefallen, aber im Ganzen ging es vortrefflich!"*)

Der Vorhang rauschte in die Höhe, die Vorstellung begann.

Leporello sang sein: „Notte e giorno faticar" (Keine Ruh' bei Tag und Nacht! ꝛc.) prächtig. Es war ein Leporello, wie er sein muß. Lauter Beifall krönte seine Leistung, da ....

Aber in diesem Augenblick hätte die ganze Oper umwerfen können — — Mozart starrte wie verwirrt nach der Bühne — — der Tactstock entglitt fast seiner Hand — unmöglich! — unbegreiflich! — ist das Zauberei? ... Giuditta Mandini als Donna Anna?!

Ja, bei allen Göttern! Das war sie, das himmlische Wesen! Durch das ganze Theater lief eine mächtige Bewegung.

„Wer ist das?" —

„Wer ist dies wundervolle Weib?"

„Gott, welche Stimme!"

„Wie geht das zu?"

Aber rasch verstummten Alle, denn solche Töne hatte man noch nicht gehört.

Auch Mozart hatte sich jetzt — durch Strobach's Zuflüsterung belehrt, — schnell gefaßt. Nur ein Gedanke erfüllte ihn: Sie hat den heutigen Abend gerettet! und eine dankbare Begeisterung für diese kühne That er-

---

*) Mozart's eigne Worte.

füllte ihn, und steigerte seine ohnehin große Erregung auf das Höchste.

Aber — o mein Himmel! — wie bewunderungswürdig schön, wie entzückend waren und sangen auch diese Beiden: Don Juan, von dem herrlichen Bassi dargestellt, und Donna Anna. Wie sie sich jetzt, — halb angekleidet, im weißen tief ausgeschnittenen Nachtgewande mit den offenen weiten Aermeln, die schwarzen, dichten Haare aufgelöst, convulsivisch an den Verräther klammert; — wie sie, die göttlichsten Formen dem Auge darbietend, Alles — Alles entzückt und hinreißt; bis der Silberton ihrer gewaltigen wundervollen Stimme, die Pracht ihrer Schule, die Begeisterung des Publikums bis zur Extase treibt.

Und diese Energie des Schmerzes, diese feurigen Worte, die in Thränen ersticken! Diese stets sich mehrende Bangigkeit, welche jeden Augenblick sich an den äußersten Grenzen des Leidens brechen zu müssen scheint, und den Augenblick nachher uns noch ärgere Qualen aufdeckt!

Wer war hier größer, der Maestro oder die Prima Donna? — Sie rangen wahrlich beide hier um eine unverwelkliche Palme!

Und als ob ein Zauber das ganze Personal erfasse und mit in den Kreis einer nie gesehenen Begeisterung ziehe, so überboten sich jetzt Alle. Es war eine Vorstellung, wie sie die Welt nie wieder sieht.

Und Nummer auf Nummer steigerte sich der Beifall, der bei dem Finale des ersten Actes und bei dem Schlusse der Oper bis zu einem rasenden Sturme anwuchs. Alle

wurden gerufen, der Meister zahllosemale; — ja das Publikum wollte das Haus gar nicht verlassen, und selbst die Orchestermitglieder, — Kapellmeister Strobach und Director Kucharz an der Spitze, waren so entzückt von dieser herrlichen Musik, daß sie gerne sammt und sonders die Oper von vornen angefangen hätten.

Bondini schwamm in Seligkeit und hätte in seinen Armen Mozart fast erdrückt.

„Beim heiligen Nepomuck!“ — rief er dabei — „den Abend vergeß' ich nie, und wenn ich tausend Jahre alt werden sollte; — aber auch den Tag und die Nacht nicht, die ihm vorausgingen.“

„Und wo ist unsere Retterin?“ — rief jetzt Mozart. — — — Aber die Mandini war spurlos verschwunden!

— — — — — —

Don Juan war und blieb der Schlüssel mit dem sich Mozart den Tempel des Ruhmes für ewige Zeiten erschlossen hatte; — sein Aufenthalt in Prag aber bildete den Glanzpunkt seines Lebens. Es war für ihn: **hoch am Tage!**

Ende des fünften Theils.

VI.

Abend und Nacht.

Mozart.

Ein Künstlerleben.

Cultur-historischer Roman

von

Heribert Rau.

Sechster Band

Frankfurt a/M.
Verlag von Meidinger Sohn & Comp.
1858.

Inhalt.

VI. Abend und Nacht.

Ein Original.

Wenn sich in der Atmosphäre die Ausdünstungen der Erde, des Meeres, der Flüsse und Sümpfe gehäuft haben, verdicken sich dieselben zu giftigen Nebeln oder zu finsteren Wolken und verhüllen dem Auge des Menschen die freundliche Sonne. Wenn aber bei sommerlicher Schwüle die Ausdünstungen wachsen, so daß das elektrische Gleichgewicht unter den Wolken selbst, oder zwischen Wolken und Erde gestört wird, dann ziehen am fernen Horizonte unheilschwangere Gewitter auf, bereit, sich unter Blitz und Donner wüthend zu entladen.

Athemlos, schweigend und bang ruht dann die ganze Natur. Kein Lüftchen regt sich weit und breit, kein Blatt bewegt sich, und Menschen und Thiere ruhen erschöpft und ihr innerstes Mark durchrieselt Angst und Beklommenheit.

Am fernen Rand der Berge aber zucken matte Blitze. Und immer näher und immer tiefer zieht die Wolkennacht und dumpfes Donnern tönt aus ihrem Schooße.

Da, plötzlich, schallen Schmerzensschreie durch die Stille; es ist der Ruf der Sturmvögel, die raschen Fluges die dicke Luft durchschneiden, verkündend den Orkan, der eilends naht. Und krachend öffnet sich des Himmels Pforte und heulend bricht der Sturm herein; ihm eilt auf schwarzen Adlerschwingen das Gewitter nach; die Wolken thun sich auf; in Fluthen stürzt der Regen nieder; der Donner kracht, in Feuer steht der Himmel und wüthend toben die losgelass'nen Elemente: Vernichtung, Tod und Verderben tragend über Wald und Flur. Doch — — matter wird der Regen, leiser rollt der Donner, der Blitze Feuerströme sie ebben nach und nach, und von dem Sturm, der sie gebracht, verscheucht, flieht wie ein wildes Heer die schwarze Wolkenkaravane.

Und freudig athmet wieder auf, gelabt, gestärket und gekräftigt, die weite Welt. Alles ist wie neugeboren, die Wälder rauschen in verjüngter Kraft; die Blumen heben freudig ihre Häupter; die Vögel singen laute Jubellieder; der Mensch schlürft gierig die erfrischte reine Luft, und auf sie Alle blickt die Sonne nieder in ihrer göttlich ungetrübten, segensvollen Klarheit!

Das ist das Bild der furchtbaren Erscheinung, die mit dem Neigen des achtzehnten Jahrhunderts die Welt erschütterte: das politische Gewitter der französischen Revolution fing an, sich zu entladen. Eben — es war gegen

Ende des Juni 1791 — rollte ein furchtbarer Donnerschlag über die Welt und fand auch in Wien seinen Wiederhall: die Nachricht von der mißglückten Flucht König Ludwigs XVI. von Frankreich, seiner Entdeckung zu Varennes durch Postmeister Drouet — und seine und seiner Familie Rückführung nach Paris durch die triumphirenden Nationalgarden.

Man erbebte in Oesterreichs Hauptstadt — namentlich auch für die unglückliche Königin Maria Antoinette, die liebliche Tochter Maria Theresias, die geliebte Schwester des Kaisers — aber man fühlte instinktiv, daß noch mehr auf dem Spiel stehe, als dies verehrte Haupt.

Die französische Revolution war eigentlich — vielleicht ihr selbst unbewußt — eine politische Fortsetzung jenes religiösen Kampfes im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts um religiöse und kirchliche Freiheit. Denn wenn es dort jenen heiligsten Gütern der Menschheit galt, und die mittelalterliche Fessel der Hierarchie gelöst werden sollte, so galt es hier der bürgerlichen und politischen Freiheit und der Emancipation des dritten Standes aus den Fesseln des Lehenswesens. Leider aber waren die Bande des Feudalsystems in Frankreich so alt, so mannichfaltig und so streng angezogen, daß ein Lösen derselben zugleich eine Auflösung des ganzen Staates herbeiführte, als sie von zu stürmischer Hand, und ohne das Bessere, das an seine Stelle treten sollte, vorbereitet zu finden — versucht wurde. Und von wem wurde dies versucht? von einer reizbar-leidenschaftlichen Versammlung,

mitten unter einem unbändigen Pöbel und unter der Aufwieglung einer wahrhaft catilinarischen Rotte. Und zu welcher Zeit wurde es versucht? in einer Zeit, in welcher neue, noch unverdaute Theorien von Volkssouveränität und Menschenrechten sich der Köpfe, und Haß, selbst Verachtung gegen die Regierung, der Herzen bemächtigt hatte. Aber leider war das nicht genug; es kam auch noch dazu, daß ein zwar weniger schuldiger aber schwacher Monarch und klägliche, oft nach dem Zufall gewählte Minister rath- und thatlos dem Sturme sich nicht mehr entgegen zu werfen vermochten; während eine schreckliche Zerrüttung in den Finanzen das Uebel täglich mehrte, und einen Staatsbankerott — und damit eine Vernichtung alles Credits und eines großen Theiles des Privateigenthums — herbeizuführen drohte.

Es sah in der That damals trostlos aus! Mit allen Steuern und Abgaben schöpfte man nur in das Faß der Danaiden! Die Parlamente, die letzten Vertheidiger des Volkes, waren dabei suspendirt, und am 1. Mai 1789 die allgemeinen Stände des Reiches berufen worden. Aber die Nacht vom 4. bis 5. August hatte mit dem Lehensysteme auch die Vorzüge des Adels und der Geistlichkeit, also Gerichtsbarkeit und Steuerfreiheit des Adels, Frohndienste, Zehnten, Zünfte und Gilden aufgehoben, die Güter der Geistlichkeit für Eigenthum der Nation erklärt und bald nachher dem Volke die höchste gesetzgebende Gewalt zugesprochen. Es war dies ein furchtbarer Donnerschlag, der über den Häuptern der privilegirten Klassen dahin rollte. Indeß die ge-

waltigen Schläge häuften sich noch mehr und erschütterten jetzt schon ganz Europa.

Die neue Eintheilung Frankreichs in 83 Departements warf alle bisherigen Vorrechte der einzelnen Stände und Provinzen über den Haufen, unterwarf die Besitzungen der deutschen Reichsstände im Elsaß, besonders der drei geistlichen Churfürsten, der Herzöge von Würtemberg und Zweibrücken, Hessen-Darmstadt, Baden, der Bischöfe von Trier, Worms, Speyer, Basel, soweit sie vom französischen Gebiete umschlossen waren, gleichem Schicksal und bot für die verlorenen Hoheits- und Lehensrechte nur eine Entschädigung in National-Domänen an.

Natürlich hallte nun ganz Deutschland von den Klagen der betreffenden Fürsten wieder, und hierin mischte sich bald der vielstimmige Ruf der französischen Emigranten um Hülfe und Rache.

So war die Lage der Dinge, als Kaiser Joseph II. — 1790 — die Augen schloß, zerfallen mit mehreren seiner Länder, sowie mit Adel und Geistlichkeit; verwickelt in einen schweren Krieg mit der Pforte und in seinem großen, edlen Herzen bekümmert über das Schicksal seiner Völker und seiner unglücklichen Schwester Maria Antoinette.

Sein Bruder und Nachfolger Leopold hatte bereits seit 25 Jahren Toskana mit Mäßigung, Gerechtigkeit und Friedensliebe regiert; jetzt fand er einen weit stürmischeren Schauplatz; — einen Theil seiner ererbten Länder sehr unzufrieden, wie Oesterreich und Galizien, oder im Aufstand, wie Ungarn und Belgien, wo man sein Nachfolgerecht gar

nicht anerkennen wollte. Er fand einen Krieg gegen die Pforte vor, der dadurch noch viel bedenklicher wurde, daß er im glücklichsten Falle nur Rußland vergrößern, im unglücklichen Falle ihm Ungarn und Siebenbürgen kosten konnte und jedenfalls, fortgesetzt, ihn in einen Krieg mit England, Holland und Preußen verwickeln mußte. Schon standen auch in der That die Preußen bewaffnet an der Gränze, als es den 27. Juli 1790 zu Reichenbach in Böhmen zu einem Vertrage mit Preußen kam, dem zufolge der — einstimmig am 30. September 1790 auch zum deutschen Kaiser gewählte — Leopold II. mit der Pforte erst Waffenstillstand, dann — mit dem Jahre 1791 — Friede schloß.*)

Aber nun drohten — wie schon erwähnt — wieder von Frankreich her neue Stürme, und die heute mittelst Courier eingetroffene Nachricht: von der mißglückten Flucht und der Zurückführung Ludwigs XVI. und seiner Familie war ganz geeignet, einen panischen Schrecken in Wien zu verbreiten.

In der That hörte man denn auch aller Orten von dieser Angelegenheit sprechen, und auf den Straßen, vor den Thüren der Häuser, in den Caffés, Schenkstuben und Wirthshäusern bildeten sich Gruppen, die sich angelegentlichst über das unselige Ereigniß unterhielten und die Politik des Tages und die großen Fragen der Zukunft mit Eifer behandelten.

Aber diese Aufregung dauerte doch nur kurze Zeit. Die

*) Böttiger: Geschichte des deutschen Volkes.

guten lebenslustigen Wiener liebten solche Gemüthserschütterungen nicht, da sie dadurch aus ihrer Behaglichkeit aufgerüttelt, in ihrem gewohnten Genusse gestört und noch dazu zu einem lästigen Nachdenken über Zeitverhältnisse und Zukunft gezwungen wurden.

Auch zwei elegante Reiter — die den herrlichen Mittag benutzt hatten, einen Spazierritt durch den Prater zu machen — unterhielten sich schon seit einer halben Stunde über die große Neuigkeit des Tages. „Ja!“ — sagte jetzt der eine, ein Mann in den Vierzigen, von jovialem, lebensfrischem Aussehen, seinem prächtigen Rappen den Hals klopfend, — „die Dinge stehen allerdings schlimm. Mich dauert die arme Königin; aber ich hoffe immer noch....“

„Hoffen?“ — entgegnete der Andere, der bedeutend jünger war und auf den ersten Blick den Aristokraten von Rang verrieth. — „Ich denke von „Hoffen“ wird doch jetzt wohl nicht mehr die Rede sein. Es ist, bei Gott, Zeit, daß die deutschen Fürsten Ernst machen, und diese vorlaute Rotte von Advokaten und Schreiern zur Ruhe bringen. Nach dem Vorgefallenen kann der Kaiser nicht mehr schweigen, seine eigene Ehre ist in der Ehre seiner Schwester verletzt, sein eigener Thron in dem Throne Frankreichs bedroht.“

„Schauens Durchlaucht,“ — sagte der ältere der beiden Reiter in dem gemüthlichen Tone eines guten Wieners — „das glaub' ich nun wieder gar nicht. Hier giebt's so keine Rappelköpfe, wie da drüben in Frankreich. O nein, — nein, — nein! Die Oesterreicher sind froh, daß sie end-

lich wieder Frieden haben und hängen zu sehr an den guten alten Einrichtungen, als daß sie die Welt mit neuen Ideen stürmen sollten. Wir haben's ja bei dem Joseph gesehen — — war alles gut, was er wollte, — es ging aber doch nicht durch!"

Fürst Lichnowsky, an den diese Worte gerichtet waren, strich sich den kleinen hübschen Schnurrbart, ließ seinen Fuchs ein wenig courbettiren und sagte dann:

„Lieber Schikaneder, nehmen Sie mir's nicht übel, aber ich wette bei allen Heiligen: Sie denken wieder an ihre böhmischen Fasanen in Sauerkraut und gebratenen Austern, und da ist Ihnen der Gedanke furchtbar, ... gestört zu werden. Oesterreich ist aber nicht die Welt, und der moralische Einfluß, den Frankreich auf ganz Europa übt, ist anerkannt. Andererseits sind diese verfluchten Ideen von Volkssouveränität und Menschenrechten so ansteckend wie das gelbe Fieber. Hier werden sie freilich so leicht keine Wurzeln schlagen; aber am Rhein steht es anders. Ich weiß aus guter Quelle wie sehr man in vielen Gegenden dort mit den Bewegungen in Frankreich sympathisirt. Ueberall sprudeln schon die Bächlein eines tollen Freiheitsschwindels hervor; vereinigen sie sich, so können sie zu einem mächtigen Strome werden, der endlich alle Dämme durchbricht, und Alles mit sich fortreißt, was sich seinem Laufe widersetzen will."

„Ach!" — entgegnete Schikaneder achselzuckend — „Ideen! Schwindel der Franzosen ....! Unser gutes deutsches Volk schwingt sich so leicht nicht zu ihnen auf. So

lange es zu essen und zu trinken hat, Musik, Tanz, Theater, Paraden, Schauspiele und dergleichen Dinge, wird es ruhig bleiben. Daher ist es diplomatisch, vor allem Anderen hiefür zu sorgen."

Lichnowsky sah seinen Begleiter mit einem ironischen Lächeln an. — „Sie sind doch ein fürchterlich materieller Mensch!" — sagte er dann. — „Ich glaube Sie könnten auch ihr Erstgeburtrecht — wenn Sie eines zu verschenken hätten — für ein Linsengericht hingeben."

„Nein!" — rief hier der Director des Leopoldstädter Theaters mit komischem Ernste, indem er die Hand mit der Reitpeitsche wie zum Schwure emporstreckte. — „Bei Gott, für ein Linsengericht nicht!" — und er schüttelte sich ordentlich bei dem Gedanken: ein so gemeines Gericht essen zu müssen.

Der Fürst hatte nicht Acht darauf, seine Gedanken waren noch bei den Bewegungen des Tages, die ihn — als guten Aristokraten — freilich mehr bedrohten als seinen Begleiter.

„Die Ideen von Religion und Vaterland sind zu tief in unsere moralische Natur verflochten," — sagte er jetzt — „als daß sie blos Gegenstand der Vernunft bleiben, nicht auch Sache des Gefühls werden sollten. Je dunkler sie aber bleiben, desto stärker ist ihre Kraft; und so sind sie es, die auch den ungebildeten Haufen zu elektrisiren vermögen, und — wie ich fürchte — ihm wohl auch eine Wirksamkeit geben können, die leicht den Charakter des Enthusiasmus, ja selbst des Fanatismus annimmt."

„O, Sie Schwarzseher!“ — rief hier Schikaneder — „prophezeien Sie doch lieber gleich den Untergang der Welt. Man sieht, daß Sie kein Wiener sind, — nicht einmal ein eingebürgerter, wie ich. Pfuschen Sie doch unserem Herrgott nicht in das Handwerk, der wird die Dinge schon lenken, wie's gut ist. Nehmen Sie's Leben, wie es ist. Wenn ich mich über so manches grämen wollte, wo sollte ich da hinkommen!“ — Und er strich sich mit der Hand über die Stirne, als wollte er schwere Sorgen verscheuchen.

„Sie — sich grämen?“ — rief jetzt Lichnowsky laut auflachend — „worüber? Ist Ihnen Ihr heutiges Diner verdorben worden, oder hat die schöne Cavaglieri heute Launen?“

„Launen?“ — entgegnete Schikaneder ernst — „Launen? — ja, wenn es nur Launen wären!“

„Nun, was hat sie denn?“

„Schulden! Durchlaucht, Schulden!“

„Und ist das etwas Neues?“

„Keineswegs.“

„Nun?“

„Aber ich habe erst vor einigen Monaten zehntausend Gulden für sie bezahlt.“

„Und jetzt?“

„Jetzt hat sie schon wieder Wechsel von zehntausend Gulden auf mich ausgestellt?“

„Sie ist eben ihre theure Freundin.“

„Zum Teufel! Diese Freundschaft wird mir aller-

dings zu theuer. Wenn das so fortgeht, geh' ich zu Grunde!"

„Schikaneder — und zu Grunde gehen! Man sagt, Sie seien Goldmacher — Rosenkreuzer — Freimaurer — wie kann es Ihnen da je fehlen?

„Wollen Sie auch Freimaurer werden?"

„Warum nicht!" — rief Fürst Lichnowsky heiter. — „Wenn Sie mir versprechen, daß ich den Stein der Weisen in den Logen finde!"

„Das verspreche ich Ihnen, Durchlaucht."

„Und Gold machen lerne?"

„In gewisser Beziehung — ja!"

„Keine Clauseln . . . ."

„Und keine Fragen. Die Freimaurerei ist Geheimbund."

„Nun!" — sagte der Fürst — „ich will mich noch besinnen." — Dann frug er spöttelnd: — „Die Proben sind doch nicht gar zu schwer und gar zu gefährlich?"

„Der Neophyte muß durch Wasser und Feuer gehen!"

„Ho!" — rief der Fürst lachend — „doch wohl nur symbolisch!"

„Wie sollte das sein?"

„Wie? — haben Sie nicht schon vor Ihrer liebenswürdigen Freundin Cavaglieri gestanden, wenn sie — mit Thränen im Auge — etwas von Ihnen erflehte, was Sie nicht gewähren konnten oder wollten? war das, bei

Thränen und Flammenblicken, nicht eine Wasser- und Feuerprobe?"

„Bei Gott! das war's!" — rief Schikaneder — „und ich habe gewöhnlich sehr schlecht darin bestanden. In den Logen aber ist das anders."

„Nun so muß man wohl gar auch noch mit Löwen und Tiegern kämpfen?"

„Löwen und Tieger, Wasser- und Feuerprobe!" — murmelte jetzt Schikaneder vor sich hin, als sinne er über etwas nach.

„Was haben Sie?"

„Es ging mir ein Gedanke durch den Kopf: — ein Gedanke — — ein Gedanke — — der etwas werden kann! — Hm, hm — — Doch, soll ich Sie beim Bunde anmelden?"

„Lassen Sie mir Zeit, mich zu bedenken, — ich bin wirklich nicht abgeneigt. Aber wissen Sie, lieber Director, zu was ich jetzt eine entschiedene Neigung verspüre?"

„Nun?"

„Zu einem guten Imbiß und einem guten Glas Wein!"

„Erlauchter Gedanke!" — rief Schikaneder mit strahlenden Augen. — „Noch wenige hundert Schritte und wir sind am „Regenbogen," wo es vortrefflich ist."

„Schön!" — entgegnete Lichnowsky. — „Also lustig!"

Und die beiden Reiter setzten ihre edlen Thiere in Trapp und hielten einige Minuten später vor den Pforten der damals ungemein beliebten und äußerst feinen Gastwirthschaft zum „Regenbogen."

Rasch stiegen sie ab, warfen die Zügel ihrer Thiere den beiden Reitknechten zu und traten ein. Die Hauptzimmer waren überfüllt; aber die Veranta bot ein desto schöneres und luftigeres Plätzchen dar, — ein Plätzchen, wo man so recht ungestört plaudern kann.

„Und was nehmen wir?“ — frug Lichnowsky. — „Sie sind mein Gast; aber Sie müssen bestellen, denn Sie sind hier mehr zu Hause als ich, und verstehen die Sache auch besser.“

„Zu viel Ehre, von einem Gliede der hohen Aristokratie solche Anerkennung zu finden!“ — versetzte Schikaneder lustig. — „Durchlaucht geruhen zu spotten!“

„Keineswegs!“ — entgegnete der Fürst. — „Der Herr Director des Leopoldstädter Theaters ist unbedingt der erste Feinschmecker von Wien!“

Schikaneder lächelte geschmeichelt, und seine Zunge, die ungemein glatt, fein und beweglich war, leckte leise die Lippen, als ob sie schon etwas delicates wittere.

„Ich will wenigstens versuchen, meinem Rufe Ehre zu machen!“ — sagte er dann mit einer gentilen Verbeugung gegen den Fürsten — „und da der neue Wirth vom „Regenbogen“ noch vor zwei Monaten bei dem Herrn Fürsten Esterhazy als erster Koch in Diensten stand, so denke ich, wird mir dies hier auch gelingen.“

Er verlangte nun die Speisekarte; aber während er dieselbe durchlas, schienen sich seine Augen zu vergrößern und in lüsternem Glanze aus den Augenhöhlen hervorzutreten, indeß die behende Zunge die Lippen wiederholt

feuchtete. Mit einemmale rief er entzückt: „Faisans de Bohème!“ und seine Augen leuchteten auf, wie die eines Verliebten, der am Hochzeitstage seine Braut im Glanze ihrer Schönheit und ihres Hochzeitschmuckes erblickt.

Fürst Lichnowsky mußte laut auflachen: — „Sie sind ein Original!“ — sagte er dabei. — „Aber ich freue mich nur, daß Sie das gefunden, wofür ihre Seele am höchsten schwärmt. — Und nun noch den Wein.“

„Was meinen Durchlaucht zu einem guten Glas Château Margaux? er ist hier vortrefflich!“

„So lassen Sie ihn kommen, — und setzen wir uns, — das Plätzchen ist allerliebst!“

„Ja, das ist es!“ — versetzte Schikaneder indem er sich mit unendlicher Behaglichkeit niederließ. — „Aber wissen Sie auch auf wessen Lieblingsplatz Sie da sitzen?“

„Nun?“

„Auf dem Ihres großen Meisters.“

„Meines Meisters?“

„Ja! Ihres Lehrers und Meisters in der Musik und dem Studium des Contrapunktes.“

„Mozarts?“

„So ist es!“

„Kommt er oft hierher?“

„Vor der Reise, die er mit Ew. Durchlaucht machte, war er fast täglicher Gast des „Regenbogens,“ und saß dann immer auf dem Platze, den Durchlaucht jetzt einnimmt; er hat da wohl manches Schöne componirt. In

der letzten Zeit aber kommt er weniger, weil seine Gesundheit sehr angegriffen ist."

„Das hab ich leider auch gefunden!" — versetzte Lichnowsky. — „Er sieht schlecht, sehr schlecht aus. Ist er krank?"

„Er arbeitet zu viel," — meinte Schikaneder; — „und dann die ewigen finanziellen Verlegenheiten."

Des Fürsten Stirne verdunkelte sich: „Wenn ich nur davon nichts mehr hören müßte!" — sagte er fast böse. — „Mozart hat es in den Händen gehabt, aller dieser elenden Plackereien enthoben zu sein — — und — hat nicht gewollt!"

„Nicht gewollt? und aus welchem Grunde?" — frug der Director.

„Weil er zu gut ist, und — — — doch, da kommt der Fasan und unser Château Margaux. Legen Sie vor, ich will Ihnen die Sache näher erzählen, denn sie ist in der That merkwürdig!"

Schikaneder ließ sich dies nicht zweimal sagen, und während er den Fasan mit einer Art heiliger Scheu und Verehrung vor sich nahm und mit wahrhaft bewunderungswürdiger Geschicklichkeit transchirte, hub Lichnowsky an:

„Sie wissen ja, daß ich bei meiner letzten Reise über Leipzig und Dresden nach Berlin unserem edlen Freunde meinen Wagen und meine Gesellschaft anbot.*)

---

*) Mozart machte diese Reise in der That an der Seite des Fürsten Lichnowsky. Oulibicheff I. S. 233.

Mozarts Gesundheit beängstigte mich damals schon; ich hoffte daher durch diese Reise bei der schönen Jahreszeit, durch Zerstreuung und Luftveränderung und durch die Enthebung aus sorgenvoller Lage günstig auf Körper und Gemüth bei ihm einwirken zu können. Ich hatte mich denn auch darin nicht geirrt; schon nach den ersten paar Tagen sah er besser aus, war kräftiger und bald entfaltete er die alte Liebenswürdigkeit und Heiterkeit. Ich will Ihnen davon nachher noch mehr erzählen — namentlich über unseren Aufenthalt in Leipzig und Berlin — jetzt nur die Geschichte mit der Anstellung."

„Schön!" — sagte Schikaneder, dem Fürsten den zerlegten Fasan mit einer verbindlichen Verneigung und süßem Lächeln darbietend.

Lichnowsky nahm sich ein Stückchen, füllte die Gläser und fuhr fort: — „Der Zufall wollte es, daß wir in Berlin gerade zu der Stunde ankamen, in welcher das Theater seinen Anfang nimmt. Ich war von der Reise erschöpft und wollte daher mein Zimmer suchen; Mozart aber, der erfahren hatte, daß man an demselben Abende seine „Entführung aus dem Serail" aufführe, eilte dorthin, ohne sich nur Zeit zum Umkleiden zu nehmen. Kaum war er indessen fort, als mir aus Langerweile doch auch die Lust kam, ihm zu folgen; ich that es, und hatte nun — da Mozart mich in seinem heiligen Eifer gar nicht bemerkte — den Genuß, einer höchst komischen Scene beizuwohnen."

„Ich kann es mir fast denken, was da kommt!" —

sagte Schikaneder, mit leuchtenden Augen einen Fasanenflügel benagend. — „Unser Freund hatte Alles um sich her vergessen."

„So ist es!" — fuhr Fürst Lichnowsky fort. — „Er horchte, horchte — und zwar so aufmerksam, daß er nach wenigen Minuten wirklich Alles um sich her vergaß, und laut zu denken anfing. Bald freute er sich halblaut über den Vortrag einzelner Stellen, bald ward er wieder unzufrieden mit dem Tempo, bald machten ihm die Sänger und Sängerinnen zu viel Schnörkeleien."

„Köstlich!"

„Der Beifall und Tadel des Maestro sprachen sich Anfangs nur in Geberden und durch eine Art von Brummen aus; bald aber übermannt ihn das musikalische Fieber. Er drängt sich, ohne es zu wissen, immer näher und näher an das Orchester, stößt seine Nachbarn, vergißt sich zu entschuldigen, brummt und summt die Melodien der Oper vor sich hin, die er in Gedanken selbst leitet, und läßt bei jedem Fehler ein kräftiges Wort ertönen oder spricht sein Mißfallen laut aus."

„Und das Publikum?"

„Alle Augen folgten natürlich dem kleinen, unscheinbaren Manne im schlichten Oberrocke, der sich während der Darstellung so auffallende Freiheiten herausnahm. Einige lachten, andere, die er im Genusse störte, wurden ärgerlich. Schon spricht man davon, den Störenfried zum Theater hinauszuwerfen, der es wagt, in der Vorstellung einer Oper Mozarts einen solchen Lärm zu machen, — schon

rücke ich näher, um Unangenehmes zu verhindern — — — er merkt nichts, hört und sieht nichts als die Sänger und das Orchester."

„Das ist Mozart ganz und gar!" — rief hier Schikaneder, ein Glas seines Château Margaux mit langsamen Zügen behaglich schlürfend, und nach jedem Schlucke mit der Zunge leise schnalzend.

„Endlich!" — sagte der Fürst — „kam es zu Pedrillo's Arie: „Frisch zum Kampfe, frisch zum Streite u. s. w." Aber die Partitur war entweder unrichtig geschrieben, oder die Musiker fehlten, genug, die zweiten Violinen griffen bei den Worten:

„Nur ein feiger Tropf verzagt," — jedesmal Dis statt D. Hier nun konnte Mozart sich nicht länger halten; er rief daher in seiner, freilich nicht sehr verzierten Sprache aus Leibeskräften: „Verflucht! wollt Ihr D greifen?"

„Göttlich! göttlich!"

„Alles lachte, Alles sah sich um, auch mehrere aus dem Orchester wollen wissen, wer sie so schonungslos angeredet habe. Da erkannten einige Musiker den Mann in dem alten Ueberrocke. Es versteht sich von selbst, daß sich nun die Nachricht von Mozarts Anwesenheit, wie ein Lauffeuer durch das ganze Theater und natürlich auch von dem Orchester auf die Bühne verbreitete. Alles kam in Unruhe, ja es war nahe daran, und das Stück hätte nicht weiter gegeben werden können."

„Wie so?"

„Die Sängerin, welche die Rolle Blondinens spielte, erklärte — von des Meisters Gegenwart eingeschüchtert, — daß sie nicht weiter singe, und schützte eine plötzliche Unpäßlichkeit vor. Als diese Nachricht an den Musikdirector gelangt, weiß dieser sich nicht anders mehr aus seiner Verlegenheit zu helfen, als daß er sich an den Urheber der ganzen Unordnung wendet, welcher indessen bis in seine Nähe vorgedrungen ist.

In einem Augenblick ist Mozart jetzt hinter den Coulissen und tritt mit den Worten zu der eingeschüchtterten Sängerin:

„Madame, was treiben Sie für Zeug? Sie haben herrlich, vortrefflich gesungen, und damit Sie's ein andermal noch besser singen, will ich die Rolle mit Ihnen einstudiren!“

„Charmant!“

„Dies Compliment sammt dem Versprechen wirkte, die Oper ging weiter und das Publikum war aus der Gefahr gerettet, durch die Freude den Maestro zu sehen, den Genuß des Werkes zu verlieren.“*)

„Allerliebst!“ — rief Schikaneder, und wischte sich den Mund mit der Serviette ab. — „Aber wie hängt das mit einer Besserstellung des Freundes zusammen?“

„Sehr nahe!“ — entgegnete Fürst Lichnowsky. — „Den folgenden Tag sprach man in ganz Berlin von nichts, als von der Veranlassung, welche gestern beinahe

*) Historisch. Nissen: S. 534. Oulibicheff: I. S. 244.

die Vorstellung der „Entführung aus dem Serail" unterbrochen hätte. Mozart, — der große Mozart ist hier, hieß es überall, und so kam natürlich die Nachricht auch an den Hof. Sofort wünschte König Friedrich Wilhelm II. seine Vorstellung und empfing auch Mozart und mich auf das gnädigste."

„Und kennt und liebt der König von Preußen die Musik?"

„Ja! Wenn er auch gerade kein tiefer Kenner ist, so liebt und verehrt er sie doch, und schätzt und bezahlt tüchtige Musiker sehr hoch."

„Nun, und? — aber wollen denn Durchlaucht nicht noch ein Stückchen von diesem köstlichen Böhmischen Fasanen genießen?"

Lichnowsky schüttelte den Kopf, nippte an seinem Glase und fuhr fort:

„Es verging von jetzt an fast kein Tag, an welchem Mozart nicht in die Gemächer des Königs gerufen wurde, woselbst er entweder allein spielen oder mit einigen Mitgliedern der Hofcapelle Quartetts vorzutragen hatte. Friedrich Wilhelm wünschte seine Meinung über diese Capelle, eine der ersten und besten in Europa, zu hören. Mozart erwiderte: „Sie hat die größte Sammlung von Virtuosen in der Welt; auch Quartetts habe ich nirgends so gehört, als hier; aber wenn die Herren alle beisammen sind, könnten sie es doch noch besser machen."

„Aufrichtig wie immer!" — rief Schikaneder lachend.

„Nun!" — fuhr Lichnowsky fort. — „Der König freute sich über diese Aufrichtigkeit. Er sagte ihm freundlich: „Bleiben Sie bei mir, Sie können es dahin bringen, daß es meine Capelle noch besser macht! Ich biete Ihnen jährlich dreitausend Thaler Gehalt an."

„Und das hat Mozart nicht angenommen?" — rief der Director des Leopoldstädter Theaters erstaunt? — „dreitausend Thaler und die Stelle eines ersten Capellmeisters in Berlin, denn daß er die erhalten sollte geht aus des Königs Worten hervor."

„Nein!"

„Aber, um Gottes Willen, warum denn nicht? Was antwortete er denn?"

„„Kann ich meinen guten Kaiser verlassen?"" — antwortete er. Der König, welcher seine Verhältnisse in Wien wohl kannte und wußte, daß man hier für Mozart so gut als nichts gethan, wurde bei dieser Antwort, die allerdings einer fast rührenden Anhänglichkeit an das Kaiserhaus entsprang — der Joseph lebte damals noch — selbst gerührt, und setzte nach einer Pause hinzu: „„Ueberlegen Sie sich die Sache; ich halte mein Wort, auch wenn Sie in Jahr und Tag erst kommen sollten!"" *)

Lichnowsky schwieg und auch Schikaneder fand für den Augenblick keine Worte. Er hob sein Glas in die Höhe und schaute in die schöne dunkelrothe Fluth, während ein ironisches Lächeln um die Winkel seines Mundes spielte.

---

*) Nissen: S. 535. Oulibicheff. I. S. 246 und 247.

„Was denken Sie?" — frug jetzt der Andere.

„Ich denke!" — sagte Schikaneder — „daß Mozart, milde gesagt, ein furchtbar unpraktischer Mensch ist. Dreitausend Thaler sind allerdings für einen gentilen Mann nicht viel; aber mit seinen Leistungen, mit seinen Schöpfungen und genialen Arbeiten hätte er ja dort das dreifache leicht verdienen können!"

„Und hier?! . . . ."

„Hier, in Wien, muß er Unterricht geben, für Musikverleger, ja für den ersten Besten, dem es in den Sinn kommt, ein Lied oder einen Walzer zu bestellen — also förmlich in Frohne — arbeiten. Hier muß er, um nur leben zu können, Jedermann zu Diensten stehen, und — seufzend über seine Sklaverei — in den, dem Schlafe abgerungenen Stunden, die Zeit einbringen, welche er den Tag über zum Broderwerbe hat verwenden müssen. Und das alles bei einem siegen, kränkelnden Körper!"

„O — ich mag gar nicht daran denken!" — rief Lichnowsky. — „In Berlin hätte er keinen anderen Herrn als den König, seinen Wohlthäter, gehabt; — keine andere Pflichten, als solche, welche mit seinem hohen Berufe und mit seinen Neigungen übereingestimmt haben würden; keine anderen Befehle, als Meisterwerke mit Muße und Lust zu schreiben, was er auch ohne Befehle von selbst gethan haben würde! Hier, in Wien, sind seine dramatischen Werke ganz in den Händen einer nie ruhenden Cabale, die unumschränkt über sämmtliche materielle Hülfsmittel des Theaters, über das Orchester und die Sänger verfügt; — in

Berlin sicherte eine Gesellschaft von Gesangs- und Instrumentalkünstlern, deren oberste Direktion er erhalten sollte, denselben Werken die glänzendste und bestverstandene Ausführung. Hier, in Wien, ist, wie ihm wohl bekannt, die Meinung des Publikums über ihn sehr getheilt, weil die Leute, welche den Ton in der Gesellschaft angeben, alle seine Feinde, Neider und Lästerer sind; — in Berlin konnte er selbst den Commandostab schwingen, selbst den Ton bei einem Publikum angeben, das aufgeklärter, überlegter und reifer für seine Schöpfungen ist, als dasjenige, welches eine „Cosa rara“ einem „Don Jouan“ vorzieht! Mit einem Worte, hier in Wien ist er arm, abhängig, erniedrigt, verfolgt und mißkannt; in Berlin dagegen wäre er reich, mächtig, frei von jeder seiner nicht würdigen Beschäftigung, anerkannt, bewundert, geehrt und stets gegen jede Cabale und allen Neid, wenn diese je zum Vorschein zu kommen gewagt hätten, geschützt gewesen!“

Lichnowsky hatte sich ganz erhitzt und leerte hier sein Glas auf einen Zug.

„Aber ich kann nicht begreifen“ — sagte jetzt Schikaneder — „wie ihn allein die Anhänglichkeit an das Kaiserhaus zurückgehalten haben kann, ein solches Anerbieten anzunehmen.“

„Er hing schwärmerisch an Kaiser Joseph.“

„Und was hat der für ihn gethan? — Er hat ihn nur als Ueberzähligen seiner Capelle beigezählt, und ihm unter einem leeren Titelchen ohne Funktion ein Almosen ausgeworfen, von dem Mozart zu mir selbst sagte: Viel

zu groß für das, was ich leiste, und viel zu klein, für das, was ich leisten könnte.“ *)

„Kaiser Joseph“ — entgegnete der Fürst — „Kaiser Joseph wurde durch falsche Gerüchte über Mozart getäuscht und gegen ihn aufgereizt! Ein Hauptgrund aber, warum unser Freund die Anstellung in Berlin nicht annahm, liegt meines Erachtens und meiner festen Ueberzeugung nach — auch darin, daß sich derselbe in Berlin nicht wohl fühlte. Wien, das katholische, heitere, leichte und lustige Wien war von jeher unseres guten Mozarts Lebenselement. Wie unbehaglich mußte er sich da in der Atmosphäre des lutherischen, viel kälteren und nüchternen Berlins fühlen, wo ein frostig militärischer und ernst wissenschaftlicher Ton unter Friedrich Wilhelm vorherrscht. Die Macht der Gewohnheit ist groß, und Mozart ist einer von den Menschen, die ohne die gewohnte Behaglichkeit nicht leben und nicht schaffen können. Ich bin überzeugt, es wäre sogar Mozart unmöglich geworden, in jener kalten und abstracten Sphäre seiner würdige Werke zu componiren. Luft, Licht, Leben waren dort nicht für ihn gemacht. Damit entschuldige ich ihn denn auch immer bei mir selbst, wenn ich mich auf der anderen Seite ärgere, daß er die Anstellung zurückwieß.“

Schikaneder schüttelte das Haupt und fuhr wie spielend mit der Gabel über die leere Schüssel.

„Essen wir noch etwas?“ — frug der Fürst.

---

*) Mozarts eigne Worte.

„Wenn Durchlaucht wünschen!“ — entgegnete der Director freundlich — „vielleicht noch ein wenig kalten „Chapons de Mans“? excellent hier, — kein Kaiser kann ihn besser haben!“

Der Fürst nickte und ließ auch noch eine Flasche Château Margaux kommen. Dann sagte er:

„Das Gespräch, welches wir eben führten, hat mich verstimmt. Ich will Ihnen zu Ihrer und meiner eigenen Aufheiterung jetzt noch ein anderes Geschichtchen unserer gemeinsamen Reise mittheilen. Es charakterisirt ganz unseren zwar unpraktischen aber um so edleren Freund und seine unendliche Herzensgüte.“

„Ich bin gespannt!“ — versetzte Schikaneder.

„Auf was?“ — frug lächelnd der Fürst — „auf den Capaun oder auf meine Erzählung?“

„Auf beides!“ — sagte Schikaneder mit verbindlicher Verneigung und strahlenden Antlitzes: — „denn ich werde beides Ihrer Freundlichkeit und Huld zu verdanken haben.“

„Filou!“ — rief Lichnowsky. — „Aber hören Sie!“

„Ich bin ganz Ohr!“

„In Leipzig konnte sich unser Freund eben nicht rühmen glänzende Geschäfte gemacht zu haben.“

„So?“ — fiel Schikaneder ein — „das wundert mich von Leipzig.“

„Leipzig ist eine Kaufmannsstadt!“ — sagte der Fürst. — „Er gab zwar ein Concert und der Abend brachte ihm viele Beifallsbezeugungen ein, die Einnahme dagegen deckte kaum die Kosten.“

„Wie war das möglich?“

„Sehr leicht! Alle, welche den Concertgeber kannten, hatten durch seine übermäßige Güte Freibillete erhalten: an der Kasse aber zeigten sich in der Stadt Merkurs wenig Liebhaber.“

„Fatal!“

„Mozart bemerkte es gar nicht. Er spielte für die Freibillets, in einem halbvollen Saale, alles, ja sogar noch mehr als er auf dem Zettel versprochen hatte.“

„Ich verstehe!“ — sagte Schikaneder — „es lag nicht in seinem Charakter, die Anwesenden, so wenig es ihrer auch waren, das Unrecht derer entgelten zu lassen, die nicht gekommen waren.“

„So ist es!“ — fuhr Lichnowsky fort. — „Sein kleines, fast aus lauter Musikern von Gewerbe, Künstlern und Kunstliebhabern gebildetes Publikum verstand ihn aber auch und ließ ihm die vollste Gerechtigkeit wiederfahren. Bedurfte es für ihn mehr, um ihn in die beste Laune zu versetzen, auch ohne allen Gewinn?“

Schikaneder schüttelte hier den Kopf, dann sagte er: „Taugt aber nichts, solch' unpraktisches Wesen. Ich hätte es nicht so gemacht. Erst kommt die tüchtige Einnahme und dann kann man auch genereuse sein.“

Lichnowsky lächelte. — „Sie haben die Probe gegeben, daß Ihre Grundsätze die richtigen sind. Aber trotzdem fehlte es unserem Freunde nicht an Generosität, — und das ist es eigentlich, was ich erzählen wollte. Mo-

zarts Kasse war also sehr leer. Im Augenblicke unserer Abreise kommt aber noch ein alter Clavierstimmer zu ihm, der eine kleine Forderung an ihn zu machen hat."

„Verflucht!" — meinte Schikaneder — „daß einem im Leben doch immer und ewig und auf allen Wegen die Forderungen geniren."

„Der Clavierstimmer war ein altes, ängstliches, von Sorgen gedrücktes Männchen, das arg stotterte. — „Was verlangen Sie, Alter? — frug ihn Mozart zutraulich."

„Ich höre den Maestro!"

„Aber den guten Alten verwirrte diese freundliche Herablassung des großen und berühmten Mozarts so sehr, daß er gar nicht mehr wußte, vor wem er stand.

„Eu—e—e—e—re kai—kai—kaiserliche Majestät, i—i—ich wo—ollte sagen, Herr Ca—Ca—Capellmei—meister Seiner kai—kai—serlichen Majestät, — i—ich bi—bin mehrmals dagewesen, und wei—wei—eil die Zeiten hart sind, — — — so—o mei—mei—ein ich, ein Tha—a—aler wär' nicht zu viel." — „Ein Thaler!" — rief Mozart — „nein! man soll nicht sagen, daß ein so braver Mann wegen eines Thalers zu mir gekommen sei. Hier" — und damit drückte er einige Dukaten*) in die Hand des erstaunten alten Mannes."

„Ganz Mozart!" — rief Schikaneder — „man muß sich ihn zum Freunde erhalten. Ich kenne das; wenn er Geld hat kennt seine Freigebigkeit keine Gränze. Wie

*) Historisch: Oulibicheff I. 235 und 243.

tausendmal habe ich schon vergnügte Abende durch ihn verlebt. Wahrlich Durchlaucht, der Mann weiß, trotz Schikaneder, fürstlich zu regaliren, und sein Tisch und sein Haus sind allen seinen Freunden stets offen. Auch führt er einen guten Tisch; etwas bürgerlich freilich, aber er kennt, wenn's gilt, die guten Quellen — und Weine hat er im Keller — freilich die er selbst zum Geschenk erhalten hat — — — Weine — wie ein Prälate!"

„Schikaneder!" — rief hier Lichnowsky — „Ihr seid ein schrecklicher Mensch! ist der Bauch denn ganz zu Eurem Gotte geworden?"

„Durchlaucht, man wird älter; die übrigen Leidenschaften verfliegen, von den Idealen der Jugend weiß man, daß sie doch nur poetische Träume sind — und — so hält sich der kluge Mann in seinen reiferen Jahren an dem Reellen, und das ist: gut essen und trinken! — Aber" — rief er jetzt in Extase — „Durchlaucht, Durchlaucht, ich bitte Sie, sehen Sie diesen göttlichen, mit Trüffeln gefüllten Kapaunen, den der Kellner hier bringt! — o! — o! — riechen Sie nur — — das duftet wie im Himmel!"

Fürst Lichnowsky lachte.

„Bei Gott!" — rief er dann — „wenn das wie im Himmel riecht, da möchte ich Ihren Himmel einmal sehen: er muß eine Speisekammer — ein Speisesaal oder so etwas sein! Aber jedenfalls muß sich zu Ambrosia auch Nektar gesellen!" — und sich zu dem Kellner wendend, befahl er: — „Eine Flasche Sherry des Indes!"

Schikaneder schwamm in Entzücken; aber während

Kinnlade, Zunge und Gaumen arbeiteten, kamen ihm allerlei sonderbare Gedanken, die sich um Feuer- und Wasserprobe, Löwen und Tieger, Freimaurer und Mozart drehten.

Es wirbelte etwas chaotisch in seinem fruchtbaren Gehirne herum; — aber — es war ihm selbst noch nicht klar, — was daraus werden sollte.

So war er.

Als der Kapaun glücklich vernichtet war — Fürst Lichnowsky hatte sich nur sehr wenig bei dieser für Schikaneder so angenehmen Arbeit betheiligt — und man auch den letzten Tropfen Sherry des Indes mit Verstand gekostet hatte, wurden die Pferde befohlen und die beiden Herren ritten gemächlich weiter.

Aber zu einer guten Verdauung bedarf es entweder einer Siesta, oder einer angenehmen, leichten Unterhaltung, die nicht anstrengt. So dachte wenigstens der sachverständige Director des Leopoldstädter Theaters, und neben ihm ritt ja der Fürst, der gern erzählte. Er wandte sich also an diesen und sagte:

„Durchlaucht geruhten mir vorhin so interessante Mittheilungen über Ihre Reise mit Mozart zu machen und ich selbst verehre diesen Freund so sehr, daß Sie mich ver-

binden würden, wenn Sie diese Mittheilungen fortsetzten — vorausgesetzt natürlich, daß es Durchlaucht nicht unangenehm ist!"

„Keineswegs!" — versetzte Lichnowsky. — „Jeder einzelne Zug eines großen Mannes hat ja ein hohes Interesse für uns Andere, die wir bewundernd an ihm hinauf sehen. Mozart aber hat, seitdem ich ihn kenne, mich mehr interessirt, als irgend ein anderer Mensch; darum benutzte ich auch die Reise mit ihm, um ihn zu studiren, wann und wo ich konnte. Es ist eben nichts als Wahrheit und Güte in diesem Charakter, musikalische Genialität in diesem Kopfe! Hören Sie nur. Ich erzählte Ihnen doch vorhin von dem Concerte in Leipzig ...."

„Mit den vielen Freibillets und der schlechten Einnahme!"

„Ja!"

„Nun?"

„Auf Bitten seiner Freunde ...."

„Wahrscheinlich der Inhaber der Freibillets;" — sagte Schikaneder mit Ironie. — „Ich kenne das — so lange man zu einem Concerte oder einer Vorstellung Freibilletts gibt, hat man Freunde wie Sand am Meer; so wie die Freibilletts aufhören, steht man allein, wie ein Einsiedler in der Wüste!"

„Leider! mögen Sie recht haben!" — sagte der Fürst. — „Aber zur Sache. Auf Bitten jener Freunde also, entschloß sich Mozart auch einmal auf der Orgel zu spielen. Es geschah in der St. Thomaskirche. Nun war an dieser

Kirche und der berühmten Thomasschule*) ein Schüler Sebastian Bach's — ein alter ehrwürdiger Mann mit Namen Doles angestellt. Doles war von Mozarts Spiel ganz entzückt: er glaubte, der alte Bach sei wieder auferstanden. Seine Erkenntlichkeit für die große Freude, die ihm unser Freund verschafft, kannte daher keine Gränzen und veranlaßte ihn auf ein Mittel zu sinnen, Mozart eine Freude zu machen und einen Gegendienst zu leisten. Nun wußte Doles recht gut, in wie wenig Händen Bach's Werke seien; und von Mozart hatte er gehört, daß dieser nur die Fugen und die Präludien für Orgel und Clavier, nicht aber die Vocalcompositionen des Patriarchen des deutschen Gesanges kannte. Doles ließ daher seine Schüler die Motette mit Doppelchor ihm vorsingen: „Singet dem Herrn ein neues Lied u. s. w." — sagte ihm aber den Namen des Componisten nicht. Ich stand dabei dicht neben Mozart. Gleich bei den ersten Tacten stutzte er, nach einigen Minuten aber rief unser Maestro: „Was ist das?" — und nun schien seine ganze Seele in seinen Ohren Platz genommen zu haben. Als aber die Motette zu Ende war, lief er auf Doles zu, drückte ihm die Hände und rief mit leuchtenden Augen: „Das ist doch einmal Etwas, aus dem sich etwas lernen läßt!"**)

„Ja!" — sagte Schikaneder — „daß muß man ihm

*) An dieser Schule war Sebastian Bach bis an sein Ende 1750 Musikdirector und Cantor.

**) Mozarts eigene Worte. Nissen S. 656. Oulibicheff I. Seite 237.

lassen, das Gute erkennt er überall an, während er von dem Teufel der Mißgunst — der sonst in fast allen Musikern sitzt — nicht eine Ahnung hat."

„Auch eine seiner Liebenswürdigkeiten!" — versetzte der Fürst. — „Aber ich bin noch nicht zu Ende; es schließt sich hier noch eine gar schöne Scene an. — Man sagte ihm nun, daß die Thomasschule die ganze Sammlung der Motetten Bach's besitze, und daß sie dieselben wie eine Reliquie betrachte. Er war entzückt darüber und wünschte sie zu sehen. Weil aber diese Motetten nicht in Partitur vorhanden waren, so ließ er sich die einzelnen Hefte bringen. Ich war ein stiller Beobachter dabei, und wahrlich, lieber Schikaneder, es war eine Freude nun zu sehen, mit welchem Eifer sich Mozart über diese Reliquien hermachte. Er setzte sich hin, die Stimmen um sich herum, — was er nicht in den Händen halten konnte, auf den Knieen und auf den Stühlen vertheilt. — Alles um sich her vergessend: wo er war, wer bei ihm war, Frühstück, Mittagessen — bis er Alles, was von Sebastian Bach da war, durchgesehen und studirt hatte!"*)

„Glücklicher Mensch!" — rief hier Schikaneder — „der die Welt mit ihren Freuden und Leiden über Noten vergessen kann!"

„O!" — meinte Lichnowsky mit einem spöttischen Seitenblick, — „es gibt andere Glückliche, denen dasselbe bei „göttlich duftenden Kapaunen" passirt!"

---

*) Historisch. Nissen: S. 656. Oulibicheff: I. S. 237.

„Allerdings!“ — sagte Schikaneder, — „aber, Durchlaucht, bewundern Sie meine Selbsterkenntniß: jenes ist Größe, aber dieses Schwäche!“

„Aber eine recht angenehme Schwäche!“ — meinte der Fürst heiter. — „Doch — ich habe noch ein allerliebstes Erlebniß von jener Reise in der Tasche — wenn es Ihnen recht ist? . . . .?“

„Gewiß!“

„Und stört Ihre Verdauung nicht?“

„Aber, Durchlaucht! . . . . .“

„Lieber Schikaneder, ich will es nicht auf dem Gewissen haben, Wien seines Lieblings, — die herrliche Cavaglieri ihres fürstlich-freigebigen Freundes beraubt zu haben.“

„Sagen Sie doch auch: die Wiener um den Genuß meiner Stimme zu bringen!“

„Nein! nein!“ — rief Lichnowsky lachend: — „Sie sind ein famoser Theaterunternehmer und Director, ein köstlicher Schauspieler und Komiker, ein passabler Dichter, ein Decorateur wie es keinen mehr gibt, — sogar ein leidlicher Componist, für die tragisch-komisch-lyrisch-tanzende Gesellschaft, die unter Ihrem Scepter steht; — Sie sind ferner ein höchst liebenswürdiger Gesellschafter, ein gentiler Wirth, ein Gastronom, trotz Kaiser Heliogabalus, ein Gourmand, wie es keinen zweiten auf Erden gibt, — — aber Ihre Stimme . . . .“

„Nun, meine Stimme, Durchlaucht?“

„Hält die Mitte zwischen dem Knarren einer Wetterfahne und dem eines Bratenwenders!“

Schikaneder lachte hier so laut auf, daß beide Pferde scheu wurden und zur Seite sprangen.

„Da haben wir's ja!“ — rief Fürst Lichnowsky, indem er seinen herrlichen Fuchs zu besänftigen suchte. — „Selbst die Pferde scheuen davor!“

„Nun!“ — entgegnete Jener heiter — „so muß ich wohl schweigen und hören, wie Durchlaucht das Versprochene weiter erzählt.“

„Schön!“ — sagte der Fürst. Die Pferde gingen jetzt wieder ruhig und Lichnowsky fuhr fort:

„Ich hatte Mozart vorgeschlagen, von Leipzig aus einen kleinen Ausflug nach Dresden zu machen. Doles, den auch ich lieb gewonnen, lud uns noch einmal am Vorabende ein. Wir kamen Beide mit Freuden. Unser Freund war sehr aufgeräumt und bei dem wohlbesetzten Abendessen köstlich, wie nie. Als wir weggehen wollten, vermochte Doles seine Betrübniß nicht zu verbergen, und wandte sich mit den Worten an Mozart: „Wer weiß, ob wir Sie wiedersehen: geben Sie uns eine Zeile von Ihrer Hand!“

„Da hat Mozart sicher gespöttelt!“ — sagte hier Schikaneder. — „Sentimentalität ist ihm wie Gift und Abschiednehmen seine Antipathie!“

„Anfangs spottete er in der That über sentimentales Wesen. Endlich sagte er aber doch: „„Nun, Papa Doles, geben Sie mir ein Stück Notenpapier!““ Dies war natür-

lich gleich zur Hand: Mozart riß es in zwei Hälften, setzte sich und schrieb fünf oder sechs Minuten. Dann gab er Vater Doles die eine, dem Sohne die andere Hälfte. Auf dem ersten Blatte war ein dreistimmiger Canon in halben Noten, ohne Worte. Die Composition war vortrefflich und sehr wehmüthig. Auf dem zweiten Blättchen war gleichfalls ein dreistimmiger Canon, aber in Achtel und auch ohne Worte. Man sang ihn, und fand ihn eben so trefflich, als den ersten — aber sehr drollig. Jetzt bemerkten wir aber auch noch, daß beide zusammen gesungen werden konnten, und demnach ein sechsstimmiges Ganzes bildeten."

„Bewunderungswürdig!"

„Und nun die Worte!" — rief Mozart, und schrieb unter den ersten: Lebet wohl, wir sehen uns wieder!" und unter den zweiten: „Heult noch gar wie alte Weiber!"

„Köstlich! köstlich!"

„So wurden nun beide Canons noch einmal gesungen, und es ist nicht zu sagen, welch' eine lächerliche und doch tiefe, fast ergrimmt einschneidende Wirkung dies auf uns machte, und — irr' ich nicht — auch auf ihn selbst; denn mit etwas milderer Stimme rief er: „Adieu Kinder!" — und war so schnell fort, daß ich ihm kaum folgen konnte."*)

„Es übersteigt fast das Mögliche!" — rief hier Schikaneder staunend. — „Nach einem reichlich genossenen Abendessen, wo doch andere Sterbliche ruhig verdauen müssen, innerhalb fünf bis sechs Minuten ein musikalisches

*) Historisch. Oulibicheff: I. S. 238.

Rechenexempel zu lösen, wie die Composition eines sechsstimmigen Canons ist!"

„Ja!" — sagte Lichnowsky — „und mit dieser an und für sich schon verwickelten Aufgabe auch noch eine weit schwierigere zu verbinden, Weinen und Lachen in dieselben Accorde zu zwingen. . . . ."

„Es ist groß! wirklich groß!"

„Und jetzt, da ich im Zuge bin," — sagte der Fürst — „und ehe wir uns dort an der großen Linde trennen, noch Eines, — eine Begebenheit, die mich einen tiefen Blick in Mozarts Inneres werfen ließ."

Schikaneder nickte und Lichnowsky fuhr fort:

„Wir kamen von Dresden zurück und Mozart hielt Wort: sein erster Gang, als wir wieder in Leipzig waren, führte ihn zu Doles, und da ich damals anderweitig beschäftigt war, so brachte er die meiste Zeit in jenem Hause zu, wo sich immer die ganze Familie um ihn versammelte. Eines Tages war die Unterhaltung auf einen der lebenden Componisten gefallen, und man stritt sich über die Verdienste eines Musikers, der offenbar Talent für die komische Oper hatte, aber irgendwo als Kirchen-Compositeur angestellt war. Vater Doles, der überhaupt etwas mehr, als recht und billig war, auf den Theaterstyl bei den für die Kirche bestimmten Werken hielt, nahm jenes Componisten Parthei gegen Mozart's stetes: „Ist ja all' nichts!" sehr lebhaft. — „Und ich wette, Sie haben noch nicht Vieles von ihm gehört!" — fiel Doles ebenfalls lebhaft ein. „Sie gewinnen!" — antwortete Mozart; — aber das

ist auch nicht nöthig; so Einer kann nichts Rechtes dieser Art machen. Er hat ja keine Idee davon in sich. Herr! — wenn der liebe Gott mich so in die Kirche und vor ein solches Orchester gesetzt hätte!" — „Nun," — entgegnete Doles — „Sie sollen noch heute eine Missa von ihm haben, die Sie mit ihm aussöhnen wird." Mozart nahm die Messe und brachte sie den folgenden Abend wieder. „Sie werden es nicht übel nehmen — sagte er dabei — „daß ich bis zum Credo einen anderen Text unterlegte, so wird sichs besser machen." Er ließ indessen Niemanden den Text vorher lesen, sondern die Sache gleich aufführen. Eine possierlichere Aufführung der Messe aber hat es wohl nie gegeben. Die Hauptpersonen — Vater Doles mit der Altstimme, die er unter stetem ernstem Kopfschütteln über den Scandal doch trefflich absang; Mozart immer die zehn Finger voll in den Trompeten- und Pauken-reichen Sätzen, unter ausgelassener Freude immer wiederholend: „Na! geht's nicht so besser z'sammen!" und nun der arge und doch herrlich angepaßte Text . . ."

„Aber was denn für ein Text?"

„Z. B. das brillante Allegro zu Kyrie Eleison: „Hol's der Geier, das geht flink!" — und zum Schlusse die Fuge: „Cum sancto spiritu in gloria Dei patris!" „Das ist gestohlen Gut, ihr Herren nehmts nicht übel."

„Kostbar!" — rief Schikaneder — „das war wirklich eine geniale Beweisführung."

„Das psychologisch Interessanteste kommt noch!" — sagte Fürst Lichnowsky. — „Es lag in seiner Reizbar-

keit, launig zu sein, und in der Stimmung seines Gemüthes, nicht selten unmittelbar von einem Extrem zum anderen überzuspringen. Nachdem er in jener ausgelassenen Lustigkeit noch eine Weile verblieben war und öfters in sogenannten Knittelversen gesprochen hatte, trat er an's Fenster, spielte, wie gewöhnlich, Clavier auf den Fensterpolstern, und schwärmte, ohne auf die an ihn gerichteten Reden etwas zu geben, als gleichgiltige Antworten, fast ohne Bewußtsein."

„Merkwürdiger Mensch!"

„Das Gespräch über Kirchenmusik war indessen allgemeiner und ernsthafter geworden. Unersetzlicher Schade" — sagte Einer — „daß es so vielen großen Musikern, besonders der vorigen Zeit, ergangen ist, wie den alten Malern; daß sie nämlich ihre ungeheueren Kräfte auf meistens nicht nur unfruchtbare, sondern auf geisttödtende Sujets der Kirche verwenden mußten!" — Ganz umgestimmt und trübe wendete sich Mozart hier zu den Andern, und sagte: — dem Sinne nach, obschon nicht auf diese Weise: „Das ist nun auch einmal wieder so ein Kunstgeschwätz! Bei Euch, aufgeklärten Protestanten, wie Ihr Euch nennt, wenn Ihr Eure Religion im Kopfe habt — kann etwas Wahres darin sein; daß weiß ich nicht. Aber bei uns Katholiken ist das anders. Ihr fühlt gar nicht, was das sagen will: Agnus Dei, qui tollit peccati mundi, dona nobis pacem. Aber wenn man von frühester Kindheit an, wie ich, in das mystische Heiligthum unserer Religion eingeführt ist; wenn man da, als man noch nicht wußte,

wo man mit seinen dunklen, aber drängenden Gefühlen hin sollte, in voller Inbrunst des Herzens seinen Gottesdienst abwartete, ohne zu wissen, was man wollte; und leichter und erhoben daraus hinwegging, ohne eigentlich zu wissen, was man gehabt habe; — wenn man Diejenigen glücklich pries, die unter dem rührenden Agnus Dei hinknieeten, und das Abendmahl empfingen, und beim Empfange die Musik in sanfter Freude aus dem Herzen der Knieenden sprach: Benedictus, qui venit etc.; dann ist's anders. Nun ja! — fuhr er fast mit Wehmuth fort — das geht freilich durch das Leben in der Welt verloren; aber — wenigstens ist mir so — wenn man nun die tausendmal gehörten Worte nochmals vernimmt und sie in Musik setzt, so kommt das Alles wieder, und steht vor Einem und bewegt Einem die Seele.“ Mozart schilderte nun einige Scenen jener Art aus seinen frühesten Kinderjahren, dem Alter, in welchem die religiösen Empfindungen sich so ganz mit der jungfräulichen Reinheit des Herzens verschmelzen und dasselbe mit einem überirdischen Zauber erfüllen. Mit besonderem Interesse verweilte er dann bei der Erinnerung an die Zeit, als die Kaiserin Maria Theresia ihm, als vierzehnjährigem Knaben, aufgetragen hatte, das Te Deum zur Einweihung eines Krankenhauses zu componiren und an der Spitze der ganzen kaiserlichen Capelle selbst aufzuführen. „Wie mir da war! — wie mir da war!“ — rief er ein über das anderemal. — „Das kommt doch all' nicht wieder! Man treibt sich umher in dem leeren Alltagsleben und verliert darin das Höchste und Schönste, die Seligkeit

und die ideale Schwärmerei der Jugend!" — Und er ward bitter, trank viel starken Wein und sprach kein vernünftiges Wort mehr."*)

„Diese Begebenheit gewährt freilich einen tiefen Blick in Mozarts Seelenleben!" — sagte hier Schikaneder — „aber — ihr Schluß deutet auch die Stimmung an, die sich jetzt des Freundes leider gar oft bemächtigt."

„Wir müssen ihn aufzuheitern suchen!" — meinte Lichnowsky.

„Oder seinem Geiste wieder eine großartige Beschäftigung geben!" — versetzte der Andere gedankenvoll. —

„Aber wie?"

„Vielleicht finde ich Rath!"

„Hat es Ihnen je an solchem gefehlt, wenn Sie wollten?"

„Wir wollen sehen."

Plötzlich hielt Fürst Lichnowsky sein Pferd an:

„Schikaneder!" — rief er dann — „mir kommt ein famoser Gedanke."

„Mir sitzt auch einer im Kopf, Durchlaucht."

„Und welcher?"

„Ehre dem die Ehre gebührt! Sie haben den Vorrang; sprechen Sie zuerst."

„Gut! Mozart muß eine großartige Beschäftigung haben und braucht Geld; Sie müssen auch wieder, wie gewöhnlich, Geld haben, um gewisse — von schöner Hand ausgestellte — Wechsel und vielleicht noch einige an-

*) Nissen: S. 657 u. f. Oulibicheff: I. S. 239 u. f.

dere Schulden zu zahlen; auch brauchen Sie für Ihr Theater wieder ein neues gutes Kassenstück, damit das Repertoir aufgefrischt werde; — also — gehen Sie hin und lassen Sie sich von **Mozart** eine neue Oper schreiben!"

„Les beaux esprit se rencontrent!" — rief Schikaneder lachend. — „Ich hatte merkwürdigerweise eben denselben Gedanken."

„So eilen Sie und führen Sie ihn aus!" — sagte der Fürst heiter — „dann bekommt unser heutiger Ritt, sammt Kapaun und Fasan, vielleicht noch eine historische Bedeutung. Aber wir sind an der Linde. Leben Sie wohl, Schikaneder, und folgen Sie meinem Rath und Ihrer eigenen Eingebung!"

Und damit grüßte der Fürst freundlich und ritt in kurzem Trapp davon.

Schikaneder aber flüsterte in sich gekehrt: „Feuer- und Wasserprobe, Löwen und Tieger, — — Freimaurer — — — — wenn nur ein lichter Gedanke dies Chaos durchzucken wollte!" — — — und er ritt langsam und in tiefes Nachsinnen verloren, seiner Wohnung zu.

Die letzte Hoffnung.

Als Schikaneder zu Hause angekommen war und sein Pferd dem Reitknechte übergeben hatte, fand er schon unter der Thüre Jemand, der mit Ungeduld auf ihn wartete. Dieser Jemand war Chigot, sein Hausmeister, ein kleines, feines, geschmeidiges Männchen, mit einem blassen Gesichte von pfiffigem Ausdruck, wohlgepudertem Haar, sauberem, fast elegantem Aeußeren und höchst gewandten Manieren. Aber so unansehnlich auch die Erscheinung Chigots im Ganzen war, man sah ihm doch auf der Stelle an, daß etwas in ihm stecke, — daß er ein höchst gewürfeltes Männchen sei, welches man zu Allem gebrauchen könne.

Und so verhielt es sich in der That: Chigot war das Factotum in dem Hause seines Herrn, und somit Schikaneders Hausmeister, Kammerdiener, Vertrauter, Buchhalter und Kassierer in ein und derselben Person. Auf

seinen schmächtigen Schultern lastete demnach sehr viel; denn sein Herr befaßte sich nur mit der Oberleitung, sowohl des Theaters wie des Hauses, während die inneren Angelegenheiten dem unermüdlichen Chigot verblieben. Chigot war also hier im Kleinen, was ein Minister des Innern im Großen ist, und dies stolze Bewußtsein gab ihm auch die Kraft seine schwierige Lebensaufgabe mit Würde und Energie zu tragen, indeß daß unbegränzte Vertrauen, welches der Director in ihn setzte, ihn mit den Banden einer fast abgöttischen Verehrung und Hingabe an diesen fesselte.

Und was hatte nun Chigot nicht alles zu thun! Hier lag es recht am Tage, daß auch in einem kleinen und unansehnlichen Körper — wie z. B. bei Napoleon dem ersten — eine große Seele stecken könne. Chigot war so eine Art Napoleon. Man mußte ihn nur sehen, wenn er — in seiner Function als Hausmeister — den zwei Bedienten, dem Koch, der Köchin und den übrigen Mägden und Knechten gegenüber, seine Anordnungen für die Dinées und Soupés seines Herrn gab. Dann flammte im Bewußtsein der Wichtigkeit, die solche Angelegenheiten für seinen Herrn und Meister hatten, seine Augen; dann preßten sich die schmalen Lippen fest aufeinander, und — die eine Hand in die Brust gesteckt, die andere auf dem Rücken — gab er die Befehle: wie viele Converte aufgelegt, in welchem Zimmer gespeist, wer eingeladen, wo die Austern, die Pasteten, die Trüffeln, das Wildpret geholt werden sollten. Oder — wenn Chigot als Kassierer von den Sängern und Sängerinnen, Schauspielern und Schauspie-

lerinnen, Tänzern und Tänzerinnen umlagert, bestürmt, um Vorschuß angefleht wurde, — welche Marmorkälte dann in den markirten Zügen seines blassen Gesichtes — welche Energie im Abschlagen und „nein sagen!“

Aber Chigot war nicht einseitig; das kleine Männchen konnte ebenso devot und artig als grob und energisch sein. So war er stets gegen seinen Herren und dessen Freundinnen die Liebenswürdigkeit selbst — versteht sich, nur so lange, als sich die Letzteren in der Gunst des Ersteren hielten. Mit gefallenen Größen macht kein diplomatischer Kopf, kein Mann von Welt, viel Federlesens!

Seine wahre Größe aber entwickelte Chigot, wenn es galt, unbequeme Schuldner abzuweisen. Für solche — gerade nicht selten vorkommende — Fälle, hatte sein kluger Kopf ein ordentliches System entworfen. Erst war er liebenswürdig und leicht obenhin, als ob sein Herr über Millionen zu verfügen habe; — bei einem zweiten Besuche: gekränkt, bei einem dritten: barsch, — bei einem vierten: grob; wenn die Sache dann aber zu ernst und gefährlich wurde, fing Chigot an zu vertrösten, und endlich so devot und so gerührt von der momentan unglücklichen Lage seines vortrefflichen Herrn zu sein, daß er selbst in Thränen ausbrach und nicht eher zu jammern aufhörte, bis der Schuldner — selbst gerührt — noch einmal Geduld zeigte und eine neue Frist bewilligte.

Kam dann sein Herr nach Hause, oder trat er in das Zimmer, in welchem dieser — sich verleugnend — wartete, so leuchtete sein Antlitz wie das des Moses auf Horeb's

Höhen, und Schikaneder wußte schon, wie viel Uhr es geschlagen. Dann mußte Chigot — nach abgestattetem Berichte — jedesmal eine Flasche Champagner aus dem Keller holen, die Herr und Knecht zur Belohnung mit einander tranken, während sie herzlich über die Dummheit des Abgewiesenen lachten.

Auch heute richtete Schikaneder, sobald er in das Haus getreten, seine Blicke auf Chigots Stirne; aber ... verwünscht! .... da strahlte keine Freude; da thronte nicht nur ein düsterer Ernst, sondern augenscheinlich eine schwere Sorge.

Rasch schritt er daher in sein Zimmer und Chigot folgte.

„Nun?" — rief Schikaneder jetzt, Hut, Reitpeitsche und Handschuhe auf den Tisch werfend — „war er wieder da?"

„Freilich, gnädiger Herr!" — entgegnete Chigot mit devoter Verbeugung, die Hände wie zum Gebet gefaltet. — „Und nicht einmal, sondern dreimal war er da!"

„Und du hast ihn nicht beschwichtigen, nicht vertrösten können?"

„Alles war vergebens!"

„Ich begreife nicht, wie du so ungeschickt sein kannst!"

„Herr von Schikaneder!" — sagte jetzt der Hausmeister mit weinerlicher Miene und hoch in die Höhe gezogenen Augenbraunen, während er die Hände noch fester zusammen preßte: — „Herr von Schikaneder, Sie wissen wie viel Mühe ich mir immer gebe, solch' lästige

Menschen zu entfernen. Ich habe auch heute alle meine Kunst aufgeboten Herren Wolfssohn zu beruhigen, zu vertrösten, wenigstens zu noch einiger Nachsicht zu bewegen .... alles war umsonst, der Mann hat ein Herz von Stein und einen Kopf von Eisen, — er will ...."

„Nun, was will er!" — frug der Director, sich in einen kostbaren Sessel werfend, völlig gelassen.

„Sein Geld will er — zwei und fünfzigtausend Gulden Conventionsmünze will er, — und das morgen!"

Schikaneder lachte laut auf, dann sagte er:

„Der Mann hat ganz recht; — an seiner Stelle machte ich es auch so."

„Aber um Gottes und Jesu Willen!" — ächzte der Hausmeister — „Sie können es ihm ja nicht geben. Es sind keine fünfzehnhundert Gulden mehr in der Kasse; — übermorgen ist der erste des Monats, wo ich die Gagen auszahlen soll und heute morgen haben der Herr von Schikaneder erst noch zehntausend Gulden Wechsel für Signora Cavaglieri acceptirt."

„S' ist wahr!" — sagte der Director, das eine Bein über das andere schlagend — „bezahlen kann ich das nicht."

„Gar nichts können Ew. Gnaden bezahlen!" — rief hier Chigot, dem man die aufrichtige Verzweiflung ansah, — „gar nichts, denn es ist nichts mehr da."

„Nun, nun!" — meinte Schikaneder — „Geld ist freilich keines mehr da, und das ist allerdings sehr unbequem; aber es gibt ja noch gute Freunde zu Dutzenden,

die fast täglich bei mir diniren und soupiren und schwelgen, da wird sich schon einer finden, der wenigstens gutsagt."

„Freunde?" — wiederholte gedehnt Chigot — „und auf die hofft ein so lebensfluger Herr, wie Ew. Gnaden?"

„Ich gebe freilich nicht viel darauf; aber man kann doch nicht wissen. Ich habe übrigens die Dinge kommen sehen, und daher schon heute morgen an mehrere geschrieben. Sind keine Briefe eingelaufen?"

„Doch!" — sagte Chigot und eilte zu dem Schreibtische seines Herrn. — „Hier sind nicht weniger als sechse."

Und mit diesen Worten gab er dem Director die Schreiben. Schikaneder nahm sie mit einem Lächeln ab; dann hob er sie alle sechse in die Höhe und sagte:

„Chigot, was wollen wir wetten, ich kenne den Inhalt dieser Briefe!"

„Herr von Schikaneder!" — entgegnete dieser zwischen Weinen und Lachen — „ich glaube ich kenne ihn auch."

„Wenn ich recht habe" — sagte Schikaneder — „daß in jedem eine abschlägige Antwort steht, so trinken wir eine Flasche Champagner mit einander; — ich habe ohnedem auf den Sherry des Indes, den ich im „Regenbogen" trank, Durst bekommen — ich glaube, ich glaube .... er war nicht ganz ächt!"

Und mit diesen Worten fing der Director an, die Briefe zu öffnen. Sie mußten alle sehr kurz sein, denn er war ungemein schnell mit dieser Lectüre fertig; während er aber einen nach dem andern verächtlich auf die Erde

warf, spielte ein spöttisches Lächeln um seinen Mund. Als er die Lectüre beendigt hatte, sagte er trocken:

„Chigot, geh' hin und hole eine Flasche von dem Bewußten. Sechs bedauern unendlich und drei haben gar nicht geantwortet. Da aber keine Antwort auch eine Antwort ist, — so trinken wir."

Aber Chigot zögerte diesmal, das Gebot seines Herrn zu erfüllen.

„Nun?" — rief dieser.

„Und sie könnten wirklich in dieser verzweifelten Lage..."

„Nur ein feiger Tropf verzagt!" — trillerte der Director mit seiner schrecklichen Stimme. Chigot ging mit Kopfschütteln.

Als der Hausmeister das Zimmer verlassen, wurden jedoch Schikaneders Züge ernster:

„Die Sache steht doch verflucht auf der Spitze!" — sagte er dann. — „Es bleibt mir in der That nur noch eine einzige Hoffnung und die ruht auf Mozart! .... ja .... Lichnowsky hat Recht: er — und er allein kann mich retten, wenn er mir eine recht populäre Volksoper schreibt. — — Nun" — fuhr Schikaneder, in Gedanken sprechend, fort — „seiner bin ich gewiß. Er ist ein viel zu guter Kerl, als daß er mir das abschlagen könnte; — auch wird ihn die Sache ambitioniren. Und dann — — man verspricht ihm einstweilen etwas Hübsches — das Weitere findet sich."

Er schwieg einige Minuten, dann hob er wieder an: „Wenn nur der verfluchte Wolfssohn Vernunft annimmt;

— — denn sonst hilft alles nichts — — ich bin total banquerott und kann nur gleich in den Thurm wandern. Meine Gesammtschulden übersteigen sicher hundert und fünfzigtausend Gulden — — hundert — und fünfzigtausend Gulden — — man sollte nicht denken, daß einem die Weiber dahin bringen könnten. Aber der Teufel lebe ohne sie! Und wenn meine kleine Cavaglieri morgen verlangt, daß ich noch weitere zwanzigtausend Gulden für sie acceptiren soll, ich thue es doch wieder!"

In diesem Augenblicke hörte man Schritte im Vorzimmer, die Thüre öffnete sich und Chigot, mit der Champagnerflasche und den Gläsern auf einem silbernen Präsentirteller, trat ein — aber — er war nicht allein, dicht hinter ihm folgte Herr Wolfssohn.

Die kleine, schmächtige Figur des sonst gegen Schuldner so groben und kecken Chigots nahm sich aber in diesem Momente so komisch aus, — seine Kniee schlotterten so sehr, — die Augenbrauen waren, aus Besorgniß für seinen Herrn, so hoch emporgezogen, Gläser und Flasche wackelten und klapperten so possierlich, daß Schikaneder laut auflachen mußte.

Wolfssohn stutzte; er war in der Erwartung gekommen, einen Verzweifelten, einen Niedergeschlagenen zu finden, und vor ihm stand nun — ihn freundlich begrüßend — ein Mann, der sich den Bauch vor Lachen hielt. Schikaneder bemerkte die Ueberraschung seines Besuches sogleich; — aber in demselben Augenblicke durchzuckte auch ein kostbarer Gedanke seine Seele:

„Meine anscheineade Heiterkeit hat ihm imponirt!“ — dachte er — „bleiben wir in dem Tone.“

„Vergebung, lieber Herr Wolfssohn!“ — sagte er daher jetzt, als er ausgelacht und Chigot mit einem Wink bedeutet hatte, Flasche und Gläser auf den Tisch zu setzen und sich zu entfernen.— „Vergebung, daß ich Sie so ungeziemend begrüße; aber Sie finden mich gerade in der besten Laune von der Welt. Ich mußte über meinen köstlichen Hausmeister lachen, der Ihnen heute — trotz dem besten Schauspieler — so dummes Zeug vorgemacht.“

„Mir, dummes Zeug vorgemacht?“ — frug, noch immer verwirrt der junge, angehende Banquier.

„Freilich! freilich!“ — rief, auf's neue lachend, Schikaneder. — „Aber es galt eine Wette von tausend Dukaten und die habe ich nun gewonnen.“

„Herr Director, ich verstehe von dem allen kein Wort!“

„Natürlich! Ich will es Ihnen erklären; aber trinken wir erst ein Glas Champagner.“

„Bitte!“

„Ohne Umstände, Verehrter! Ich komme gerade von meinem intimen Freunde, dem Fürsten Lichnowsky und da haben wir so köstlich und fein, aber auch so gewürzt zu Mittag gespeist, daß ich gewaltigen Durst empfinde. Und dann — Sie wissen: wenn der Löwe Blut geleckt hat....“

„Aber was ist's mit der Wette....“

„Nun, ich muß Ihnen gerade sagen, mein Bester, diese Wette betrifft Sie.“

„Mich?“

„Sie!“

„Wie so?“

„Mein Freund Lichnowsky — aber ich sage Ihnen dies im tiefsten Vertrauen — behauptete vorgestern, als er mein Gast war, Sie, lieber Wolfssohn hätten das Geschäft Ihres seligen Vaters zu früh übernommen.“

„Zu früh? wie so zu früh?“

„Nun, der Fürst meinte — — sie seien noch — etwas jung — es fehle noch an den nöthigen Lebenserfahrungen.“

„Herr Director .... wollen Sie mich beleidigen?“

„Kommt mir nicht in den Sinn! Im Gegentheil, mein Theuerer, ich behauptete, daß ich noch keinen Geschäftsmann kennen gelernt hätte, der einen schärferen Blick besäße, als Sie.“

„Sehr verbunden.“

„Es gilt eine Wette von Tausend Dukaten! rief der Fürst — und ich schlug ein.“

Herr Wolfssohn konnte hier ein schmunzelndes Lächeln nicht ganz verbergen:

„Und die Wette selbst?“

„Nun!“ — fuhr Schikaneder fort — „Fürst Lichnowsky wettete: daß, wenn er Ihnen, Herr Wolfssohn, aus dritter Hand die Nachricht zukommen lasse, es stünde mit mir und meinen Unternehmungen schlecht, so würden Sie, — nehmen Sie mir es nicht übel, es sind des Fürsten eigne Worte — so albern sein, daran zu glauben und mir das für den Bau eines neuen Theaters vorgeschossene Kapital kündigen. Ich lachte dem Fürsten in das

Gesicht. Wolfssohn weiß, wie ich stehe, welche vielseitige Hülfsquellen ich habe, sagte ich ihm; — auch hat er sicher schon gehört, daß Mozart — unser großer herrlicher Mozart — eine wundervolle neue Volksoper für mich componirt hat, die in Kurzem auf meinem Theater erscheint und durch die ich in einem halben Jahre mehr verdiene, als Wolfssohn mir vorgeschossen, — ja, — die mich in Jahresfrist um hunderttausend Gulden reicher macht. — Dies gesagt, wird die Sache abgeschlossen. Lichnowsky übernimmt es, Ihnen falsche Nachricht zukommen zu lassen. Mein Hausmeister wird von seiner Rolle instruirt, und hat sie — wie er mir vorhin sagte — vortrefflich gespielt. Ich aber freue mich, daß Sie nun zu mir kommen, und mir den Beweis liefern wollen, wie voreilig der Fürst von Ihnen geurtheilt hat. — Nein, nein! — ich wußte Verehrter, daß Sie ein Mann von scharfem Blicke sind und mein Vertrauen rechtfertigen. Uebrigens" — fuhr Schikaneder mit ungeheurer Ruhe und Suffisance lächelnd fort — „können Sie auch, wenn Sie wollen, Ihr Geld haben. Goldammer und Sohn haben mir erst heute ein sehr acceptables Anerbieten gemacht, — der Brief muß noch da auf der Erde liegen ...."

Und Schikaneder that, als wolle er den Brief unter jenen suchen, die er vorhin auf den Boden geworfen.

Wolfssohn aber hielt ihn auf: — „Bemühen Sie sich nicht!" — sagte er dabei verlegen: — „Ich glaube Ihnen schon. Die eben genannten Herren sind immer bereit, mir in den Weg zu treten. Indessen ...."

„Noch ein Gläschen Champagner!" — rief hier Schikaneder und präsentirte Wolfssohn die Erfrischung; aber jetzt fühlte er selbst seine Hand zittern, so gewaltig hatte das „indessen" des Gegners sein Herz getroffen.

Aber Wolfssohn wies den Champagner dankend zurück, indem er betheuerte, daß er — wo es Geschäftssachen gelte — aus Grundsatz nie trinke.

Jetzt galt es! Schikaneder nahm also seine ganze Gewandheit, — die ihn im Leben schon hundertmal durch die größten Verlegenheiten glücklich durchgebracht — zur Hand. Er legte dabei Wolfssohn klar wie die Sonne dar, daß er vortrefflich stehe, — zeigte sogar die kaiserliche Erlaubniß vor, nach welcher er in der That das Leopoldstädter Theater neu aufzubauen berechtigt wurde; — ergoß sich weitläufig über die ganze herrliche Oper die Mozart ihm componirt habe, und in der, wie er sagte, Löwen und Tieger, Affen und Mohren auf die Bühne kommen sollten — ein wahres Zauberstück für das Publikum; — ja er berechnete an den Fingern — ohne Wolfssohn auch nur einmal zu Wort kommen zu lassen — die ungeheuren Einnahmen, die diese Zauberoper hervorrufen mußte. Als Beweis aber führte er schließlich Bondini in Prag an, den der „Don Juan" binnen kurzer Zeit zu einem reichen Mann gemacht hatte.

Es lag sehr viel Wahres und Ueberzeugendes in dem, was Schikaneder — der ja als ausgezeichneter Geschäftsmann und Director bekannt war — hier sagte; vorausgesetzt nämlich, daß die Geschichte mit der Oper in Rich-

tigkeit. Daran aber konnte Wolfssohn, bei der Bestimmtheit, mit welcher sein Freund von der Sache sprach, keinen Augenblick zweifeln; — ja — es stellten sich auf diese Weise für die Zukunft sogar noch die Hoffnung auf weitere gute Geschäfte für ihn heraus, und so kam es denn, daß er nicht nur von seinem Vorhaben, sein Kapital unter allen Umständen zurückzufordern, abstand, nein — er bat beim Abschiede Schikaneder auch noch, wegen seines momentanen Mißtrauens, um Vergebung.

Als Wolfssohn fort war, wollte Schikaneder sich todt lachen.

„Chigot! Chigot!“ — rief er.

Chigot erschien — erstarrte aber, als er seinen Herrn so guter Dinge fand.

„Alles vortrefflich!“ — sagte dieser — „wir sind gerettet — d. h. wenn — Maestro Mozart den Zauberstab ergreift; auf ihm ruht allerdings meine letzte Hoffnung. Für den aber bangt mir es nicht. Und nun — zu meiner Freundin — das war ein harter Strauß — der Sieg verdient Belohnung. Hast Du bei Signora für ein ausgesuchtes, fürstlich-feines Souper gesorgt?“

„Gewiß!“ — entgegnete das Factotum.

„So laß anspannen!“

Und Chigot ging, aber im Weggehen sah er sich noch einmal halb scheu, halb verehrungsvoll nach seinem Herrn um, der ihm heute fast wie ein Zauberer vorkam.

Es will Abend werden.

Während Schikaneder bei seiner Freundin, der Signora Cavaglieri, — trotz seiner verzweifelten Lage — wie ein Fürst zu Nacht speiste, und, in seligem Vergessen, in Lust und Liebe schwelgte, saß Frau Mozart einsam und allein auf ihrem Zimmer: — allein, denn Mozart war noch nicht nach Hause gekommen, obgleich es schon zehn Uhr geschlagen hatte; — allein, denn von den fünf Kindern, die ihr Gott geschenkt — zwei Mädchen und drei Knaben — waren alle bis auf ein Söhnchen gestorben, und der kleine siebenjährige Karl schlief bereits längst still und friedlich im Nebenzimmer. Aber Constanze Mozart hatte Hoffnung, bis Ende des nächsten Monats wieder Mutter zu werden. Mutter! — ach, dieser Hochgedanke durchzitterte sie jetzt nicht mit Freude, und — wie wäre dies auch möglich gewesen, da die Hand des Schick-

sals gar schwer auf ihr lastete und die Aussicht in die Zukunft unendlich trübe war.

Constanze saß neben dem für sie und Wolfgang gedeckten Tische; aber die Speisen standen unberührt, die beiden Lichter brannten trübe, die Arbeit war ihr entsunken. Traurig hatte sie ihr liebliches Haupt in die Hand gelegt, und sah nun, den Arm auf den Tisch gestützt, starr vor sich hin.

Wie wenige von all den schönen, glänzenden Hoffnungen ihres Lebens hatten sich doch erfüllt! Sie war im Ganzen glücklich mit ihrem Manne, der sie heute noch so innig und herzlich liebte, wie an dem Tage ihrer Hochzeit, — der sie immer noch auf den Händen trug, wie eine angebetete Braut: aber dieser edle, heißgeliebte Gatte, dieser so unendlich fleißige Mann, dies mächtige Genie, dieser Stern erster Größe am musikalischen Himmel Deutschlands — — du mein Gott, wie ging es ihm! Wie mußte der Mann fort und fort kämpfen und schaffen und ringen .... nur um der elenden Existenz Willen! Wie furchtbar schwer lastete das Leben auf ihm! Wie niederdrückend waren diese nicht endenden erbärmlichen Cabalen, wie kränkend das Bewußtsein, der erste unter den lebenden Componisten und Tonkünstlern zu sein, und doch — — — im Staube zu verkümmern, während Tröpfe, die nicht werth waren, ihm das Wasser zu reichen, an der Spitze kaiserlicher, königlicher, churfürstlicher Capellen standen, — ungeheuere Gehalte bezogen, mit Ehren überhäuft wurden und mitten in einem beneidenswerthen Wirkungskreise lebten.

Und dann, — war es nicht zum Verzweifeln, daß nichts, gar nichts, auch nicht die größten Schöpfungen Mozarts in Wien durchschlagen wollten?!

Mit welchen glänzenden Hoffnungen auf die Erfolge der herrlichen Oper: „Don Juan“ — die das musikverständige Prag so entzückt, Bondini zu einem reichen Manne gemacht, — waren Constanze und Amadeus seiner Zeit nach Oesterreichs Hauptstadt zurückgekehrt. Und wie war es hier mit dieser großartigen, meisterhaften, unübertrefflichen Tonschöpfung gegangen?

Von Salieri mit Vorbedacht schlecht in Scene gesetzt, — geflissentlich schlecht einstudirt, — mit Absicht von den italienischen Sängern und Sängerinnen schlecht gespielt und schlecht gesungen, wurde er gänzlich von Salieris mit Pracht ausgestatteter und mit der größten Sorgfalt einstudirter und ausgeführter Oper „Axur“ verdunkelt, gerade wie es „Figaro“ mit der „Cosa rara“ ergangen war.

Mag den Psychologen die Mühe der Entscheidung überlassen bleiben, ob der Tag, an welchem hier Salieri über Mozart durch so unwürdige Mittel öffentlich triumphirte, der schönste oder der grausamste Tag seines Lebens war. Salieri triumphirte eben, Dank sei es der wenig musikalischen Bildung der Wiener und seines Talentes als Musikdirector, vermöge welchem er das Werk seines Nebenbuhlers fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt hatte, und Dank sei es der Ergebenheit seiner Untergebenen.

Salieri hatte die Partitur des „Don Juan“ gelesen,

und es ist bekannt, daß die Werke, welche man am aufmerksamsten liest, die unserer Feinde sind. Mit welch' verzweiflungsvoller Bewunderung mußte sich bei dieser Lectüre die Seele eines Künstlers erfüllen, der, wie Salieri, nach dem Siege über Mozart mit allen Kräften trachtete! welches Urtheil mußte er sich in seinem Innern sprechen! welch' neue Schlangen wanden sich zischend in der Lorbeerkrone, die man ihm so eben auf das Haupt gesetzt. *)

So lagen also auch die schönen, die großen Hoffnungen, die Constanze und Amadeus auf den „Don Juan" gesetzt, in den Staub getreten. Die alte Noth des Lebens begann aufs Neue. Mozart — der große herrliche Mozart, der bedeutendste Kirchen-, Theater- und Kammer-Componist war wieder einmal genöthigt, Unterricht zu ertheilen, Kindern die Tonleiter zu lehren, für festliche oder ländliche Bälle Tänze zu schreiben — krummenweise sein tägliches Brod zu sammeln!

Bondini war durch „Don Juan" ein reicher Mann geworden; — Mozart ... hatte hundert Ducaten dafür **) erhalten, von welchen, nach Abzug der Schulden und Reisekosten, bei der Ankunft in Wien fast nichts mehr übrig war. Und bald, bald! streckte die Sorge aufs Neue ihren knöchernen Arm nach ihm aus. Weg also mit dem genialen Schaffen erhabener Meisterwerke! Zertrete ihn, deinen Genius, großer Maestro, — zerschmettere ihm

*) Oulibicheff: I. Thl. S. 231.
**) Historisch. Siehe Nissen: S. 686.

die kühnen Flügel, denn du mußt nach Brod gehen, für Dich und die Deinen!

Da ertönte nicht mehr der Weckerruf des Geistes, da hieß es: „Meister! ich brauche deutsche Lieder für meine Tochter, die Worte dazu habe ich bei mir!“ — „Ich möchte gern eine italienische Arie für meine Frau!“ — „Und ich für meine Schwadron einige Trompetenstückchen und Signale.“ — „Bitte, Maestro, ein hübsches Stückchen aus F Minore für eine Spieluhr, ich liebe diese Tonart gar sehr. Doch, nicht war, den billigsten Preis.“ — „He, Meister Wolfgang! ein halb Dutzend Menuetts, und eben so viele Contretänze und Ländler; es hat aber Eile, denn sie sind für den nächsten Ball bestimmt, der bei dem Fürsten X stattfindet.“ — „Mein Anliegen ist noch viel dringender: ich gebe morgen einen musikalischen Abend, es ist mein Namenstag. Bringen Sie Ihr Bestes mit, ich lasse es an Nichts fehlen: Sie erhalten fünf Dukaten und das Nachtessen!“

Verhülle dich, Genius des deutschen Volkes! verhülle dich und weine — weine — wie jetzt Constanze, die dies alles, einsam trauernd, in ihrem stillen Stübchen überdenkt.

Und die Gläubiger drängten und Wolfgang Amadeus Mozart schrieb — weil er aus Noth mußte — für das italienische Theater in Wien, zu dem vorgelegten Texte, die Oper: „Cosi fan tutte osia la scuola degli amanti.“ („So machen sie's Alle,“ oder „die Schule der Liebenden.“)*)

---

*) Zu Anfang des Jahres 1790.

Hätte ihn nicht die Noth zu der Annahme dieses Auftrages gezwungen, der große Meister würde einen so erbärmlichen Text, wie den von „Cosi fan tutte“ sicher nicht zu einer seiner musikalischen Schöpfungen gewählt haben. Und doch — was leistete er auch auf diesem sterilen Felde so Treffliches!

Vergebens! das Libretto war zu fade, die Oper konnte sich keinen bleibenden Beifall erringen.

Und immer trüber wurden die Zeiten, und immer dunkler die Aussichten. Da starb auch Kaiser Joseph — und Constanzens letzte Hoffnung sank; denn immer, immer hatte sie noch auf ihn gebaut, der einst ihren Gatten so werth geschätzt, ihm so viel versprochen. Und wieder pochten die Gläubiger an seine Pforten, und gequält um einiger elenden Summen willen, und von dem Wunsche beseelt, die ungestümen Mahner befriedigen oder ihnen wenigstens aus dem Wege gehen zu können, eilte er nach Frankfurt, wo die Churfürsten beisammen waren, um ein neues Oberhaupt des Reiches zu wählen.

Wohl fand er hier und auf der ganzen Reise: Ruhm, Verehrung, Begeisterung und auch Geld; aber das ist ja der Fluch des einmal in Schulden Gerathenen, daß — wenn auch Summen eingehen — sie sofort von den alten Verpflichtungen verschlungen werden, und nichts, nichts zurückbleibt, als die unselige Nothwendigkeit: neue Schulden zu machen.

Constanze seufzte tief auf, als sie — bei der stillen Recapitulation ihrer schweren Schicksale seit der schönen Prager Reise — an diese Zeit kam.

„Ach!“ — seufzte sie jetzt — „und wie edel, wie geduldig hat er doch alles dies getragen; wie gewaltig kämpfte er sich durch alle diese Widerwärtigkeiten durch, immer groß, fest hoffnungsvoll dastehend, einen eisernen übermenschlichen Fleiß entwickelnd, und heiter, liebevoll und gut, selbst wenn das eigene Herz ihm vor Schmerz und Sorgen springen wollte.“

Constanze stand hier auf, ging an ihre Komode, öffnete eine der Schubladen und nahm aus einem Kästchen zwei Briefe. Als sie wieder an den Tisch getreten, sah sie dieselben mit sanfter Rührung an und sagte:

„Ihr seid Zeugen jener Stunden, die mich so viele Thränen kosteten!“

Und sie setzte sich wieder und las: „Ich bin in Frankfurt. Mein Wagen (ich möchte ihm ein Busserl geben) ist sehr gut. In Regensburg speisten wir prächtig; wir hatten eine göttliche Tafel-Musik, eine englische Bewirthung und einen herrlichen Mosterwein. Nürnberg ist eine häßliche Stadt; Würzburg eine schöne und prächtige. Ich bin fest entschlossen, meine Sachen hier so gut als möglich zu machen, und freue mich dann herzlich zu Dir. Welch' herrliches Leben wollen wir führen! Ich will arbeiten, so arbeiten, daß ich durch unvermuthete Zufälle nicht wieder in eine solche fatale Lage komme. Der letzte Antrag, der mir in Wien gemacht wurde, war, daß Jemand mir auf Hofmeisters Giro Geld hergeben wollte — 1000 fl. baar und in Tuch. Somit könnte Alles, und noch mit

Ueberschuß bezahlt werden, und ich dürfte nach meiner Rückkunft nichts als arbeiten."

„Ja!" — seufzte hier Constanze schmerzlich — „und das hat er gethan: er hat so fleißig, so anstrengend gearbeitet, daß ich nun für sein Leben bangen muß."

Sie legte den Brief auf den Tisch und nahm den andern:

„Es wäre mir Sicherheitshalber recht lieb," — las sie mit feuchten Augen weiter — „wenn ich auf des Hofmeisters Giro 2000 fl. bekommen könnte. Du mußt aber eine andere als die wirkliche Ursache verwenden, nämlich, daß ich eine Speculation im Kopfe hätte, die Dir unbekannt wäre. Ich werde zweifelsohne Etwas hier machen. So groß aber, wie Du und verschiedene Freunde sich es vorstellen, wird es sicherlich nicht sein. Bekannt und angesehen bin ich hier genug. Nun, wir wollen sehen. Ich liebe aber in jedem Falle das Sichere zu spielen, darum möchte ich gern das Geschäft mit Hofmeister machen, weil ich dadurch Geld bekommen und nicht zurückbezahlen darf, sondern blos arbeiten, und das will ich ja, meinem Weibchen zu Liebe, gern.

Ich freue mich wie ein Kind wieder zu Dir zurück. Wenn die Leute in mein Herz sehen könnten, müßte ich mich fast schämen. Es ist sonst Alles kalt für mich — eiskalt. Ja! wenn Du bei mir wärest, da würde ich vielleicht an dem artigen Betragen der Leute gegen mich mehr Vergnügen finden, so ist es aber so leer."

„P. S. Als ich die vorige Seite schrieb, fiel mir auch

manche Thräne auf das Papier. Nun aber lustig! Fange auf — es fliegen erstaunlich viel Busserl herum. Was Teufel! ich sehe auch eine Menge — ha, ha! ich habe drei erwischt, die sind kostbar!" *)

Constanze schwieg; aber auch aus ihren Augen fielen jetzt Thränen auf den Brief, den sie mit Innigkeit und dem Gefühle unendlicher Wehmuth an ihre Lippen drückte.

„Er macht es in diesen Briefen, wie immer" — sagte sie dann, die beiden Schreiben zusammenfaltend und wieder in die Komode legend — „er scherzt mit gebrochenem Herzen, um mich glauben zu machen, daß er heiter sei. Ach! diese Heiterkeit, diese Heiterkeit, die ihn sonst so unendlich liebenswürdig machte, sie ist jetzt nur zu oft eine erzwungene: eine Maske für seinen Schmerz, sich und mich zu täuschen."

Und Constanze setzte sich wieder und verfiel auf's Neue in ein tiefes trauriges Hinbrüten.

Todtenstille herrschte ringsumher, — nichts rührte sich, nur der einförmige Pendelschlag der Standuhr ließ sich melancholisch vernehmen; die Lichter aber brannten tiefer und dunkler.

Plötzlich fuhr Constanze mit dem Kopf in die Höhe und lauschte gespannt. Sie hatte auf der Straße, dicht am Hause, ein Geräusch vernommen.

„Das wird er sein!" — rief sie freudig, und ihr Herz

*) Beide Briefe sind durchaus ächt. Siehe Nissen: S. 545 u. 546.

klopfte so laut und mächtig, daß sie unwillkürlich die Hand darauf legte.

Aber das Geräusch verscholl.

„Nein!" — sagte sie traurig — „er ist es noch nicht."

Ach! in diesem „noch" lag unendlich viel. „Er hatte mir doch versprochen" — flüsterte sie jetzt halblaut weiter — „um neun Uhr gewiß zu Hause zu sein, und jetzt"..... sie sah nach der Standuhr — „jetzt ist es halb elf!"

Abermals trat eine Pause ein. Constanzens Gedanken waren jetzt unruhiger. Bald fürchtete sie, es möchte Wolfgang etwas begegnet sein; bald sagte sie sich wieder, daß dies späte nach Hause kommen ja gar nichts Neues, sondern leider jetzt etwas fast alltägliches sei.

„Aber kann ich ihm denn darüber zürnen!" — sagte sie endlich, indem sie, von Unruhe gepeinigt, aufstand und in dem stillen, matt erleuchteten Zimmer auf und ab ging. — „Du lieber Gott! wenn sich der arme Mann, den Tag über mit dem elenden Stundengeben und gezwungenen Arbeiten halbtodt geschafft hat — so will, so bedarf er doch auch des Abends einige Erholung im Kreise seiner Freunde. — — Er wird Billard spielen" — fuhr sie dann etwas ruhiger fort — „das ist ja seine Leidenschaft, und der Arzt sagt, die Bewegung dabei sei ihm zuträglich."

Constanze verstummte abermals. Sie wußte warum; sie fühlte, daß sie sich jetzt selbst belüge. So spät spielte Mozart nie Billard. Aber ......

„Die Wahrheit! die Wahrheit!" — rief sie aus, und Thränenströme brachen aus ihren Augen — „täusche dich

nicht selbst armes Herz — — — sein Unglück, sein unverdientes Mißgeschick, seine nagenden Sorgen zu vergessen, hat er sich wieder in den Strudel erzwungener Freude gestürzt! — Von leichtsinnigen, übermüthigen Freunden umgeben, die seine Güte mißbrauchen, auf seine Kosten schwelgen, will er — den blutigen Stachel in der Brust — mit tollem Witz, mit Wein und Punsch die Erinnerung der Gegenwart hinunterspülen! — — o! — — und wenn er dann nach Hause kommt, sind seine Nerven angegriffener als zuvor und doch läßt ihn die Aufregung dann nicht schlafen, — — und das unselige Arbeiten, die Nacht hindurch, geht wieder an. O Gott! o Gott! und seine Gesundheit ist schon so weit untergraben, daß er oft unter der Arbeit ohnmächtig zusammenbricht!"

Und auch Constanze brach hier zusammen und sank, laut schluchzend auf ihren Stuhl.

Da ließen sich Tritte auf der Treppe hören. Rasch waren die Thränen abgewischt — sie lauschte athemlos — — — die Tritte verhallten im oberen Stock.

„Wieder nicht!" — sagte sie leise und erblaßte.

Es verging abermals langsam und träge eine peinliche halbe Stunde. Bei jedem Laut auf der Straße, bei jeder sich öffnenden und schließenden Thüre, bei jedem noch so leisen Geräusche fuhr Constanze auf, in dem frohen Glauben: Mozart komme. Immer lauter und lauter pochte ihr Herz, fast drohte es zu zerspringen vor Angst und Beklommenheit . . . . . Da hörte man wieder Tritte auf der Straße und eine Stimme sang halblaut das

Ständchen aus Don Juan: „Laß dich am Fenster schauen.“

„Das ist er!“ — rief Constanze, und noch unter Thränen, die sie in der Eile abzuwischen vergaß, lächelnd, eilte sie — ihres Standes ungeachtet — dem Gatten entgegen.

Mozart empfing sie in der heitersten Laune, und ihr eine prächtige Bonbonière, mit den niedlichsten und feinsten Bonbons gefüllt, entgegenhaltend, rief er mit leuchtenden, funkelnden Blicken:

„Stanzerl, mein Hanzerl,
Nur lustig gelacht,
Da hat Dir Dein Schätzerl, —
Komm gib mir ein' Schmätzerl, —
Was mitgebracht!“

Und ehe sie nur antworten konnte, hatte er sie mit einer fast wilden Zärtlichkeit in seine Arme geschlossen.

Aber — war es der Tabaksdampf, der noch in seinen Haaren und Kleidern hing, oder die Sorge für ihren Zustand, was Constanze veranlaßte, sich bei der allzustürmischen Umarmung etwas wegzubeugen, — Wolfgang bemerkte es und trat gekränkt zurück.

„Du scheinst ja eben nicht sehr über mein Kommen erfreut!“ — sagte er daher in einem Tone, der eine leichte Gereiztheit durchklingen ließ.

„Wie so?“ — frug Constanze erstaunt. — „Wenn Du wissen könntest, mit welcher Sehnsucht ich seit neun Uhr auf Dich warte!“

„Komme ich Dir schon wieder zu spät?"

„Du hattest versprochen um neun Uhr zu Hause zu sein!" — versetzte Constanze mild. — „Ich freute mich so sehr auf ein trauliches Stündchen. Sieh! das Nachtessen steht noch unberührt da, — — aber es ist jetzt kalt."

Mozarts Stirne verfinsterte sich.

„Ich hatte alles so recht nett und behaglich für Dich vorbereitet" — fuhr Constanze mit leisem Vorwurfe fort — „gerade wie Du es gern hast. Da schau nur: ein frisches Tuch aufgebreitet, zwei Wachskerzen, einen prächtigen frischen Salat und einen Braten, so saftig und lecker, wie man ihn nur haben kann, . . . und auch eine Flasche von dem alten guten Wein, den Dir vorgestern die Waldstetten schickte; . . . . wie glücklich war ich, als ich dies alles vorbereitete, in dem Gedanken, Du weihtest heute einmal ein Stündchen Deinem Weibe."

„Als ob Dir nicht mein ganzes Leben geweiht sei! Ich muß aber auch meine Zerstreuung haben."

„Und Deine Constanze?"

„Warum hast Du nicht gegessen und Dich zur rechten Zeit zu Bett gelegt? Du weißt, ich kann das empfindsame Wesen nicht leiden, und dein Zustand hätte Dir ebenfalls sagen sollen . . . . ."

„Warum ich mich nicht zur Ruhe gelegt?" — unterbrach ihn hier Constanze gedehnt, und große Tropfen traten bei dieser Frage in ihre Augen. — „Das will ich Dir sagen, Amadeus; weil ich vor Sorgen keine Ruhe mehr habe, — weil ich in Angst um Dich war, —

weil meine Liebe und Besorgniß mich nicht schlafen ließ."

„Bin ich denn ein Kind?" — rief hier Wolfgang ungeduldig.

Aber jetzt erst gewahrte er, daß diese Augen, die er so sehr liebte, roth geweint waren. Es zuckte wie ein Dolchstoß durch seine Brust und mit einem einzigen Gedanken umfaßte er, was hier vorgegangen. Verweinte Augen vermochte sein edles Herz aber nie an Constanzen zu sehen, ohne selbst erschüttert zu werden. Seine ganze innige Liebe kehrte daher rasch in voller Fluth zurück, und das Bewußtsein, sein gutes Weib verletzt zu haben, stimmte ihn doppelt weich:

„Stanzerl!" — sagte er daher jetzt, mit der alten Milde und Liebe — „Stanzerl! vergieb! — Sieh, ich war heute gar zu müde und abgespannt, auch etwas ärgerlich . . . und . . . ."

Aber wie schnell vergibt aufrichtige Herzensneigung! — —

— — „Da gingst Du in das „Würstel!" — fuhr die Gattin wieder lächelnd fort, indem sie Wolfgang neben sich auf das Sopha zog.

„Ja!" — rief dieser ärgerlich — „ich ließ mich vom Teufel verführen, und ging wieder in das verwünschte „Würstel!" — Aber schau, Herz, es geht eben doch gar lustig in dem „Würstel" her. Lauter lustige Leut', Blitzkerle, die einem durch Witz und Unsinn sein Kreuz — wenigstens auf Stunden — vergessen machen. Ach, Kind,

Du hätt'st nur den Schönmeyer*) hören sollen; das sprudelte von neuen drolligen Liedern, wie aus einem unerschöpflichen Quell. Gott weiß, wo er sie her hat .... und man bekommt doch manche Idee dabei. Und dann, den lustigen Kerl von Haßener, ... — die tollsten Anekdoten gehen ihm nicht aus."

„Ist alles schön, Wolferl!" — sagte Constanze — „aber, — weiß't, es kost nur gar zu viel; denn ich wette, Du, gute Seele, hast den lieben Schönmayer und Haßener wieder regalirt."

„Nun Schatzerl ...."

„Ist's nicht so?"

„Aber, Kind, sie machen ja auch den Abend so heiter und Mozart ..."

„Mehrt dadurch seine Sorgen, deren er leider nur schon zu viele hat. Und dann, lieber Engel, Deine Gesundheit! Was kann mir, Deinem treuen Weibe, der Mutter unseres einzig übriggebliebenen Kindes, und des Kleinen, das ich unter dem Herzen trage, — was kann mir denn theurer sein, als Dein Leben, Deine Gesundheit, Dein Glück! Und das alles sehe ich durch Dein langes Weilen unter jenen Menschen gefährtet. Sie — die an übermäßigen Genuß, an Nachtschwärmen und ein tolles Leben gewöhnt sind, sie können es vertragen; Du, lieber Engel, kannst es nicht. Dein Körper ist zarter organisirt, und während sie nach durchschwärmten Nächten in den Tag

*) Komiker und Sänger.

hinein schlafen, arbeitet Dein gewaltiger, nie ruhender Geist rastlos fort; — aber seinem Schaffen sind dann die Kräfte des Körpers nicht mehr gewachsen. Denke an die Schwächen, die Dich jetzt oft überraschen!"

Mozart schwieg, von der Wahrheit dieser Worte getroffen und erschüttert; — dann sagte er nach einer kleinen Pause:

„Du hast recht. Ich sehe es ein, daß Du recht hast, und — bei Gott! — ich gebe Dir mein Wort, ich gehe, von heute an, keinen Abend mehr aus!"

Constanze lächelte. -- „Nicht doch!" — sagt sie darauf sanft und legte ihren Arm um des Gatten Hals. — „Mußt nicht das Kind mit dem Bade ausschütten! Du sollst, Du mußt manchmal ausgehen, um Freunde zu sehen, Dich zu zerstreuen, auszusprechen; aber bleibe nur nicht so lange, und — — — nimm mirs nicht übel — — meide das „Würstel," die Gesellschaft mag recht lustig sein; aber sie ist außerdem Deiner nicht würdig und verleidet Dich zu Unrecht."

„Na!" — rief jetzt Mozart — „es hat mich freilich heute Abend verdammt viel gekostet; aber sieh, ich schwöre Dir auch . . ."

„Was hast Du mir denn mitgebracht?" — unterbrach ihn hier die Gattin.

„Närrchen! eine Bonbonière, so schön und geschmackvoll, wie selbst Salieri keine hat!" — sagte Amadeus heiter. — „Als wir gestern an dem Laden des neuen Conditors vorübergingen, gefiel sie Dir so gut. Da lief ich

denn eben noch hin — der Mensch hat seine Punschböhle bis an den Morgen auf — und kaufte sie, nur um Dir einen neuen Beweis zu geben, wie ich Deiner immer und zu jeder Stunde gedenke."

„Du Guter!" — sagte Constanze, denn sie wollte Amadeus in seinen heiligsten Gefühlen nicht kränken, obgleich sie der Kauf dieses theuren und ganz nutzlosen Geschenkes um ihres Mannes Willen schmerzte.

„Aber," — sagte Mozart jetzt in seiner alten, ihm angeborenen Liebenswürdigkeit, indem er Constanze zärtlich umschlang, und das Gefühl, dem herzigen, guten Weibe — das ja alle Freuden, alle Leiden des Lebens so treu, so aufopfernd mit ihm trug, — wehe gethan zu haben, machte ihn doppelt milde und zärtlich. — „Aber, nicht wahr, Stanzerl, Du bist mir auch nicht mehr böse? Sieh — ich will immer zur rechten Zeit kommen; aber wenn ich einmal bei den Freunden warm werde, dann vergesse ich mich. Doch genug davon. Morgen speisen wir zusammen zu Nacht und die ganze nächste Woche. A propos! ich habe auch wieder ein wunderschönes Kleid gesehen, das ich Dir kaufe."

Constanzen mußte lachen: — „Närrchen," — sagte sie dann, — „ich erkenne Deine Herzensgüte .... aber ich brauche jetzt kein Kleid. Ich gehe ja nirgend hin."

„Aber Du sollst ausgehen, — viel ausgehen — Besuche machen — Besuche empfangen ...."

„In meinem Stande?"

„Ja so!" — rief Mozart heiter — „daran dachte ich nicht!" — und er küßte Constanzens brennende Wangen

mit jugendlichem Feuer. So verging beiden in seligem Kosen noch ein Stündchen. Da schlug die Standuhr Mitternacht.

„Aber nun“ — rief Wolfgang — „noch ein Busserl, und dann, Herz, geh' zu Bett!“

„Und Du?“ — frug Constanze erschreckt.

„Ich arbeite noch.“

Das war aber gerade, was seine Frau gefürchtet. „Lieber Mozart,“ — sagte sie daher flehend — „ich bitte Dich bei Allem was Dir lieb und werth ist, lege Dich jetzt zur Ruhe, es ist ja Mitternacht!“

„Ich kann noch nicht!“ — entgegnete dieser — „und dann — fühle ich mich eben so recht zum Componiren aufgelegt.“

„Und Deine Gesundheit? Du hälst es auf diese Weise wahrhaftig nicht mehr lange aus.“

„Bah!“ — rief Mozart lachend — „ich bin das Ding gewohnt. Uebrigens habe ich die Clavier-Cantate: „die ihr des unermeßlichen Weltalls Schöpfer ehrt“ auf morgen Abend versprochen; — Du siehst also, Stanzerl, es muß sein!“

Constanze seufzte tief auf; aber sie sagte nichts mehr .... es „mußte“ ja sein. Wie schön und gemüthlich aber hätte Amadeus die Cantate diesen Abend nach dem Nachtessen componiren können, wenn er .... früher nach Hause gekommen wäre. Und doch — so gut war Constanze — als sie dem Gatten, der Gewohnheit nach, jetzt noch ein Glas Punsch bereitete und es auf seinen Schreibtisch stellte,

dachte sie: „Es ist eben Mozart, — der geniale Künstler; der Ewige verhüte nur, daß diese Genialität nicht ihm, mir und unseren Kindern zum Fluche werde.“

Und Constanze ging mit schwerem, schwerem Herzen zu Bett, wie seit langer Zeit. Eben wollte sie die Hände zum Gebete falten, — — da tönten herrliche Accorde aus dem Nebenzimmer und Mozart sang mit halblauter Stimme.

„Die ihr des unermeßlichen Weltalls Schöpfer ehrt ....“

Ach! wie drangen diese frommen Laute in ihre Seele; wie lösten sie den Gürtel des Kummers, wie flutheten Thränenströme aus ihren Augen. Sie weinte lange. Endlich versiegten die Thränen, es ward ihr leichter und abermals die Hände zum Gebete faltend, rief sie: „**Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden!**“

Die Zauberflöte.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel, als Mozart den kommenden Morgen erwachte; er hatte ja die ganze Nacht hindurch gearbeitet und sich erst mit Tagesanbruch unausgekleidet auf sein Bett geworfen. Glücklicherweise war auch Frau Mozart heute länger wie gewöhnlich liegen geblieben; denn sonst wäre wohl Amadeus schwerlich einer Strafpredigt über diesen übertriebenen Fleiß und das kurze Ruhen in den Kleidern entgangen.

Es ist war, er fühlte sich in Folge des starken Weines und Punsches den er gestern Abend in ziemlichem Maße getrunken, und der Arbeit, die er die Nacht vollendet, unbehaglich und matt. Die frühere Kraft und Elasticität des Körpers war eben nicht mehr vorhanden. Es fröstelte ihn, trotz der wundervoll behaglichen Wärme, die die Julisonne über die Erde breitete; sein Kopf schmerzte ihn, sein Geist war

gedrückt und wie von Nebeln umhüllt. Aber das alles wäre leicht zu ertragen gewesen, wenn ihn nicht auch noch sein moralisches „Ich“ gepeinigt hätte. Vierzehn Gulden hatte ihn der gestrige Abend im Wirthshaus — sieben Gulden die Bonbonière gekostet, machte zusammen einundzwanzig Gulden — und — das war gerade der Rest seiner Kasse.

Es war nun zwar heute glücklicherweise der erste Juli, so daß er bei manchen seiner Schüler und Schülerinnen auf den Eingang des monatlichen Stundengeldes hoffen durfte; — aber er mußte auch darauf gefaßt sein, daß seine Frau ihm heute, als am ersten des Monats, Haushaltungsgeld abfordern werde, und dann — und das war das Schlimmste — sollte heute auch ein kleiner Wechsel von fünfzig Gulden eingelöst werden, — ein Wechsel, den er schon dreimal zurückgewiesen und für ganz bestimmt auf heute zu zahlen versprochen hatte.

Amadeus rieb sich die Stirne, die ihn ohnehin schmerzte, fast wund; — vergeblich! — es wollte kein rettender Gedanke kommen. Er dachte daran irgend etwas zu verpfänden oder zu versetzen; aber es war ja von den alten Kleinodien längst nichts mehr da. Er besann sich auf einen Freund, dem er eine kleine Summe entlehnen könne, bis ihm wieder etwas eingegangen; — umsonst! — er war den meisten schon verpflichtet und konnte diese Verpflichtungen nicht halten.

Und konnte nicht jeden Augenblick Constanze — jede Minute der Nachbar Krämer mit dem Wechsel kommen?

Wolfgang sprang mit einem unaussprechlichen Gefühle von Mißbehagen von dem Stuhle empor, auf den er sich eben niedergelassen. Was ihn genirte, war nur eine Kleinigkeit; aber gerade weil ihn solche elende Kleinigkeiten genirten und geniren konnten, war er außer sich. Er vermochte nicht ruhig sitzen zu bleiben, — er mochte und konnte nicht frühstücken, — er war auch unfähig, irgend etwas anderes zu denken! Aber das Peinlichste und Bitterste für ihn war doch das Bewußtsein, daß seine Frau recht gehabt habe, wenn sie ihn diese Nacht ob seines entsetzlichen Leichtsinns und seiner Schwäche getadelt! Die einundzwanzig Gulden hätten immer als Abschlagszahlung dienen können und dann gewiß den Krämer beruhigt.

Was hatte er nun durch den heiteren Abend von gestern gewonnen? . . . . Unwohlsein, Mißvergnügen an sich selbst und — einen Haufen neuer Sorgen.

Wolfgang trat an das offene Fenster; — die Luft wehte ihn warm und balsamisch an, — der Himmel erglänzte im reinsten Blau, — die Schwalben schossen munter schreiend an ihm vorüber — — alles, alles rief ihn hinaus zu frohem, freudigem Leben — — im Herzen regte sich der Drang melodisch mit einzugreifen in den Jubel des Weltalls . . . . und er konnte nicht folgen! . . . die Sorgen zerdrückten ihm fast das Herz, — nagten an seinem Gehirn — und dann — — in einer Stunde mußte er ja auch den Frohndienst des „Stundengebens“ beginnen, — umsomehr beginnen,

als ohne das Geld, was er heute einzunehmen hatte, der eigene Heerd nicht mehr rauchen konnte.

Wolfgang preßte bei diesem Gedanken beide Hände fest und krampfhaft auf die Brust. Er sprach nichts, aber er fühlte wie in seinem Inneren der Genius mit Ingrimm die Flügel schlug, die dies erbärmliche Leben mit seinen jammervollen Verhältnissen fest gepackt hatte und in den Staub drückte. Er hätte zum Himmel aufschreien mögen, daß es alle Welt gehört: „Da schaut mich — Welten der Töne, der Harmonien in meiner Brust — das Bewußtsein im Herzen, das Größte leisten zu können, und an die erbärmlichste Alltäglichkeit und ihre Trivialitäten geschmiedet, wie Prometheus an den Felsen!“

Plötzlich strömte es ihm siedend heiß nach dem Herzen, — dann nach der Brust und nach dem Halse — er mußte ausspeien — — — es war Blut, viel Blut!

Schwindelnd, bleich, erschöpft und kalten Schweiß auf der Stirne wankte Amadeus nach seinem Stuhle. Er war sichtlich selbst erschrocken und schwieg lange Zeit. Das Haupt sank auf die Brust und tiefe Trauer lagerte sich auf seinen Zügen.

„So hat meine Ahnung also doch recht!“ — murmelte er endlich düster vor sich hin — „ich werde bald sterben, — früh sterben — — sterben ohne die großen, göttlichen Ideen verwirklicht zu haben, die in meinem Innern ruhen. Ja, ja! — der Tod hat eben bei mir angeklopft, wie der steinerne Gast — — bald wird er zum zweiten und — —

zum drittenmal klopfen — — und ich werde hingehen und ihm öffnen müssen!"

Und Wolfgang verstummte und verfiel in ein langes tiefes Schweigen; sein Geist aber gedachte seiner Gattin und seiner Kinder und heiße Thränen liefen über seine Wangen.

Da ließ sich ein Geräusch im Hause hören; — entsetzt fuhr er in die Höhe, trocknete den Schweiß auf seiner Stirne und sich mühsam erhebend und die Blutspuren tilgend, sagte er leise:

„Constanze — — — darf nichts davon wissen — — die Gute würde sich ängstigen."

In demselben Augenblicke öffnete sich die Thüre und — — Schikaneder trat ein.

„Guten Morgen Mozart!" — rief dieser dem Maestro heiter entgegen und sein frisches, geröthetes Gesicht verrieth, daß er gut gefrühstückt habe. Seine Toilette war wie immer fein und untadelhaft, seine Manieren von vornehmer Nachlässigkeit. Da er übrigens bei Mozart wie zu Hause war — Schikaneder war überall zu Hause, wo es gut zu essen und zu trinken gab — warf er Hut, Reitpeitsche und Handschuhe auf den Tisch, ließ sich selbst in einen Sessel gleiten und schlug, während er sich nach Neuigkeiten erkundigte, die Beine gemächlich übereinander.

Aber jetzt erst fielen seine Blicke auf Mozarts bleiches Antlitz, und in der That mußte ihm der Meister sehr leidend erscheinen, denn Schikaneder erschrack und rief unwillkürlich:

„Was ist Ihnen, Mozart? Sie sehen ja heute furchtbar schlecht aus?“

„Bah!“ — entgegnete Mozart, sich zu einem matten Lächeln zwingend — „es ist nichts. Ich habe die Nacht hindurch gearbeitet.“

Schikaneder schüttelte den Kopf:

„Ich begreife Sie nicht!“ — sagte er dann — „wie Sie selbst Ihre Gesundheit so muthwillig untergraben können. Ich schlafe zwar auch die Nächte wenig; aber ich amüsire mich. Das frischt auf, stärkt, gibt Körper und Geist Elasticität, und wenn man dann bis gegen Morgen ausgeruht hat, ist man wie neu geschaffen!“

„Sie haben gut reden!“ — versetzte Mozart trübe — „wenn man, wie Sie, dem Glück in dem Schooße sitzt.....“

„Halt!“ — rief hier Schikaneder. — „Es ist nicht alles Gold was glänzt.“

„Unsinn!“ — fuhr Mozart fort — „man sagt, Sie seien im Begriff auf eigene Rechnung ein neues Theater zu bauen, das an Geschmack, Glanz und Pracht alle übrigen Theater Wiens übertreffen soll.“

„Man sagt!“ — wiederholte Schikaneder und strich sich etwas theatralisch über die sich jetzt plötzlich umwölkende Stirne — „man sagt in der Welt und im Leben gar viel, was nicht wahr ist! .... Aber wissen Sie, Mozart, was man bald von Schikaneder sagen wird?“

„Nun? er sei ein Millionär!“

„Nein!“ — rief jener so laut, daß Amadeus erschrocken zusammenfuhr, und sprang mit wilder Geberde auf: —

„man wird sagen der arme Schikaneder ist wahnsinnig!“

Und der Director des Leopoldstädter Theaters ging mit wildem Ausdruck in den Zügen und gewaltigen Schritten im Zimmer auf und ab.

Wolfgang sah ihm überrascht nach. Er wußte nicht, sollte er dies sonderbare Wesen des Freundes für Scherz oder Ernst halten? Schikaneder war eben noch ganz heiter und leicht gewesen, wie immer, und jetzt . . . . . aber ehe Mozart noch ein Wort sagen konnte, blieb der Director vor ihm stehen und sagte mit stieren Augen und wirklich verzerrten Zügen:

„Mozart! ich scherze nicht . . . ich bin dem Wahnsinn nahe . . . . . ich bin . . . . . . wenn Sie mir nicht helfen, wenn Sie mich nicht retten, verloren . . . .“

„Aber Lieber . . . .“

„Sie glauben es noch nicht.“

„Lassen Sie die tollen Streiche. Ich weiß, daß Sie ein famoser Mieme sind, — — man könnte, weiß Gott, an Ihren Wahnsinn glauben.“

„Nun denn, so glauben Sie immerhin daran, — denn — wenn ich es jetzt noch nicht bin, so kann ich es bis heute Abend sein.“

„Schikaneder!“

„Ein Wort wird Sie davon überzeugen.“

„Und dies Wort?“

„Ich bin — banquerote!“

Aber dies „banquerote“ hatte Schikaneder mit

einem so entsetzlichen Ausdrucke gesagt — mit einem Ausdrucke, in welchem eine solche Verzweiflung, eine solche tödtliche Vernichtung, ein solcher Schmerz lag, daß Mozart jetzt keinen Augenblick mehr an der vollen Wahrheit des Gesagten zweifeln konnte, und doch kam ihm diese Nachricht so ganz unvermuthet, daß er nur das „banquerote?!" leise und gedehnt wiederholen konnte.

„Ja!" — rief Schikaneder und schlug sich mit der Faust vor die Stirne — „banquerote — weil ein falscher Freund, — ein Freund für den ich mein Leben gelassen hätte, — ein Freund, der mir an das Herz gewachsen war, — der mein zweites Ich gewesen, — denn ich selbst zweimal gerettet — — — weil dieser Freund — — — mich um achtzigtausend Gulden, die ich ihm geliehen, betrogen hat."

Und Schikaneder warf sich in den Sessel und hielt beide Hände vor das Gesicht.

Mozart stand sprachlos. Er war von dem, was er hörte und sah, noch immer so überrascht, daß er sich selbst kaum finden konnte. Schikaneder banquerote? Es klang ihm immer noch, als wenn ihm Jemand gesagt hätte: Der Stephansthurm steht draußen vor der Thüre! — Schikaneder banquerote? er, der bis jetzt für ungeheuer reich galt, — der ein fürstliches Haus machte, — der Freund und Genosse von Fürsten und Grafen, — der bewunderte Geschäftsmann — der Stolz der ganzen Wiener Welt!!

Und doch, wenn Amadeus den geknickten Mann da

vor sich sah, der vor Schmerz und Verzweiflung jetzt vor ihm in dem Sessel lag, sprachlos — hülflos — in Todesangst sich windend; — mit einemmale von der Höhe des Glücks herabgestürzt in den Staub — — vielleicht der Schmach und der Schande preisgegeben — — und zwar preisgegeben durch einen treulosen Freund! — — wenn er das bedachte, bebte sein edles Herz und das tiefste Mitleiden erfüllte ihn.

„Und ist denn Alles verloren?“ — frug jetzt Mozart mit bewegter Stimme. — „Sollte es denn gar keine Rettung für Sie mehr geben? Sie haben ja so viele reiche und mächtige Freunde!“

„Ja!“ — sagte Schikaneder leise, indem er die Hände von seinem Gesicht langsam herabgleiten ließ — „es gibt noch ein Mittel der Rettung .... ich habe noch einen Freund, der mir helfen kann; aber auch nur einen einzigen auf Gottesweiter Welt.“

„Und dies Mittel und dieser Freund? ..... darf man sie kennen?“

„Dieser einzige Freund, der mich retten kann, auf den ich meine letzte Hoffnung gebaut habe .... sind Sie!“

„Ich?!“ — rief Mozart überrascht.

„Sie!“

„Das wäre schlimm!“ — seufzte Amadeus, der eigenen Verlegenheit flüchtig gedenkend. — „Lieber, guter Schikaneder — — — ich bin im Augenblick so arm wie eine Kirchenmaus.“

„Nein, Mozart, nein!“ — versetzte aufspringend und

beide Hände auf des Maestro's Schultern legend der Director. — „Sie sind unermeßlich reich, und wenn Sie mir, ihrem alten treuen Freunde und Verehrer, helfen wollen, so können Sie es. Ziehen aber auch Sie sich feig zurück, wie alle Uebrigen, nun so werde ich morgen nach dem Schuldthurm abgeführt werden — — und diese Schmach überlebe ich nicht!"

Und Schikaneder sank abermals, seine Augen bedeckend, in den Sessel zurück.

Mozart war tief erschüttert, während ihn schon der Gedanke: Schikaneder könne glauben, er wolle sich im Unglück feig von ihm zurückziehen, ihn auf das Höchste peinigte.

„Aber Bester!" — sagte er daher mit milder Stimme, indem er sich auf einen Stuhl dicht neben Schikaneder setzte, und — von der innigsten Theilnahme bewegt — dessen Hände ergriff — „auf welche Weise kann ich denn helfen?"

„Auf eine Weise," — entgegnete dieser — „die Sie nichts kostet, die Ihnen Freude macht, Geld einbringt und unsterblichen Ruhm verschafft!"

„Ich begreife Sie nicht!" — versetzte Mozart.

„So will ich es Ihnen sagen!" — rief Schikaneder. — „Ich bin gerettet, wenn Sie mir eine Oper schreiben!"

„Eine Oper?"

„Ja! aber freilich, sie muß ganz im Geschmacke des heutigen Wiener Publikums sein. Sie können dabei den

Kennern und Ihrem Ruhme immer das Ihrige geben; aber — wenn Sie mich — Ihren alten treuen, Ihren besten Freund — dadurch retten wollen, so müssen Sie vorzüglich auch für die unteren Klassen, für die gewöhnlichen Menschen aller Stände sorgen."

„Und das Libretto!"

„Ich will Ihnen für den Text sorgen, die Decorationen schaffen u. s. w. Alles, wie man es jetzt haben will!"

„Aber wie kann Sie eine Oper retten, die noch nicht geschrieben ist?"

„So bald Sie zusagen, ist sie so gut als geschrieben, und für diesen Fall läßt mir mein Banquier das Kapital, das er sonst zurückfordert."

„Gut!" — sagte jetzt Mozart in seiner edlen Weise, ohne sich weiter auch nur einen Augenblick zu bedenken, — „ich will's übernehmen!"

Schikaneder's Züge strahlten; aber nur einen Moment, dann nahmen sie wieder einen gedrückten Ausdruck an und mit beklommener Stimme frug er:

„Und was verlangen Sie zum Honorar?"

Mozart lächelte:

„Sie haben ja nichts!"

Schikaneder zuckte die Achseln.

„Nun" — fuhr Mozart fort — „wir wollen die Sache so machen, damit Ihnen geholfen, und mir doch auch nicht aller Nutzen entzogen werde. Ich gebe Ihnen einzig und allein meine Partitur; geben Sie mir dafür was Sie wollen, aber unter der Bedingung, daß

Sie mir dafür stehen, daß die Partitur nicht abgeschrieben werde. Macht die Oper Aufsehen, so verkaufe ich sie dann an andere Directionen, und das soll meine Bezahlung sein!" *)

„Mozart!" — rief hier Schikaneder entzückt, indem er dem Maestro um den Hals fiel und ihn zärtlich an sich zog: — „Sie sind der edelste, der beste, der nobelste Mensch, den die Erde trägt. Sie sind ein Bruder" — und hier küßte er ihn und drückte ihm auf Maurer-Weise die Hand — „wie ich noch keinen getroffen!"

„Lassen wir das" — sagte Mozart bescheiden abwehrend. — „Gebe nur Gott, daß Ihnen damit geholfen sei!"

„Es ist mir damit geholfen."

„Und die Bedingungen?"

„Bei Ehr und Seligkeit ich halte sie treu. Verlassen Sie sich auf mich und die Betheurung unverbrüchlichen Einhaltens!"

„Aber" — sagte jetzt Mozart — „Sie haben mir ja noch nicht einmal den Titel der neuen Oper gesagt?"

„Ja!" — rief Schikaneder lachend und jetzt wieder ganz heiter, als ob nicht das Geringste vorgefallen sei — „ich denke sie wird „die Zauberflöte" heißen. Weiter weiß ich eigentlich noch nichts von ihr. Aber — — ich habe tolle Ideen im Kopf. Es soll so was ganz Neues, noch gar nicht Dagewesenes werden ..... so recht für die

*) Mozart's eigene Worte. Der ganze Verlauf dieser Scene ist geschichtlich. Nissen: S. 549. Oulibicheff: I. Theil. Seite 259. Jahn: III.

Massen! Löwen kommen jedenfalls darin vor, auch Tiger, Affen, Schlangen, und dann — — unter uns gesagt — ich werde einiges aus der Freimaurerei dazu stehlen. Ein Gespräch mit Fürst Lichnowsky hat mich auf den Gedanken gebracht. Das wird, durch das Geheimnißvolle, ungeheuer ziehen. Bedenken Sie nur, die heiligen Hallen — Wasser- und Feuerprobe . . . . ."

„Sie werden doch Ihren Schwur nicht brechen und etwas verrathen?"

„Bah!" — rief Schikaneder lachend — „wir streifen nur so daran hin, um die Neugierde zu wecken. Priesterchöre, herrliche Priesterchöre gibt es auch — und Zauberei dabei — ich habe sogar eine verflucht pfiffige Idee.... ich werde einen Vogelmenschen hinein bringen."

„Und die leitende Idee?"

„Ist mir noch unklar. Jedenfalls der Sieg treuer Liebe, unverzagter Tugend. Aber!" — rief jetzt Schikaneder, indem er Hut, Reitpeitsche und Handschuhe nahm, und sein Gesicht strahlte, seine Augen funkelten in der alten Lebenslust — „aber genug davon. In acht Tagen spätestens haben Sie den Text. Und jetzt Mozart, kommen Sie, wir müssen unsere Uebereinkunft mit einem feinen Déjeûner besiegeln."

„Ich kann nicht!" — sagte Mozart.

„Warum nicht?"

„Meine Unterrichtsstunden."

„Zum Teufel mit der Schulmeisterei für einen so großen und berühmten Mann!" — rief Schikaneder. —

„Lassen Sie die Laffen heute einmal warten. Sie sehen ohnedem gottserbärmlich aus. Kommen Sie, stärken Sie sich. — Mozart! Mozart! — eine neue Oper! — die Welt wird aufjauchzen, wenn sie hört: Mozart schreibt eine neue Oper und Schikaneder liefert das Libretto! —

„Ich kann, ich darf nicht!“

„Wir müssen die Sache näher besprechen. Lassen Sie heute das dumme Stundengeben, wo es ein neues großes Kunstwerk vorzubereiten gilt.“

„Ja!“ — sagte Mozart jetzt, und seine Augen flammten begeistert auf — „ein Kunstwerk soll es geben. Ich setzte mein Leben daran. — Ach! es ist mir wie Himmelsbalsam und Erlösung aus langer trüber Nacht, wenn ich denke: wieder eine Oper schreiben zu können! . . . Freund! ich lechze nach einer solchen Arbeit, wie der Hirsch nach der Quelle. O lassen Sie mich nicht lange auf das Buch warten, denn jetzt höre und sehe ich nichts mehr, als die neue Oper!“

Und in Gedanken schon ganz bei dem neuen Werke, vergaß er alles Andere, warf rasch den Schlafrock ab, schlüpfte in seine Kleider und folgte Schikaneder.

———

Die Schatten des Todes.

Mozart saß in seinem Arbeitszimmer und neben ihm stand sein intimster und liebster Freund, Abt Stadler, eine edle Gestalt, in das einfache Kleid der Kirche gehüllt.*)

Beide sahen eben das Textbuch „der Zauberflöte“ — der neuen Schikaneder'schen Oper durch, das der

*) Abt Maximilian Stadler, geb. 1748 zu Melk, ausgezeichneter Orgelvirtuose und Kirchen-Componist. Er war acht Jahre älter als Mozart, kannte diesen von Kindesbeinen an, und war, bis zu Mozart's Tode, einer seiner innigsten Freunde und leidenschaftlichsten Verehrer; auch war er ein Freund Haydn's und Albrechtsberger's, welche vier Menschen ein Band umschloß, das sich auf die edelste Zuneigung und die herrlichsten Talente gründete. Hervorzuheben unter Stadtler's Werken sind: das bewunderungswürdige Oratorium: „Die Befreiung Jerusalems,“ — ein großes Requiem, Klopstock's „Frühlingsfeier,“ „Psalmen“ u. s. w. C. Gollmick: Handlexicon der Tonkunst.

Director vor einer Stunde dem Maestro überbracht hatte. Aber Mozart und Stadler schüttelten einmal über das anderemal bei dem Durchlesen des Librettos den Kopf.

Endlich rief Amadeus halb scherzend halb ärgerlich:

„Das wird eine saubere Arbeit geben; da muß ich nun doch einmal auch die langen Ohren kitzeln!"

„Nein, Freund!" — fiel Stadler ein — „solchen Unsinn darf ein Mozart, durch die große und herrliche Gabe, die ihm Gott verliehen, nicht unsterblich machen. Wirf das Buch weg, es ist deiner unwürdig!"

„Lieber, bester Freund!" — entgegnete Wolfgang — „du vergißt, daß ich mein Wort gegeben habe, eine Oper nach dem Zeitgeschmack und für das allgemeine Publikum zu schreiben."

„Und wie konntest du dies thun! das ist doch schnur gerade Deiner Natur entgegen!"

Mozart legte sich auf seinem Stuhle zurück, sah mit seinem offenen edlen Gesichte den Abt lächelnd an sagte:

„Maxerl! deine Natur ist auch nicht, im Wasser zu leben; wenn du aber einen Menschen in einen Fluß stürzen und hier mit dem Tode des Ertrinkens ringen siehst, und du kannst ihn retten .... wirst du dich da bedenken in das Wasser zu springen, weil das Wasser dein Element nicht ist?"

„Nein!" — sagte der Abt beschämt. — „Du hast Recht. Wenn nur dieser Mensch das Opfer würdig wäre, das du ihm bringst."

„Wirst du in dem eben von mir angeführten Falle des

Ertrinkenden, wenn er um Hülfe ruft, dich erst bei den Umstehenden befragen, ob der Untergehende auch eines Rettungsversuches würdig ist?"

„Edle Seele!" — versetzte der Abt — „ich muß schon schweigen."

„Muth wird's freilich kosten!" — meinte Amadeus. — „Da kann ich einmal vor allen Dingen in die Flöte blasen, um ein Dutzend Vierfüßler in Bewegung zu setzen; — dann Mohren, denen es gar nicht darum zu thun ist, nach den Tönen eines Glockenspiels tanzen lassen; und hier soll nun gar ein Vogel-Mensch und sein Weibchen ein großes Duett auf die Silben pa, pa, pa, pa. pa, pa, und immer pa singen. Das dich und der Teufel! . . . . aber ich sehe schon, da ich — des gegebenen Wortes Willen — nun einmal nicht anders kann, so muß der Humor herbei. Die Trivialität trägt ja doch überall den Sieg davon, warum soll ich nicht endlich einmal durch die Behandlung eines recht trivialen Stoffes nationalen Ruhm erlangen, was alle meine edleren Schöpfungen nicht zu Wege gebracht. Es lebe Wien und das Wiener Publikum! Ich werde all' den Unsinn componiren, mich selbst darüber auslachen, und — — doch etwas Großartiges schaffen!"

„Du wirst bitter!"

„Nein, das ist ja gerade der Humor bei der Sache. Uebrigens hat mir ja Schikaneder gnädigst erlaubt, daß ich auch den Kennern das Ihrige geben darf. — Freundchen, davon werden wir Gebrauch machen."

Abt Stadler ging mit langsamen Schritten aber mit ärgerlicher Miene im Zimmer auf und ab.

„Weißt du“ — sagte er endlich zum Freunde gewandt — „wie mir dies Libretto vorkommt?“

„Nun?“

„Wie das Produkt eines kranken Gehirns, — eines Gehirns, das wohl nie gesund war.“

„Das laß gut sein! Schikaneder's Speculationen sprechen gewaltig für das Gegentheil.“

„Ein vorübergehendes Delirium eines Menschen hätte wohl vielleicht auch so etwas Excentrisches, aber nie so etwas Flaches hervorgebracht. Man denke sich eine Fabel, die wie ein ungeordneter Traum zusammengestellt ist, ohne Andeutung weder des Ortes noch des Zeitraums, in welchem die Handlung vorgeht; Personen ohne Charakter und ohne Nationalität; Scenen, die nur durch ihre Veränderungen auf der Bühne unter sich ein Band bilden; Wunder, welche nur das Auge sieht, die aber keine Wurzeln, weder in einem bestehenden, noch in einem erloschenen Glauben haben!“

„Und bietet das nicht Alles der Phantasie der Menge reichen Stoff der Bewunderung!“ — rief hier Mozart ironisch. — „Und die Poesie in der Form, und der Schwung des Dialogs! . . .“

„Gewiß!“ — versetzte Stadler auf den angeschlagenen Ton eingehend — „und Verse, welche den Devisen der Zuckebäcker entlehnt zu sein scheinen!“

„Und“ — sagte jetzt, plötzlich ernster werdend, Mo-

zart — „ist denn das nicht leider, leider, der Zeitgeschmack! Besteht der ganze Wust der neuen beliebten Kassenstücke nicht aus lauter analogen Elementen?“ *)

Beide schwiegen einen Moment. Mozart blätterte weiter.

„Indessen“ — hub endlich Amadeus wieder an — „was hilft uns all' das philosophiren. Ich habe zugesagt, um den armen Teufel zu retten, und — die Wiener verdauen eben keine Oper, wenn sie nicht gut Wienerisch ist. Darin hat Schikaneder sicher wieder den Nagel auf den Kopf getroffen. Außerdem freut er sich ganz kindisch auf den Papageno.“

„Den er wohl selbst gibt?“

„Versteht sich!“

„Gut gewählt!“ — meinte Stadler. — „Da spielt er auch sich selbst.“

„Wie so?“ — frug Wolfgang.

„Ei nun, mein Bester, der Vogelfänger muß mit Geschicklichkeit seinen Vogelleim und seine Schlingen zu legen verstehen; denn, wenn er keinen Vogel fängt, so muß er vor Hunger sterben.“

„Geht das auf mich?“ — frug hier Mozart lachend.

„Ohne böse Beziehung, ja! Deine unendliche Herzensgüte hat dich in's Garn gelockt. — Wenn ich nur einen leitenden Gedanken in dem Ding fände.“

---

*) Ausführliche Beurtheilung der „Zauberflöte“. Oulibicheff III. 398 bis 450. Jahn: Thl. IV.

„Nun!“ — sagte Wolfgang — „man sieht, daß du, Mann der Kirche, in Sarastro's heiligen Hallen nicht zu Hause bist. Der Gedanke des Dichters ....“

„Ich bitte dich, Freund!“ — rief der Abt hier — „entweihe den Namen Dichter nicht!“

„Nun“ — fuhr jener heiter fort — „der Gedanke des Librettomachers ...“

„So ist's recht!“

„Ist die Apotheose des Freimaurerordens: symbolisch: der Kampf der Weisheit gegen die Thorheit, der Tugend gegen das Laster, des Lichtes gegen die Finsterniß!“

„Tausend!“ — rief Stadler lachend — „und die Finsterniß ist wohl repräsentirt durch die Königin der Nacht, ihre drei Damen und den schwarzen Monostatos?“

„Spotte nur!“ — sagte jetzt Mozart — „die Königin der Nacht wird meine Schwägerin Hofer singen. Du weißt, welch' eminente Stimmmittel sie besitzt. Ich werde ihr Bravour-Arien geben, in welchen sie, vermittelst ihres hohen F, das sie so rein und schön hat, in der That zu den Sternen steigt. Und die Priesterchöre ....“

Mozart verstummte hier plötzlich. Abt Stadler hielt in seinem Auf- und Abgehen inne und sah sich nach ihm um. Der Maestro hatte sich verändert. Sein Gesicht war mit einemmale bleich geworden und der Ausdruck der Heiterkeit war jenem tiefer Trauer gewichen. Mozart hatte wieder eine jener Blutaufwallungen verspürt; aber er sagte nichts davon.

Stadler wußte sich diese sonderbare Veränderung nicht zu erklären; er wiederholte also nur: — „Nun, die Priesterchöre?"

Mozart antwortete nicht; aber er schloß, in tiefe Gedanken versunken, das Buch, — legte es bei Seite und murmelte nur:

„Wir wandeln durch des Tones Macht,
Froh durch des Todes düstre Nacht." *)

Stadler konnte nicht begreifen, was das heißen sollte, obwohl er in der letzten Zeit schon öfter ähnliche Auftritte mit Mozart gehabt hatte. Dieser suchte sich dann gewöhnlich auf irgend eine Weise zurückzuziehen, um sich Stunden lang einzuschließen und im trüben Schweigen über irgend etwas zu brüten. Auch Constanze, die diese Erscheinungen, wie ganz natürlich, sehr beunruhigten, hatte schon mit dem Abte darüber gesprochen und dieser seine Zusage zur Erforschung der Sache gegeben. Er hielt daher jetzt den Moment günstig, und als Mozart sich schweigend an das Fenster setzte und trübe und melancholisch hinaussah, in der augenscheinlichen Erwartung, der Freund werde gehen, blieb er: — ja er nahm einen Stuhl, setzte sich neben Wolfgang, legte seine Hand auf die des Freundes und sagte sanft:

„Alter! was hast du? — Warum plötzlich diese auffallende Aenderung in deiner Stimmung?"

Mozart schwieg.

*) Zauberflöte: Finale des zweiten Actes.

„Ist es ein Kummer, der dich drückt? fühlst du dich unwohl?“ — fuhr der Freund milde fort. — „Wir kennen uns seit Kindesbeinen, — wir achten und lieben uns, — wir haben schon so viel miteinander getragen, — uns so-viel gegenseitig vertraut, daß ich wohl zu meinen Fragen, als dein innigster und treuster Freund, berechtigt bin.“

„Es ist nichts!“ — sagte Mozart jetzt, dem Freunde die Hand drückend. — „Eine trübe Stimmung, die in der Einsamkeit am besten vorübergeht, — sonst nichts!“

„Nein!“ — versetzte der Abt bestimmt. — „Eine trübe Stimmung hat bei jedem vernünftigen Menschen auch einen vernünftigen Grund. Laß mich den kennen, Freund.“

Mozart schwieg abermals.

„Nun“ — sagte Stadler ruhig aufstehend und den Stuhl, auf dem er gesessen, zurückstellend. — „Ich will mich nicht in dein Vertrauen drängen; ich will dich auch nicht stören Alter; aber da es, wie du siehst, eben zu regnen anfängt, erlaubst du mir wohl noch ein paar Minuten zu bleiben.“

„Bleibe nur“ — sagte Mozart trübe lächelnd — „wer kann ohnedem wissen, wie lange wir noch zusammenbleiben.“

Stadler that, als ob er die letzten Worte nicht gehört. Er setzte sich an Mozart's Instrument und blätterte in den Noten.

Tiefe Stille trat ein. Mit einemmale erklangen von dem Claviere her Accorde, als ob die Engel im Himmel ein Loblied auf den Ewigen sängen: so milde, so sanft, so unendlich süß, so kindlich fromm, so hingegeben, daß selbst

Mozart's Seele leise erbebte. Es war sein eigenes, herrliches Ave verum, das der Abt mit Meisterschaft spielte.

Und: „Ave verum“ hauchten die Zauberklänge:

„Ave verum corpus natum
De Maria virgine,
Vere passum immolatum
In cruce pro homine.
Cajus latus perforatum
Unda fluxit et sanguine.
Esto nobis praegustatum
In mortis examine.“

„Ja!“ — lispelte Mozart, unter dem sanften Verhauchen der Töne — „sei unser Trost in der Stunde des Todes!“ Aber das Eis, das noch eben seine Seele umfangen, war geschmolzen. Er stand auf, ging zum Freunde und sagte, mit der ihm sonst immer eignen Herzensgüte, die jetzt nur noch die trübe Stimmung umflorte:

„Treue Seele! Du sollst mein Geheimniß wissen; — aber Du mußt mir schwören, gegen Constanze zu schweigen.“

„Warum?“ — frug der Abt — „ist sie nicht dein treues Weib, das jeden Kummer, jede Sorge freudig mit dir trägt?“

„Eben deshalb!“ — sagte Mozart — „sie hat wahrhaftig genug zu tragen. Sie liebt mich so innig, so zärtlich, — sie ist so besorgt um mich, daß ich um keinen Preis der Welt eine neue schwere Sorge auf ihr Herz wälzen möchte. Lieber soll dies unselige Geheimniß ewig in meiner Brust verschlossen bleiben.“

„Gut!" — entgegnete Stadler. — „Du willst es so, so mag es sein. Ich gebe dir mein Wort, gegen Constanze über das zu schweigen, was du mir, als dem treuesten Freunde, jetzt anvertrauen wirst."

„So wisse denn, daß ich bald sterben werde."

„Amadeus! welche Idee!"

„Ich trage die Gewißheit in mir."

„Aber ich bitte dich, wie kommst du darauf?"

„Ich bin vergiftet!" *)

Der Abt stieß einen leisen Schrei aus.

„Ja! — wiederholte Mozart mit dem Ausdruck tiefster Ueberzeugung — „ich bin vergiftet!"

„Aber" — sagte Stadler jetzt — „lieber, alter Freund, nimm mir's nicht übel, wie kannst du dir solchen Unsinn in den Kopf setzen!"

„Es ist kein Unsinn."

„So gib mir vernünftige Gründe dafür an."

„Ich spüre es! Ich weiß es!"

Es entstand eine längere Pause. Endlich hob der Abt wieder an:

„Mozart!"

„Und?"

„Weißt du, was es heißt: Jemanden vergiften?"

„Ja, ich weiß es: es heißt einen Mord begehen."

„Und wagt Mozart, der edelste und beste der Men-

---

*) Mozart glaubte in der That in der letzten Zeit seines Lebens, er sei vergiftet.

schen, irgend einen seiner Brüder, seiner Mitmenschen, dieses Verbrechens anzuklagen?"

„Nein! Ich weiß woher das Gift kommt; aber meine Lippen werden diese Ueberzeugung nie aussprechen. Doch genug davon. Ich habe dir nun, als dem Freunde meiner Seele, mein tiefstes Geheimniß mitgetheilt. — Du weißt nun, warum ich manchmal plötzlich so trübe, so schwermüthig werde; die kalte Hand des Todes hat mir dann an das Herz gegriffen, daß das lebensfrohe Blut mit Entsetzen aufzischt und im Schreck sich nach dem Kopfe drängt! — — — Dann weiß ich, meine Stunden sind gezählt, und der Schmerz, mein liebes, gutes Weib, meine armen Kinder in Noth und Sorgen zurückzulassen, schnürt mir die Seele zu. Ich selbst — fürchte den Tod nicht; es ruft mir, wie Tamino zu:

„Wenn er des Todes Schrecken überwinden kann,
Schwingt er sich von der Erde himmelan."

„Ich habe außerdem gethan, was ich konnte, und wenn mein letzter Athemzug verhaucht, ja wenn mein Körper längst in Staub und Asche zerfallen ist, dann — dies selige Bewußtsein trage ich in mir — dann werden meine Tonschöpfungen noch über die Erde wallen, und Tausende werden sich daran erfreuen, begeistern, erheben!"

Er schwieg, aber ein paar große Thränen funkelten in seinen Augen. Stadler biß die Zähne auf die Lippen, um seinen Schmerz nicht zu verrathen, aber in seinem Inneren schrie es auf: und das ist das Schicksal eines Mozart!

So ganz wunderbar aber war dieser außergewöhnliche Mann organisirt, daß, als nach einer halben Stunde, die er an seinem Instrumente in den herrlichsten Phantasien zugebracht, sein lieber Schüler Süßmayer und seine Freunde Albrechtsberger und Schack eintraten, keine Spur der trüben Stimmung mehr in ihm war. Sie war in der That mehr auf Stadler übergegangen und Mozart scherzte mit den Ebenangekommenen aufs Neue — über den Text der Zauberflöte.

„Es war ein herzig's Veilchen."

Mozart machte sich nun mit allem Fleiße an die Composition der „Zauberflöte." Es war ihm dabei wirklich zu Muthe, wie dem gehetzten Hirsche, der nach der Quelle dürstet. Seit längerer Zeit — ja seit dem „Don Juan" — hatte er kein großartiges Werk mit Liebe und Lust componirt; denn „Cosi fan tutte" war ja ein Kind der Noth gewesen, an dem er nie besondere Freude gehabt. Aber er ward auch durch diese, seinem Genius entsprechende Beschäftigung wieder wohlthätig angeregt und aufgefrischt, so daß sich nach und nach die alte Heiterkeit und Lebenslust wieder einstellte.

Kam er dabei mit seinen Freunden und Vertrauten auf den unsinnigen Text zu sprechen, so war er der Erste, der sich über seine eigenen so unterlegten Compositionen lustig machte, und fast krank über diese Tollheiten lachen wollte.

Freilich hatte er dabei mit Schikaneder und dessen Anforderungen einen schweren Stand, — ja — fast konnte man sagen einen unausgesetzten Kampf. Denn Mozart wollte immer hinauf in die lichterfüllten Höhen der Classicität, — Schikaneder dagegen wollte immer herunter, in das Gebiet des trivialen Zeitgeschmackes. Und dennoch blieb Amadeus fast durchweg keine andere Wahl übrig als nachzugeben, weil er sonst zu befürchten gehabt hätte, daß Schikaneder, — wie es einmal seine abscheuliche Art war — die herrliche Composition durch Einflicken von Stücken nach seinem, Schikaneders, Geschmack verdorben hätte.

Die Geduld und Nachgiebigkeit Mozarts war dabei bewundernswerth; — änderte er doch das Duett: „Bei Männern, welche Liebe fühlen," fünfmal um, bis es Schikaneder recht war. *)

Und doch! welch' wunderherrliches Tongebilde entstand wieder in „der Zauberflöte" unter seinen Händen: — fast sieben Jahrzehnte sind seitdem verstrichen, — ungeheuere Reiche kamen und gingen, — Throne bauten sich auf und stürzten donnernd zusammen, — zahllose Opern anderer Componisten tauchten auf und verschwanden spurlos, oder klingen jetzt nur noch wie Echo's alter Zeiten — — Mozarts Werke, und mit ihnen seine herrliche „Zauberflöte," leben noch, entzücken noch die ganze Welt!

Aber — welcher Schwung auch in dieser Musik, welche

*) Nissen: S. 551. Oulibicheff. III. Thl. S. 422.

Tiefe und doch auch wieder welche Einfachheit und Wahrheit. Welche objective Dichtung und Darstellungskraft!

Diese Töne zeichnen; sie geben Farbe, man hört und sieht zugleich, was und von wem es geschieht; sie sind verwachsen mit den Situationen und den Charakteren.

Liegt nicht in dem Gesange Sarastros und in den wundervoll herrlichen Chören der Priester — in musikalischer Beziehung — die Sprache der tiefsten, von aller Leidenschaft gereinigten Weisheit? Hört diese Musik ohne Worte: es liegt eine Welt hohen, stillen geruhigten Lebens in ihr! — —

Hört die Königin der Nacht — zur Hälfte schon im Gesange ihrer verschleierten Damen gezeichnet — welche Pracht, welche Macht, welche Hoheit, und doch wieder wie ganz Weib: lockend gegen den Jüngling, den sie zu gewinnen strebt, und mit dem Flittergolde weiblicher Eitelkeit übergossen; aber von Rache glühend und von allen finsteren Leidenschaften durchtobt, wenn es die geraubte Tochter, — wenn es den verhaßten Feind gilt. Nur eine bis auf das Aeußerste gereizte Mutter, nur eine sternflammende Königin kann so singen!

Und wie zart und edel — in musikalischer Beziehung — ist die Liebe Tamino's gezeichnet — wie fest und männlich, sein Charakter in den Prüfungen. Welch ein wirklicher Zauber in der Arie: „dies Bildniß ist bezaubernd schön!“ Unstreitig: sie steht einzig in ihrer Art da!

Und wenden wir uns nun zu Pamina: weht uns nicht der Hauch der holdesten Unschuld und Hingebung aus den

Tönen, die sie zeichnen, entgegen? — Ist nicht die ganze lebenslustige Sinnlichkeit des Vogelfängers frisch und heiter in seinen Melodien wiedergegeben? Und wem passen wohl noch sonst jene zarten duftigen Gesänge der Genien an, als diesen ätherischen Wesen? Mögen ihre Theaterflügel ihnen noch so plump angeheftet sein: man hört es, wie leicht sie der Zephyr trägt, und daß sie Kinder eines Zauberlandes sind. Endlich! welch' magisches Farbenlicht, welcher zarte Duft über dem Ganzen, der uns berauscht, bezaubert, in eine mährchenhafte Welt versetzt! — — —

Und wie stand es jetzt mit dem Componisten dieses Meisterwerkes und Schikaneder?

Der hochgebietende Herr Director des Leopoldstädter Theaters saß eben, in einen kostbaren seidenen Schlafrock gehüllt, auf einem mit karmoisinrother Seide überzogenen, weich gepolsterten Sessel. Vor ihm stand ein Marmortischchen mit vergoldetem Fuße, das feine Frühstücksgeschirr mit köstlich duftender Chocolade tragend, während sich neben ihm sein Factotum, der würdige Hausmeister Chigot, in ehrerbietiger Stellung aufgepflanzt hatte. Beide befanden sich jetzt in dem Morning-room seiner Herrlichkeit. Und welchen raffinirten Luxus verrieth dies Frühstückzimmer! Trotz der heißen Jahreszeit bedeckte den Fußboden ein feiner türkischer Teppich, den Chigot — freilich nicht mehr neu — dem Hausmeister des gewaltigen Souwarow, auf die pfiffigste Weise von der Welt, billig abgeschwindelt hatte. Schikaneder hielt viel auf ihn, denn er war ein Stück der Beute Souwarow's bei der Erstürmung von

Ismail, die den Türken bekannterweise 33,000 Mann gekostet hatte. Fremden machte er und sein sauberes Factotum dabei vor: der Teppich sei ein Ehrengeschenk jenes berühmten russischen Feldherrn. Aber dieser Teppich war nicht der einzige Schmuck dieses Zimmers. An den Seiten standen schwellende Divans, dem Sessel entsprechend, mit karmoisinrother Seide überzogen. Die Fenster umschatteten Vorhänge von gleichem Stoff und gleicher Farbe. Kupferstiche, meist üppige Scenen darstellend, die der griechischen Götterlehre entlehnt waren, hoben sich in ihren breiten vergoldeten Rahmen schön von der silbergrauen Tapete ab. Dazwischen prangten, zu beiden Seiten eines großen Spiegels, Consols mit kleinen sehr hübschen Marmorstatuen, während den Hauptschmuck des Zimmers ein kostbares, mit reichen Schnitzereien bedecktes Pianoforte, nach der neuesten Verbesserung, ausmachte. Ein halboffener Schrank, in vieux laque mit Perlenmutter eingelegt, zeigte Bücher, Partituren und Notenstöße in Menge.

In diesem Zimmer nun, gemächlich in den schwellenden Sessel zurückgelegt, verzehrte Schikaneder jetzt sein Frühstück. Aber er erwartete hier auch Jemand — und das war Mozart.

Mozart sollte nämlich kommen, um dem Director des Leopoldstädter Theaters vorzuspielen und vorzusingen, was er Neues an „der Zauberflöte“ componirt, da Schikaneder keine Piece ohne seine specielle Censur durchgehen ließ. Freilich war dies Verhältniß ein höchst eigenthümliches, da Schikaneder ursprünglich der bittende

Theil gewesen war, und nur die Großmuth Mozarts ihn aus dem größten Mißgeschick — von Banquerott und Schuldthurm — gerettet hatte. Hier aber ging es, wie fast immer in der Welt, wenn wahres Verdienst, gepaart mit Bescheidenheit und Herzensgüte, und kecke Weltklugheit miteinander contrahiren. Die Weltklugheit wird dann gewiß jedesmal in ihrem kecken Selbstbewußtsein dem Verdienste den Fuß auf den Nacken setzen, dieses und die Welt blenden — und — den Vortheil der Verbindung allein einstreichen.

Schikaneder dachte nicht im Entferntesten daran, Mozart, von dem er doch wußte, in welch' gedrückten Verhältnissen er lebe, auch nur einen Heller für die Oper zu geben, die dieser aus Mitleid eben für ihn schrieb. Dennoch gebärdete er sich, als habe er, aus großer Gefälligkeit in Gnaden geruht, Mozart zu erlauben, eine Oper für sein Theater zu schreiben und diese Oper im Voraus reichlich bezahlt. Leichthin bestellte er den vielbeschäftigten, großen Maestro zu sich, die neuen Compositionen seiner Prüfung vorzulegen: — empfing ihn behaglich in Schlafrock und Pantoffeln, nachlässig in die Kissen seines Fauteuils gelehnt, wie ein Minister einen seiner Unterbeamten, — und behandelte dann auch noch die herrlichsten Schöpfungen des Genies, wie schülerhafte Versuche eines Anfängers.

Aber Schikaneder wußte recht wohl, daß er auch nur durch solche Insolence durchkommen, Mozart beherrschen und die Welt blenden konnte. Bei ersterem spielte er den vornehmen aber wohlwollenden Freund und Gönner —

denn nur nach seiner Anweisung konnte aus der Oper etwas werden; — letzterer gegenüber nahm er Ton und Maske des überreichen Günstlings des Glückes an, und, Schikaneder war Schauspieler genug, beide Rollen mit Meisterschaft durchzuführen. Nur ein Mensch auf Erden durchschaute ihn ganz und kannte die bis zur äußersten Spitze getriebene verzweifelte Lage seines Herrn — und das war Chigot, aber von Chigot war nichts zu fürchten, denn Schikaneder war ja sein Abgott. Es herrschte daher zwischen beiden auch gar kein Geheimniß, obgleich es der pfiffige Schikaneder nie zu jener Brüderlichkeit kommen ließ, die sonst gewöhnlich im Geheimen vornehme und gemeine Menschen verbindet, wenn sie gemeinsam ein schlechtes Ziel verfolgen. Der Director blieb Herr, Chigot Knecht.

„Wo nur Mozart heute bleibt!“ — sagte Schikaneder jetzt ungeduldig. — „Ich bestellte ihn auf neun Uhr, und die Pendule zeigt jetzt halb zehn. Mich langweilt das Warten. Ist Niemand im Vorzimmer?“

„O ja!“ — entgegnete Chigot mit devoter Verneigung — „ein sehr nettes Mädchen.“

„Was will sie?“

„Den Herrn Director um Aufnahme in den Chor des Leopoldstädter Theaters bitten.“

„Und sie ist hübsch?“

„Sie ist sogar schön.“

„Laß sie kommen, Chigot!“

Der Hausmeister ging; aber er hatte die Thüre noch nicht erreicht, als ihn sein Herr zurückrief:

„Chigot," — sagte dieser dann — „wir haben erst noch Wichtigeres abzumachen."

„Ew. Gnaden befehlen?"

„Wie steht es mit der Kasse?"

Chigot zuckte die Achseln, aber er lächelte zugleich auch pfiffig dazu, indem er, zu dem Ohre seines Herrn geneigt, flüsterte:

„Schlecht und gut, wie man's nimmt!"

„Erkläre Dich deutlicher!" — befahl der Director.

„Nun, Herr von Schikaneder," — entgegnete der Hausmeister und Kassierer — „ich will ganz deutlich sein. Die Theaterkasse ist leer, wie ein ausgepumpter See. Ich wüßte auch wahrlich nicht, wo Ueberfluß an Geld herkommen sollte? Das Repertoir, das müssen Ew. Gnaden selbst gestehen, ist in der letzten Zeit zum Erschrecken schlecht: — die Einnahmen sind es daher auch, während die enormen Ausgaben des Institutes immer dieselben bleiben."

„Mozart muß und wird helfen!" — rief der Director mit dem Ausdruck größter Zuversicht.

„Ja!" — sagte Chigot — „er wird helfen, denn schon sein Name macht viel zur Sache, und das Stück, das Ew. Gnaden so trefflich entworfen haben, wird ungeheuer ziehen."

„Glaubst Du?"

„Sicher! . . . . aber . . . ."

„Was aber."

„Es muß bald sein, sonst halten wirs nicht aus."

„Das sage ich alle Tage!" — rief Schikaneder, in-

dem er wieder ungeduldig nach der Uhr sah — „aber so ein Componist und gar so ein sogenanntes Genie hat seinen Kopf. Das soll alles gediegen, klassisch sein. O die Narren! was hilft denn das, wenn man seine Perlen vor die Schweine wirft? Wäre ich Mozart, ich müßte ein steinreicher Mann sein!"

„Und warum ist er's nicht?"

„Weil er zu gut, zu unpraktisch und zu bescheiden ist. Da hat er z. B. schon, seit seiner Kindheit, den päbstlichen Orden vom goldenen Sporn. Warum trägt er ihn nicht? Warum nennt er sich nicht so gut, wie sich Gluck, Ritter von Gluck nannte, Ritter von Mozart. Das klingt doch gleich ganz anders, als so schlechtweg: Mozart. Die Menschen sind eben einmal große Kinder, sie wollen geblendet, imponirt sein, und dies geschieht bei den Deutschen nicht besser und sicherer, als durch ein Kreuzchen, ein Bändchen, ein Titelchen oder sonst so eine Spielerei. O, mein Gott!" — rief hier Schikaneder lachend, und nahm die Tasse mit Chocolade zur Hand — „was sind mir in meinem vielbewegten Leben schon für Hohl- und Strohköpfe begegnet, die ohne Orden und Titel keine Seele beachtet hätte, und die mit diesen Dingern die größten Rollen in der Welt spielten. Und dann — wozu die tolle Idee nur classische Sachen zu Tage zu fördern?! Wäre ich Mozart, ich legte eine recht artige Fabrik von modern-populären Opern an. Der Teufel soll mich holen, wenn ich — an seiner Stelle — nicht in einem Jahre mindestens viere zur Welt brächte; aber sie müßten leicht, gefällig und ganz nach

dem Geschmack der Masse sein. „Chigot!“ — rief hier Schikaneder — „ich gehe jede beliebige Wette ein, daß ich bald ein Krösus wäre!“

Chigot verbeugte sich mit devoter Miene: — „Sicher!“ — sagte er dann, aber Mozart ist auch nicht Ew. Gnaden. Indeß scheinen mir der Herr von Schikaneder gerade auf dem besten Wege, den Herr Mozart auf die rechte Spur zu bringen.“

„Wenn er nur so kein ungeschickter Schüler wäre,“ — meinte der Director. — „Ich muß ihm jeden vernünftigen Gedanken mit Gewalt abringen Aber, Chigot, wir sind von der Hauptsache abgekommen: es ist also wieder kein Geld da?“

„Nein!“

„Und meine Gläubiger?“

„Mit denen werd ich vor der Hand noch fertig, wenn nur der Herr Banquier Wolfssohn weiter keinen Wind bekommt.“

„Für den ist gesorgt; aber die Andern?“

„Heute morgen war Ihr Tapezierer da, der dies und die anstoßenden Zimmer meublirt hat.“

„Was?“ — rief Schikaneder, sich leicht emporrichtend — „das ist ja erst ein halbes Jahr?“

„Ich habe es ihm auch gesagt, und zwar so furchtbar grob, daß der Mann an Arm und Bein zitterte. Als ich ihn so weit hatte, wollte ich ihn zwingen das Geld zu nehmen — das natürlich gar nicht da war — aber ich riß die Kasse auf und schrie: „Hier nehmen Sie: aber wagen Sie

keinen Schritt mehr in dies Haus. In drei Monaten heirathet mein Herr . . ."

„Was?" — rief Schikaneder — „bist Du des Satans? Ich — — und — heirathen . . ?"

„Heirathet mein Herr, die ungarische Gräfin — — — nun, den Namen weiß ich nicht mehr, ich hatte ihn im Moment erfunden. —"

„Spitzbube!"

„Und da bekommen Sie bei der neuen Einrichtung des gräflichen Schlosses nicht für einen Heller zu thun."

„Hallunke!"

„Das fleckte! Der Mensch wurde so artig und so demüthig, — bat so schön um Vergebung — — — daß wir ihn wenigstens sechs Monate los sind, und bis dahin kommt Rath."

Herr und Diener brachen hier in ein lautes, lang anhaltendes Gelächter aus.

„Aber," — sagte Chigot endlich — „ich habe noch etwas, und das ist noch besser."

„Nun?"

„Es ist mir gelungen Ihre alte Tante zu bereden, daß sie die Zwanzigtausend Gulden, die sie besitzt, bei Ew. Gnaden anlegt."

„Chigot!" — rief Schikaneder entzückt — „du bist ein Prachtexemplar; du verdientest des türkischen Kaisers Finanzminister zu werden."

„Bitte, bitte!" — entgegnete der Hausmeister devot — „alles aus Liebe und Anhänglichkeit an Ew. Gnaden.

Es hat freilich schwer gehalten; aber ich habe der alten Dame so viel von des Herrn von Schikaneders ungeheueren Speculationen vorgeschwatzt, bis sie ja sagte. Hier ist die Anweisung."

Und Chigot zog aus seiner Brusttasche ein Papier hervor, das er seinem Herrn unter ehrerbietiger Verbeugung reichte.

Schikaneder durchlas es mit strahlenden Blicken, dann gab er es seinem Kassierer zurück und sagte:

„Besorge nun die Sache rasch, damit die Alte nicht etwa Reue bekommt."

„Noch heute."

„Gut!" — sagte der Director ungemein heiter. — „Damit sind wir bis zur Aufführung der neuen Oper geborgen. Die ersten zwanzigtausend Gulden Ueberschuß sollen dann für die gute Tante sicher angelegt werden. Aber!" — fuhr er hier vergnüglich fort und rieb sich mit unaussprechlicher Behaglichkeit die Hände — „jetzt genug von den leidigen Geldangelegenheiten! — und — da Mozart noch immer auf sich warten läßt, so laß die Kleine eintreten."

Chigot verbeugte sich; aber indem er sich zum gehen wandte, flüsterte er mit satyrartigem Lächeln seinem Herrn zu: „Ein köstlich leckerer Bissen — wär so etwas für's Haus!"

„Alter Sünder!" — rief Schikaneder lachend und mit dem Finger drohend: aber das Wasser lief ihm im Munde zusammen und seine großen Augen traten in

feuchtem Glanze hervor, als er Chigot nachsah. Dieser blieb indessen an der Thüre stehen, wandte sich noch einmal um und sagte lächelnd:

„Aber was wird Signora sagen?"

„Bah!" — rief Schikaneder — „sie wird sich beruhigen lassen. Sie ist ein Weib!"

„Ebendeßhalb!" —

Schikaneder schüttelte den Kopf. — „Ein Weib" — fuhr er dann leichtfertig fort — „ist wie eine Guitarre. Beide sind unvollkommene Instrumente, dabei aber doch angenehm, einschmeichelnd; — besonders leicht verstimmt, aber auch eben so leicht durch einen kleinen Druck der Hand wieder umgestimmt. Das Umstimmen will ich schon fertig bringen!"

Und er lachte cynisch auf und der Hausmeister lachte mit.

Wenige Sekunden später trat die Erwähnte ein. Es war in der That eine recht liebe Erscheinung; weniger schön, als anmuthig und zierlich. Herzige, treue Augen blickten scheu und verlegen zu dem allgewaltigen und allmächtigen Beherrscher des Leopoldstädter Theaters auf; und in der That schon ihr Blick: schüchtern, ängstlich und flehend, sagte dem lebenserfahrenen Manne, was der kleine zierliche Mund noch bekennen mußte. Ueber dem ganzen Gesichtchen aber lag jener zarte, wunderbare Hauch mädchenhafter Unschuld. Und doch mußten schon tiefe Schmerzen dies jugendliche Herz erprobt haben; denn davon sprach nur zu deutlich ein gewisser wehmüthiger Zug, — ein Zug, der

jedem weniger profanen Menschen, wie Schikaneder, eine gewisse heilige Scheu — die Achtung vor dem Unglück — eingeflößt haben würde.

Schikaneder aber war ein solches Gefühl völlig fremd, das Leben hatte es längst abgestumpft; er sah nur die äußeren Reize: das anziehende Gesichtchen, die schlanke Gestalt, die netten Hände und Füßchen des höchstens sechszehnjährigen Kindes, und dann vor allen Dingen — — den zwar sehr reinlichen aber auch sehr ärmlichen Anzug.

Die kleine Bittstellerin war also arm; vielleicht — wie ihm dies als Theaterdirector ja schon so oft vorkam — in verzweifelten Umständen und dann .... „ist sie mein" ..... dachte Herr von Schikaneder, Director des Leopoldstädter Theaters, und dieser Gedanke verklärte ordentlich seine lüsternen Züge.

„Treten Sie näher!" — sagte er jetzt zu der Kleinen, die bescheiden und, von der sie plötzlich umgebenden Elegance überrascht, an der Thüre stehen geblieben war. — „Nur immer näher, mein Kind!"

Die Angeredete gehorchte schüchtern.

„Was ist Ihr Wunsch?"

„Ew. Gnaden," — stammelt das Kind schüchtern und tief erröthend — „ich wollte Herrn von Schikaneder bitten, mich in den Chor Ihres Theaters aufzunehmen."

„So?" — entgegnete der Director, sich an der Verlegenheit der Kleinen weidend — „aber haben Sie denn auch Stimme und die nöthigen musikalischen Vorkenntnisse?"

„Ich habe lange Unterricht in Clavier und Gesang er-

halten!" — versetzte die Gefragte schüchtern — „und wie man mir sagt, ist meine Stimme gut."

„Wollen gleich einmal sehen!" — rief der Director, indem er aufstand und zu dem Pianoforte ging. — „Welche Stimmlage?"

„Sopran."

„Nehmen Sie diese Noten."

Und er setzte sich und die Prüfung begann.

Die Stimme war nun freilich nichts Hervorragendes; sie war frisch, klangvoll und rein, auch biegsam, ... aber für die Bühne zu schwach. Der Director sagte dies; aber nicht etwa milde, sondern hart und fast in wegwerfendem Tone, denn er wollte ja die Gewährung der Bitte für einen hohen Preis verkaufen.

In diesem Augenblicke trat Mozart, Noten unter dem Arme, ein. Schikaneder fluchte leise, begrüßte ihn aber laut mit großer Herzlichkeit.

„Nur einen Augenblick" — sagte er dann entschuldigend — „bis ich mit dieser kleinen, allerliebsten Bittstellerin im Reinen bin." „Das gute Kind" — und er faßte sie dabei unter dem Kinn und hob ihr Köpfchen in die Höhe — „möchte in den Chor der Oper aufgenommen sein, hat auch eine recht nette Simme; — aber die Stimme ist für die Bühne zu schwach!"

Mozart und Schikaneder blickten jetzt beide nach der Kleinen; ersterer war überrascht von der Unschuld und Lieblichkeit dieser Erscheinung, letzterer sah mit geheimer Freude zwei große Thränen in den Augen des Mädchens.

„Herr von Schikaneder!“ — stammelte diese flehend — „weisen Sie mich nicht ab — — ich habe eine kranke Mutter . . . .!“

Schikaneder zuckte die Achseln:

„Liebes Kind,“ — sagte er dann — „Sie kommen also aus Noth? . . . . aber Sie bedenken nicht, daß das Theater keine Versorgungsanstalt ist.“

„Ach!“ — seufzte das Mädchen und eine tiefe Röthe bedeckte ihre Züge — „ich glaubte nur im Stande zu sein, durch meine Stimme . . . . .“

„Ihre Mutter zu ernähren.“

„Sind Sie denn so unglücklich?“ — frug jetzt mit unendlich milder Stimme Mozart, der Hut und Noten abgelegt hatte.

Aber die Gefragte antwortete nur mit einem Strome von Thränen. Amadeus suchte sie zu beruhigen. Schikaneder hatte sich wieder in seinen Sessel geworfen. Es schien ihm indessen doch jetzt Zeit einzulenken.

„Nun, mein Kind,“ — sagte er daher — „beruhigen Sie sich nur. Vielleicht passen Sie für das Schauspiel besser, als für die Oper. Wir müssen das untersuchen. Kommen Sie heute gegen Abend wieder zu mir, dann sollen Sie mir eine Rolle vorlesen, und finde ich dann, daß Sie meinen Wünschen und Anforderungen entsprechen, werde ich für Sie sorgen.“

Bei diesen Worten flog ein Sonnenblick über das hübsche Gesichtchen; aber desto finsterer sah es in Mozart's Antlitz aus. Ihm war die eigenthümliche Bete-

nung nicht entgangen, die Schikaneder auf seine letzten Worte gelegt. Sollte — — aber nein, eine solche Ruchlosigkeit war der Freund nicht fähig. Amadeus machte sich Vorwürfe darüber, daß ihm nur ein solcher Verdacht gekommen.

Die Kleine ging.

„Also heute gegen Abend!" — rief ihr der Director noch einmal nach. — „Und nehmen Sie sich Zeit, denn ich werde Sie eine größere Rolle lesen lassen und überhaupt prüfen, ob Sie sich geschickt zu benehmen wissen!"

„Wie Ew. Gnaden befehlen!"— sagte diese mit schüchterner Verneigung — und verschwand durch die Thüre.

Aber in diesem Augenblicke glitt ein triumphirendes Lächeln über Schikaneders Züge, und indem er durch die Zähne murmelte: „Chigot hat recht, das ist ein köstlich leckerer Bissen!" — rieb er sich vergnügt die Hände.

Mozart durchzuckte es wie ein Dolchstoß; er hatte die Worte nicht gehört aber das Lächeln gesehen. Sein Freund kam ihm in diesem Augenblicke wie ein Teufel vor, und doch — — beurtheilte er ihn nicht vielleicht falsch? Seine gute Stimmung war jedenfalls hin; Mißmuth, Argwohn und Aerger erfüllten seine Seele; denn Mozart war zwar auch oft genug, schönen Weibern gegenüber, Don Juan gewesen — aber die Unschuld hatte sein edles Herz doch immer heilig gehalten.

„Nun Mozart!"—rief Schikaneder jetzt von seinem

Sessel aus, — „Sie haben lange auf sich warten lassen. Was bringen Sie Neues."

„Die Scene Papagenos!"

„Ha!" — sagte der Director erfreut — „meine Haupt-Scene im ersten Act. „Der Vogelfänger bin ich ja, stets lustig heisa, hopsasa!"

„Ja hopsasa!" — versetzte Mozart ironisch — „das ist wieder ein jammervoller Text. Fames tiefer Gedanke: Der Vogelfänger bin ich ja, stets lustig heisa, hopsasa!"

„Was Gedanke!" — rief lachend der Director — „ist ein Libretto, ein philosophisches Werk? Das Publikum will sich in einer Oper durch Sehen und Hören amüsiren, weiter brauchts nichts. Aber geben Sie einmal Ihre Schöpfung zum Besten!"

Mozart, dem immer das Märchen noch im Kopfe herum ging, war zum Streiten nicht aufgelegt. Er begab sich also schweigend an das Instrument, legte seine Noten auf und spielte und sang die gedachte Scene. Sie war schön, sehr schön componirt, aber nicht, wie wir sie jetzt besitzen, sondern tiefer aufgefaßt, zwar auch komisch gehalten, aber in einem höheren Genre.

Schikaneder gefiel sie indessen gar nicht. Immer finsterer ward seine Stirne, bis er endlich ungeduldig rief:

„Nichts! nichts! lieber Mozart! — das kann ich nicht brauchen; — ist viel zu hoch!"

Mozart hielt ergrimmt inne.

„Was!" — rief er — „zu hoch?"

„Ja, mein Lieber, der Papageno ist so eingentlich etwas von dem Kasperl . . . . muß also auch . . . .“

„Nun!“ — platzte Mozart heraus — „dann mag der Herr Director sich seinen Kasperl selbst componiren.“

„Aber Freund?!“

„Ich weiß, was ich thue. Es ist unwürdig . . .“

„Nichts ist unwürdig, was uns zum Ziele führt.“

„Schöne Grundsätze!“

„Praktische Grundsätze!“ — entgegnete Schikaneder ruhig. — „Wer den Menschen das Ideale bietet, wer ihnen neue Bahnen zeigt, ihren kurzsichtigen Blicken das Schöne, Edle und Erhabene in seiner Reinheit und Größe darstellen will, der kann mit Sicherheit statt auf Lob und Anerkennung — — auf ihren Undank rechnen. Was will denn die gedankenlose Menge? — den Sinnen und nur den Sinnen soll geschmeichelt werden; genießen will sie, nur genießen, und zwar genießen ohne die Anstrengung des Denkens. Das Hohe versteht sie gar nicht; — was man nicht versteht, das tadelt und verdammt man aber, und da das Tadeln und Verdammen viel leichter und bequemer ist, als das Anerkennen einer Sache und das Eindringen in dieselbe, nun so tadelt man und verdammt man in Gottes Namen.“

Mozart, der sonst so sanfte Mozart blickte jetzt ingrimmig darein. Es lag eine große Wahrheit in den Worten des Directors, das fühlte er, eine Wahrheit, die sich bei „Figaro“ und „Don Juan“ nur zu sehr bekundet hatte; aber eben deßhalb, weil aus diesem frivolen Munde

eine so traurige, in Mozarts Schicksal tief einschneidende Wahrheit kam, ärgerte sich dieser doppelt.

„Was soll das heißen?“ — rief er daher jetzt, und Stirn und Wangen glühten ihm in heiligem Zorne: — „Der Halbcomponisten, die den Fleck neben den Riß setzen, gibt es leider schon genug. Soll ich es vielleicht, den Beifall der Menge zu erhaschen, auch so machen? So einer ist dann von sich selbst und seinem musikalischen Gallimatias entzückt, wenn das unwissende Volk „Bravo“ schreit, — oder, wenn er sein Machwerk allenfalls von guten Sängern vorgetragen hört, die den Affect und den Schwung, an die er nicht gedacht, am rechten Orte anzubringen und die Charactere, die ihm niemals ordentlich auszuführen eingefallen sind, so viel es möglich ist zu unterscheiden, und folglich das Ganze den Ohren der Zuhörer durch einen guten Vortrag erträglich zu machen wissen. Mag das wer will, ich — ich kann es nicht!“

„Mozart!“ — sagte Schikaneder mit der alten Gelassenheit — „was haben Sie dem Freunde versprochen?“

„Eine Oper zu schreiben, aber keine zu schmieren.“

„Eine Oper nach den Anforderungen des Zeitgeschmackes!“ — wiederholte der Director langsam aber mit scharfer Betonung.

„Nun denn!“ — rief Mozart, und der Aerger übermannte ihn jetzt so sehr, daß er von dem Instrumente aufsprang, und — mit komisch zornigen Sprüngen vor dem Sessel Schikaneders herumtanzend — das: „Der Vogel

fänger bin ich ja, stets lustig, heisa, hopsasa!" in seiner jetzigen Melodie spottweise sang.

Kaum aber schlugen diese Töne an Schikaneders Ohr, als er entzückt aufsprang, und — Mozart ein über das anderemal umarmend — ausrief:

„So ist es recht! so ist es herrlich! — gerade so habe ich es mir gedacht!"

Aber Amadeus war jetzt selbst überrascht. Es war ihm im Zorne wirklich eine Idee gekommen, die gar nicht übel war. Er mußte sich, von Schikaneder an den Tisch gezogen, niedersetzen und sofort die neue Melodie niederschreiben und bearbeiten. Während er dies that, nahm Schikaneder hinter seinem Rücken leise und vorsichtig die andere weg und verbarg sie im Schranke hinter seinen anderen Notenheften.

Als Amadeus fertig war, schüttelte ihm der Director die Hand:

„Sein Sie nicht böse!" — sagte er dann. — „Sie werden sehen, lieber Mozart, daß diese populäre Oper Ihren Ruhm mehr verbreiten wird, als selbst Ihr Don Juan. Die Kenner werden des Großartigen und Herrlichen genug darin finden und die Massen werden entzückt davon sein."

„Ja!" — sagte Mozart trübe — „die Massen werden entzückt davon sein. Auf den Straßen und in den Kneipen wird man die Melodien „der Zauberflöte" leiern und . . . . ."

„Und Mozarts Namen werden diese Melodien über

alle Welt verbreiten. Freund, bauen Sie auf die Prophezeihungen eines praktischen Mannes: Die Zauberflöte wird so sicher zur Posaune Ihres Ruhmes, als ich Schikaneder heiße. Aber lassen wir das jetzt. Haben Sie noch eine Piece?"

„Ja!" — und Mozart spielte und deutete durch seine Stimme den unvergleichlichen Priester-Chor „O Isis und Osiris" an. Und wie er weiter und weiter spielte verschwand der Ausdruck des Aergers und des Unwillens mehr und mehr aus seinen Zügen und die erhabene Heiterkeit, die geheimnißvolle Ruhe, der himmlische Wohlklang, die strahlende Größe, welche dieses Musikstück unsterblich gemacht haben, lagerten sich in denselben. Es war, als ob man einen Gesang seliger Geister höre.

Auch Schikaneder war diesmal entzückt; er mußte sich, ob er wollte oder nicht, der Allgewalt des Genies beugen.

„Das ist eine Palästrina'sche Harmonie!" — rief er mit strahlendem Antlitz: — „Dieses: Bald, bald, bald wird er unserer würdig sein! — ist unvergleichlich. Sie haben mich hier ganz verstanden."

„Wirklich?" — sagte Mozart mit tiefer schneidender Ironie; aber Schikaneder bemerkte diese nicht. Er dachte nur an den Effect, den dieser Chor machen werde. Darum rief er betheuernd:

„Ja, ja! Man sieht ordentlich den Gerechten, der, ermüdet von seiner irdischen Laufbahn, Hände und Augen gen Himmel erhebt und sich in dem Bewußtsein naher

Vollendung sagt: Bald, — ja bald, wird auch dir die Krone."

Jetzt aber war der Director des Leopoldstädter Theaters wieder in seinem Element, und da Mozart für heute keine weiteren neuen Compositionen aufzuweisen hatte, bestürmte er ihn, ein ganz feines Déjeûner à la fourchette mit ihm einzunehmen. Mozart aber war nicht in der Stimmung. Der Vorgang mit dem lieben sanften Mädchen, das er im Geiste wie ein Lamm in des Wolfes Klauen gerathen sah, peinigte ihn unaussprechlich und schob, wenigstens für heute, eine Eiswand zwischen ihn und den Director. Er lehnte daher die Einladung ab und entfernte sich ziemlich frostig.

Auf dem Wege gingen ihm eine Menge Gedanken in dem Kopfe herum. Er wollte das Kind warnen; aber er wußte ja nicht wie sie hieß und wo sie wohnte. Er faßte auch einmal den Entschluß: ihr den Abend aufzupassen. Aber immer sagte ihm auch sein gutes Herz wieder, daß er doch vielleicht auch dem Freunde Unrecht thue. So kam er nach Hause; aber er schlich sich auf sein Zimmer, warf sich auf einen Stuhl und stützte den Kopf in beide Hände.

Und jene sonderbare Wehmuth, die ihn jetzt so oft überraschte, kam wieder über ihn. So brütete er lange. Plötzlich fuhr er auf, nahm ein Stück Notenpapier und schrieb rasch Noten. Dann setzte er sich an sein Instrument und spielte und sang ein kleines Lied, dessen Motiv und Refrain eine bezaubernde Natürlichkeit charakterisirte:

„Ein Veilchen auf der Wiese stand
Gebückt in sich und unbekannt,
Es war ein herzig's Veilchen.
Da kam eine junge Schäferin
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn
Daher, daher,
Die Wiese her, und sang.

Ach! denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die schönste Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Weilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt
Und an dem Busen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelstündchen lang!

Ach: aber weh: das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Zertrat das arme Veilchen.
Es sank und starb und freut sich noch:
Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch.

Es war wunderbar welche reizende Melodie Mozart dieser kleinen Ballade seines großen Zeitgenossen, Goethe, gegeben hatte. Wie unübertrefflich schön führten die letzten Worte des Veilchens das Majore wieder: sein Hingang ist so sanft, es war — ein herzig's Veilchen!

Mozart dachte dabei an das liebe Kind — — — dachte an das: „es war“ — — dachte — an seinen eigenen Tod, der ihm wieder einmal in finsterer Ahnung vorschwebte. Noch als er entschlummerte lispelte er leise:

„Es war — — — ein herzig's Veilchen!“

Der räthselhafte Bote.

Ein schönes Fest wurde heute im Mozart'schen Familienkreise gefeiert, — ein Fest, das auf heitere Weise den Gang des alltäglichen Lebens, die angestrengte Berufsthätigkeit, das fortwährende Componiren Mozart's an der „Zauberflöte" wohlthätig unterbrach: es war das Fest, welches man zu Ehren der Taufe seines jüngsten Kindes beging, das so eben die Namen des Vaters: Wolfgang Amadeus erhalten hatte.

Constanze war überglücklich. Der Tod hatte ihr schon so viele Lieblinge geraubt, daß sie den Neugeschenkten mit doppelter Inbrunst an ihr treues Mutterherz drückte. Und sagten denn nicht alle Anwesenden, daß der kleine Weltbürger dem Vater gleiche? — hatte man ihm nicht eben bei der heiligen Handlung diejenigen Namen gegeben, die Constanzen die liebsten auf der weiten Welt waren, weil

sie ihr geliebter Gatte trug? — und hatte nicht Amadeus erst gestern selbst scherzend gerufen: „Der Junge wird ein Mozart! weil er, weinend, in den Ton einstimmte, aus dem der Vater eben auf dem Fortepiano spielte?“ *)

Constanze war, wie gesagt, überglücklich — und — Mozart war es auch, da Constanze es war, die ohnedem die schwere Niederkunft kaum überwunden hatte. Befand sie sich heute doch zum erstenmale wieder in Gesellschaft und zwar in ihrem alten lieben trauten Kreise, bestehend aus ihrer ledigen Schwester Sophie, ihrem Schwager Hofer, dem würdigen Abt Stadler, den Freunden Schack **), Albrechtsberger, Görl und

---

*) Historisch: Nissen: S. 587. Das Kind entwickelte in der That bald sehr schöne musikalische Anlagen. Später wurde der junge Wolfgang Amadeus Mozart Musikdirector zu Lemberg. Seine Compositionen waren gefällig, melodienreich und correct; aber seines Vaters Ruhm und Größe waren seiner Carriere hinderlich, die Vergleiche zu ungünstig, die Anforderungen der Welt an den Namen zu groß. Er starb deßhalb gedrückt schon früh (1846). Sein älterer Bruder Karl lebt als Attaché bei einem Steueramte in Mailand und übt noch als Greis die Musik.

Carl Gollmick: Handlexicon der Tonkunst.

**) Benedict Schack, erster Tenorist an Schikaneders Theater, für welchen Mozart auch die Rolle des Tamino in der „Zauberflöte“ schrieb. Oulibicheff sagt von ihm: Das vertraute Verhältniß zwischen diesem ausgezeichneten Sänger und Mozart beweist eine Thatsache, die in Wien ganz bekannt ist. Schack machte Opern, ob gute oder schlechte, weiß ich nicht, obgleich ich mich erinnere, eine davon, die „beiden Anton's“ gehört zu haben, in der sich eine Melodie vorfindet, welche vor 20 Jahren in Deutschland sehr volksthümlich war: „Einst verliebte sich ein Jüngling u. s. w.“ Oft kam

Mozart's beiden Lieblingsschülern den talentvollen jungen Männern Süßmayer und Seyfried.

Das waren alle erprobte edle Seelen, längst bekannt im Mozart'schen Hause und mit Mozart's selbst fast eine Familie ausmachend. So war Süßmayer, obwohl erst fünfundzwanzig Jahre alt, schon seit mehreren Jahren der vertraute Freund seines großen Lehrers, der Eingeweihte in alle seine musikalischen Gedanken, sein Copist, sein Gehülfe, ja selbst oft sein Mitarbeiter. Auch Constanze hielt sehr viel auf Süßmayer, da dieser äußerst bescheiden und doch, trotz seiner Jugend, ein fein gebildeter und erfahrener Kopf war, — ein Hausfreund im edelsten Sinne des Wortes, der der guten Frau gar manchmal schon in trüber Lage Trost, Rath und Hülfe gespendet. *) Ueberdies fesselte Süßmayer eine Herzensneigung an Sophie Weber, Constanzens noch ledige jüngere Schwester, — eine Neigung, die das schöne Verhältniß im Mozart'schen Hause nur noch fester knüpfte.

Und mit welcher Aufmerksamkeit hatte Amadeus heute wieder für Alles gesorgt, — wie schön und zweckmäßig hatte

---

Mozart zu Schack, um ihn zu einem Spaziergange abzuholen, und während Schack sich ankleidete, setzte sich Mozart einstweilen an dessen Schreibtisch und componirte oder überarbeitete hier und da ein Stück, welches er daselbst liegen fand, zum Zeitvertreibe. Daher kommen in Schack's Opern Stellen vor, in welchen, wie man sagt, Mozart's Zeitvertreib sich sehr bemerklich zeigt.

*) Franz Xaver Süßmayer, geb. 1766 zu Steyer, später Hofkapellmeister zu Wien, gestorben 1803. Näheres: Gollmick Handlexikon der Tonkunst.

er Alles angeordnet, — wie liebevoll suchte er seinem treuen Weibe jede Last abzunehmen, — wie sprudelte er wieder in Heiterkeit und in Witzen. Er war, geistig, ganz der Alte, und nur wer ihn scharf beobachtete, fand, daß sich seinen Zügen seit einiger Zeit ein ganz eigenthümlicher Ausdruck von Erschlaffung beigesellt hatte. Aber die Anspannung durch Freude verwischte diesen jetzt fast ganz.

Das heitere Mittagsmahl war bereits vollendet und Aller Augen blitzten jetzt höher auf, und aller Herzen schlugen freudiger, als Abt Stadler das Glas ergriff und sagte:

„Wen drängt es nicht in solchen Stunden, wie wir jetzt welche verleben, zu dem herrlichen Erguß unseres großen Zeitgenossen des wackeren Dichters Schiller, — zu jenem Erguß eines vor Freude überströmenden Herzens, der sich vor wenigen Jahren, als er sich zu Gohlis im Kreise trauter Freunde befand, *) in dem wundervollen Liede „an die Freude“ so tief gefühlt, so hochpoetisch aussprach, — zu jenem unsterblichen Rundgesang, welcher mit den Riesenfittigen dithyrambischer Begeisterung alle Geister und alle Welten umarmt:

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten wonnetrunken,
Himmlische, dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng getheilt;

*) 1785.

Bettler werden Fürstenbrüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt. —
Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — über'm Sternenzelt
Muß ein guter Vater wohnen!"

„Ja," — sagte Mozart in einem Tone, der trotz seiner heiteren Stimmung doch eine leichte Wehmuth durchblicken ließ — „dies Gedicht ist aber auch ein Ausfluß der freudigen Gemüthsstimmung, in der sich der Dichter seit dem Aufenthalte in Leipzig fühlte, die jubelnde Begrüßung des rosigen Morgenlichtes nach langer Nacht."

„So ist es!" — versetzte Freund Stadler. — „Indeß kennt doch vielleicht, außer mir, Niemand von den Anwesenden die eigentliche Veranlassung zur Entstehung dieses Gedichtes."

„Ich wenigstens kenne sie nicht!" — sagte Mozart. Auch den Uebrigen ging es so.

„Nun!" — rief Stadler — „sie ist so schön und bezeichnet den edlen Charakter Schiller's so scharf, daß ich sie mittheilen will. Ich war damals selbst in Leipzig und fast Augenzeuge davon."

„So erzähle uns die Geschichte!" — rief Mozart. — „Schiller ist eine so liebe Erscheinung, daß uns gewiß Alle die kleinste Kleinigkeit interessirt, die ihn betrifft; die Entstehung eines solch' herrlichen Gedichtes zumal."

„Nun denn" — sagte Stadler — „so hört. Schiller hatte eines Morgens einen Spaziergang durch das Rosenthal unternommen. Er war schon ziemlich weit ge-

gangen, als er an den Ufern der Pleiße einen halbentkleideten Jüngling in betender Stellung bemerkte, der gleich darauf Anstalt machte, sich zu ertränken. Schiller redete ihn an und vernahm, daß es ein armer Studiosus der Theologie sei, der lange mit dem schrecklichsten Mangel gekämpft habe, und nun nicht mehr wisse, wie er sein Leben ferner fristen solle. Der Dichter schenkte ihm seinen geringen Geldvorrath, und ließ sich von ihm das Versprechen geben, wenigstens acht Tage lang die Ausführung des frevelhaften Entschlusses auszusetzen. In der Zwischenzeit wohnte Schiller einer Hochzeitsfeier in einer wohlhabenden Leipziger Familie bei; es war ein äußerst heiterer Kreis, in dem auch ich ihm vorgestellt wurde. Mitten in der lautesten Freude stand er plötzlich auf, erbat sich auf ein Paar Augenblicke Gehör, erzählte, was ihm auf jenem Spaziergange begegnet sei, forderte mit herzlichen, eindringlichen Worten die Anwesenden zu Beiträgen für den Unglücklichen auf, und sammelte diese selbst, im Kreise herumgehend, auf einem Teller. Sie fielen reichlich genug aus, daß der arme Studirende damit sein Leben bis zur Beendigung seiner Studien fristen konnte. Im frischen Bewußtsein solcher That nun, hochgetragen von der reinsten, seligsten Lust, schrieb Schiller jenen herrlichen Hymnus an die Freude!"

„Wie schön!" — rief Constanze — „jetzt hab' ich den Schiller noch einmal so gern!"

„Ich auch!" — sagte Mozart — „das Gedicht ist dabei aber auch prächtig."

„Ja," — versetzte Schack — „es wird in der That von den höchsten, Alles umfassenden Ideen getragen, und diese Ideen sind dadurch in hohem Grade belebt und veranschaulicht, daß sie einem Bunde von Freunden in den Mund gelegt werden, welche wir singen und in den letzten Strophen sich zu allem Herrlichen, was diese Freude anregt, sich ermuntern sehen und hören."

„Und dazu kommt der Chor" — fiel hier Süßmayer ein, — „der in dieses lebensvolle Gemälde begeistert sprechender und handelnder Menschen, wie der Chor in die antike Tragödie eintritt, bald verallgemeinernd, bald tröstend, bald bekräftigend und immer die Ideen und Gefühle der Festfeiernden zum höchsten hinwendend."

„Und vergegenwärtigt uns nicht dieser Hymnus" — sagte Abt Stadler — „sowohl seines Verfassers innige Empfindung für die sympathetischen Neigungen, als seinen stolzen, freien Sinn und sein ganzes sittliches Ueberzeugungsgefühl?"

„Und wie wahr spricht der große Dichter," — rief jetzt Mozart, indem er Constanze, die neben seinem Stuhle stand, mit Innigkeit umschlang, wenn er sagt:

„Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund."

Aber Constanze neigte sich jetzt, glühend vor Seligkeit und Liebe, zu dem Gatten, küßte ihn und sagte:

„Es gibt aber auch keinen Mann, der die Liebe seines Weibes mehr verdiente, als mein Amadeus."

„Ist's wahr?" — rief Sophie hier ihrem Schwager scherzend zu.

Aber Constanze sagte rasch:

„Ja, ja! es ist wahr! Hört nur selbst, was er erst kürzlich aus Zartgefühl, Aufmerksamkeit und Liebe für mich gethan hat."

„Stanzerl!" — rief Mozart — „macht doch kein dummes Zeug!" — und er wollte ihr den Mund zuhalten; aber sie machte sich schäckernd los und sagte freudig:

„Nein, Männchen, die ganze Welt muß wissen, was du für ein Held sein kannst!"

„Held?" — wiederholte Amadeus.

„O! er hat es schon wieder vergessen. Aber hört nur: Als ich nach unseres lieben kleinen Wolfgang Amadeus Geburt so krank und schwach wurde, pflegte mich meine Schwester Sophie mit ihrer bekannten treuen Sorglichkeit. Sie saß Tag und Nacht an meinem Bette und wenn es Amadeus die Zeit erlaubte, nahm auch er hier Platz. Eines Tages nun — ich erfuhr es erst später durch Sophie — als ich vor Mattigkeit eingeschlummert war, componirte Mozart an meiner Seite. Alles war still wie im Grabe und die beiden guten Seelen rührten sich nicht, um mich nicht zu wecken. Plötzlich trat die Magd so recht roh und dalket ein, wie es diese Leute fast immer machen, wenn sie

leise thun sollen. Amadeus erschrack aus Furcht, mich aufgeweckt zu sehen; wollte — damit die alberne Person still sei — winken und rückte dabei leise den Sessel zurück. Da er aber zufällig das offene Federmesser in der Hand hielt, so spießte sich dieses zwischen den Sessel und seinen Schenkel und drang ihm bis an das Heft in das Bein. Nun weiß Jedes von den Anwesenden, daß Wolferl gewöhnlich sehr empfindlich für Schmerzen ist; hier aber machte der Gute keine Bewegung, verbiß aus Liebe und zarter Aufmerksamkeit seinen Schmerz wie ein Held und winkte nur der Schwester ihm hinauszufolgen."

„Was ist da nun zu loben?" — rief Mozart. — „Du hättest dasselbe für mich gethan!"

„Die Wunde, lieber Schwager, war sehr tief!" — sagte hier Sophie — „und die Schmerzen blieben lange so bedeutend, daß du krumm gehen mußtest."

„Und doch ließ er mich nichts, gar nichts davon merken!" — sagte Constanze liebevoll und drückte abermals einen Kuß auf Mozart's Lippen.

Amadeus aber hob sein Glas und rief:

„Liebe heißt die starke Feder
In der ewigen Natur
Liebe, Liebe treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt."

Darum laßt uns hier dem Dichter in das Handwerk pfuschen, und — statt Freude, Liebe sagen; dabei aber auch der wahren, der ächten, der treuen Liebe und Freundschaft ein feuriges „Hoch!" bringen."

Und die Gläser klangen und: „Hoch!" — „hoch!" — „hoch!" schallte es aus allen Kehlen.

Endlich, als es wieder etwas ruhiger geworden war, sagte Abt Stadler:

„Kinder, da wir doch eben von Schiller sprachen, muß ich euch noch einen höchst komischen Vorgang mittheilen, der unseren würdigen Zeitgenossen betrifft, und der wohl, wie das daraus hervorgegangene Scherzgedicht, ebenfalls wenig bekannt ist. Bei dem Dorfe Loschwitz an der Elbe besitzt ein sehr lieber Freund Schiller's, Appellationsrath Körner, ein hübsches Landhaus, das mitten in einem lieblichen von Weinbergen eingeschlossenen Thale liegt. Hierhin war nun Schiller auf einige Zeit zum Besuche gekommen. Man hatte ihm einen Gartensaal auf der Anhöhe eingeräumt, wo die Weinberge an ein Fichtenwäldchen gränzten. In diesem Tusculum nun war es, wo er — es sind jetzt 5 bis 6 Jahre — seinem damals schon in Prosa fertigen Don Carlos — diesem herrlichsten poetischen Werke unserer Zeit — eine ganz neue Gestalt gab. Der Druck der Tragödie hatte schon bei Göschen in Leipzig begonnen und eben war Schiller mit der Revision des zweiten Actes beschäftigt, als er an einem schönen Herbsttage von der Körner'schen Familie zu einer Landpartie eingeladen wurde. Um sein Werk rascher zu fördern, ent-

schloß er sich indessen zu Hause zu bleiben. Nun wollte aber das Unglück, daß die Appellationsräthin — in der sicheren Voraussetzung, daß Schiller mitfahren werde — die Schränke und den Keller hatte verschließen lassen. Kaum war daher die Gesellschaft fort, so sah sich der Dichter ohne Speise und Trank, ja sogar ohne Holz, was sehr empfindlich sein mußte, da es ein ziemlich kalter Herbsttag war. Sein Unmuth aber steigerte sich noch mehr durch das Plätschern der Wäsche und das Geschwätz der Wäscherinnen unter seinem Fenster."

„Eine schöne Situation!" — rief Constanze lachend.

„Allerdings!" — fuhr Stadler fort — „namentlich wenn man einen Don Carlos bearbeitet."

„Und was that Schiller?"

„Er machte endlich seiner üblen Laune durch folgende drollige Strophen Luft, die als ein Document seines bedeutenden Talentes für das Komische angesehen werden können:

Unterthänigstes Promemoria
an die
Appellations-Rath Körner'sche weibliche Waschdeputation,
eingereicht von einem niedergeschlagenen Trauerspieldichter
in Loschwitz.

Dumm ist mein Kopf, und schwer wie Blei,
Die Tabaksdose ledig,
Mein Magen leer, der Himmel sei
Dem Trauerspiele gnädig!

Ich kratze mit dem Federkiel
Auf den gewalkten Lumpen:

Wer kann Empfindung, wer Gefühl
Aus hohlem Herzen pumpen?

Feu'r soll ich gießen auf's Papier
Mit angefrornem Finger —
O Phöbus, hassest du Geschmier,
So wärm' auch deinen Jünger.

Die Wäsche klatscht vor meiner Thür,
Es plärrt die Küchenzofe,
Und mich — mich ruft das Flügelthier
Nach König Philipp's Hofe.

Ich steige muthig auf das Roß,
In wenigen Sekunden
Seh' ich Madrid; am Königsschloß
Hab' ich es angebunden.

Ich eile durch die Gallerie,
Und siehe da — belausche
Die junge Fürstin Eboli
Im süßen Liebesrausche.

Jetzt sinkt sie an des Prinzen Brust
Mit wonnevollem Schauer,
In ihren Augen Götterlust,
Doch in den seinen Trauer.

Schon ruft das schöne Weib Triumph,
Schon hör' ich — — — Tod und Hölle!
Was hör' ich? — einen nassen Strumpf
Geworfen in die Welle.

Und weg ist Traum und Feerei!
Prinzessin, Gott befohlen!
Der Teufel soll die Dichterei
Beim Hemdewaschen holen." *)

---

*) „Schiller's Leben" für den weiteren Kreis seiner Leser, von Karl Hoffmeister. I. Thl. S. 255.

Alle lachten herzlich über das drollige Gericht und die nette Weise, auf die Schiller hier seiner üblen Laune Luft gemacht hatte.

„Durch das Schaffen des Gedichtes" — sagte Mozart — „hat er sich aber zugleich auch über die fatale Situation hinausgehoben. Ich kenne das! Wenn ich noch so trübe, noch so verstimmt und durch Sorgen niedergedrückt bin — und komme in das Schaffen, sind Aerger, Sorgen und alle Trübsale der Welt und des Lebens vergessen."

„Eben weil du schaffst!" — versetzte Stadler. — „Schaffen ist immer göttlicher Natur, und alles Göttliche erhebt den Menschen über den Staub. Alle die wir hier sitzen lieben die irdischen Freuden; — aber — Kinder, es wird doch keines von uns läugnen, daß es noch höhere Genüsse gibt."

„Ja!" — rief Schack — „ich habe schon, wenn ich aufmerksam auf mich war, die Entdeckung gemacht, daß mich sehr oft, selbst mitten unter den sinnlichen Vergnügungen, eine höhere und edlere Lust erfüllt, bei welcher meine Seele sich nie so klein und beschämt findet, als nach jenem blinden Taumel einer aufgewiegelten Sinnlichkeit. Aber ich gestehe, daß ich mir bis jetzt nicht recht Rechenschaft über die Quelle dieser Empfindung geben konnte."

„Ei!" — sagte der Abt — „versuchen Sie es einmal, lieber Schack, den Ursprung dieser besseren Lust aus dem vermischten Haufen der Ergötzungen, die sie einnehmen, herauszuwickeln."

„Das eben gelingt mir nicht."

„Versuchen Sie es gelegentlich, und Sie werden gewahr werden, daß es Ihre innere Sympathie für Ordnung, Harmonie, Schönheit und Vollkommenheit ist. Sie, und wir Alle hier, haben eben Sinn für diese Dinge; tausend Anderen geht er ab."

„Bei Gott," — rief Schack — „so mag es sein! Mein Geist ist augenscheinlich dazu aufgelegt und eingerichtet, von diesen Eindrücken angenehm berührt zu werden."

„Und bei wem dies der Fall, den vergnügen sie um so viel ruhiger und anhaltender, je ungestörter er der Vernunft und dem richtenden Nachdenken ihre völlige Thätigkeit läßt."

„In der That!" — sagte hier Süßmayer — „sowohl die Regelmäßigkeit in den Figuren und in den Mischungen von Licht und Farben, als namentlich auch die harmonische Abwechslung der Töne, führt etwas dem innersten Gefühle meiner Seele so Angemessenes bei sich, daß ich mich unausbleiblich dadurch erquickt finde."

„Und was ist das?" — rief der Abt — „das ist gerade dasjenige, was Sie zum Künstler stempelt, — was Ihnen die Fähigkeit gibt: Kunstgenüsse in sich aufzunehmen. Die Kunst, die freilich keinen wahren Zusatz zu den Vortrefflichkeiten der Natur machen kann, da sie nur etwas — nur Einzelnes — von dem Schönen, was in dieser unerschöpflich ist, nachahmt, — die Kunst macht doch in soweit einen Zusatz zu unseren Ergötzungen, als sie uns Gelegenheit gibt, die Geschicklichkeit der Hand, die Schö-

pfungen des Witzes, der Poesie, der Tonkunst, der Schauspielerkunst, der Malerei und Bildhauerei zu bewundern, die alle den Menschen in einem gewissen Maße, zum Schöpfer machen. Daher auch die Lust an den Künsten. Bilder, Beschreibungen, jede Art treffliche Musik, Charaktere, jeder richtige und feine Gedanke, in einen angemessenen Ausdruck gekleidet, jede regelmäßige Zusammenfügung von Gestalten oder Begebenheiten, mit allem, was das Genie schafft und verschönert, das sammelt sich in diesem Felde der höheren Lust und befriedigt die Neigungen in uns, die wir unstreitig als einen hauptsächlichen Theil der edlen, der göttlichen Natur unseres Geistes erkennen müssen."

„Halt!" — sagte hier Mozart, mit einemmale wunderbar ernst. — „Alles was Ihr da sagt, ist wahr und schön. Aber Freund Stadler, du mußt mir hier eine Frage erlauben."

„Nun?"

„Auch ich kenne, wie Ihr Alle wißt, diese höheren Freuden — die Seligkeit des Schaffens; die mir von Gott gegebenen Fähigkeiten beglücken mich; aber .... ich fühle, daß diese Fähigkeiten in mir eines Wachsthums in das Unendliche fähig sind. Sollte nun mein Vermögen, Großes und Schönes zu schaffen, aufhören, wenn es erst durch die Uebung, durch immer wachsende Kraft und Einsicht geschickt werden kann, noch Größeres und Höheres zu vollbringen? — Das wäre doch" — setzte hier Mozart fast trübe hinzu — „zu viel Vergebliches in den Veranstaltungen einer unendlichen Weisheit."

Es entstand eine kleine Pause. Constanze und Stadler sahen sich an; sie erkannten in dieser Frage zu ihrem Bedauern wieder den Gedankengang Mozart's. Endlich sagte der Abt:

„Ich bin überzeugt, daß der große Urheber aller Dinge — der ohne Zweifel in tiefer Weisheit und nach den edelsten Absichten handelt — nicht willens sein kann, das Große und Herrliche zu vernichten, was er in der Seele der Menschen durch ein ganzes prüfungsreiches Menschenleben hervorgerufen hat. Fasse ich mich — abgesehen von unseren kirchlichen Dogmen — selbst in's Auge, so sagt mir mein Verstand, daß meine eigene innerliche Beschaffenheit mich davor in Sicherheit setzt. Je mehr ich nämlich auf mich Acht gebe, desto mehr finde ich, daß ich in dem strengsten Sinne des Wortes Eines bin. Diese Glieder, die meine Werkzeuge ausmachen, das bin Ich nicht; sie sind, meiner deutlichen Empfindung nach, von Mir unterschieden. Mein „Ich" ist eigentlich das, was in mir Vorstellung hat, urtheilt, sich entschließt; und dieses „Ich" ist ganz gewiß nicht etwas in vielen, oder in verschiedenen außer einander befindlichen Theilen, Bestehendes. „Ich," der ich den Eindruck des Lichtes fühle, ich bin eben derselbe, der zu gleicher Zeit die Wärme der Sonne, den Geruch der Blume, den Schall des Wortes, die Harmonie der Töne empfindet; der diese Empfindungen unter sich vergleicht, d. h. der denkt: „Cogito, ergo sum!" „Ich denke, darum bin ich!" Darin liegt für den Philosophen Alles. Meine körperlichen Theile wechseln in Stoff und

Masse; aber ich selbst, der ich dies denke, ich bin mir, vermittelst der innigsten Empfindung, bewußt, daß ich, mitten unter allen diesen gewaltigen und stets fortgehenden Veränderungen, immer derselbe bin und bleibe, der ich jemals war, seitdem ich mich meiner Empfindung erinnere. Kein Strom der Zeit hat mich — mich selbst — verwandelt, oder von meinem geistigen „Ich" etwas hinweggerissen. Ich werde also auch, bei noch so vielen Umkehrungen und Zerstörungen, die mich ferner treffen mögen, immer derselbe bleiben."

„Und ich denke" — sagte Mozart mit ungewöhnlichem Ernst — „nicht nur das bloße Dasein, sondern auch mein geistiges Leben und Schaffen wird mir von der inneren Natur meines Geistes verbürgt. Die wahre Thätigkeit desselben ist ja unstreitig nicht von den Gliedmaßen des Körpers, nicht von den äußeren Sinnen abhängig. Beide sind, meiner Ansicht nach — denn ich sinne jetzt manchmal über solche Dinge — gleichsam nur das Gerüste und die Hebezeuge, durch welche uns, in unserer gegenwärtigen Verhüllung, von den äußeren Gestalten, Bewegungen und Eigenschaften der Dinge, die Materie zum Denken und Empfinden zugebracht wird; und die können wohl, wenn der erforderliche Gebrauch von ihnen gemacht worden ist, niedergebrochen und weggeworfen werden, ohne daß damit uns selbst etwas abgeht. Ein Kind, das noch nicht gehen kann, stellen wir in den Laufkorb; hat es gehen gelernt, wird der Laufkorb weggenommen, und das Kind ist nun, ohne dies Schutzgerüste, dasselbe, was es früher mit diesem war."

„Es ist dasselbe!“ — sagte der Abt — „aber es steht höher in seiner Entwicklung.“

„Sicher,“ — versetzte Mozart — „und so wird es auch mit uns nach dem Tode sein. Ich werde dann wohl, statt der wenigen Eingänge, durch welche ich jetzt die Vorstellungen von den Gegenständen außer mir empfange, von allen Seiten den Eindrücken derselben offen stehen; — mein ganzes Wesen denke ich mir dann Gehör, musikalische Empfindung; — mein ganzes Sein ein höheres Aufgehen in einem gewaltigen harmonischen Schaffen, das wie eine Quelle ewigen Lebens aus mir selbst hervorsprudelt. Denn“ — sagte er jetzt fast unruhig, stand auf und ging einigemal mit großen Schritten im Zimmer auf und ab — „die musikalischen Welten, die ich noch in mir trage, können doch nicht verloren gehen.“

„Ei!“ — rief hier Constanze mit anscheinender Heiterkeit, während sie sich zwang eine Thräne zurückzuhalten — „das sollen sie auch nicht. Bist du, Unersättlicher im Schaffen, jetzt nicht an einem neuen herrlichen Werke?“

Mozart schüttelte ernst das Haupt und sagte:

„Ist nicht das Rechte.“

„Nun“ — fuhr Constanze, der Alles daran lag, die finsteren Gedanken des Gatten zu verscheuchen, fort — „zu Kaiser Leopold's Krönung in Prag soll eine neue große Festoper componirt werden. Man hat Dir Hoffnung gemacht ....“

„Ist nicht das Rechte!“ — wiederholte Mozart. — „Ich weiß freilich selbst nicht klar, nach was es mich zieht..“

In diesem Augenblicke trat das Dienstmädchen ein und meldete, daß sich ein Bote draußen befinde, der den Herrn Capellmeister Mozart zu sprechen wünsche.

„Von wem kommt er?" — frug die Hausfrau; aber das Dienstmädchen konnte keine Auskunft geben.

„Er will den Herrn Capellmeister selbst sprechen."

„So laß ihn herein kommen!" — sagte dieser, der ja täglich Bestellungen und Einladungen erhielt.

Jetzt öffnete sich die Thüre und ein ältlicher Mann von bleichem Ansehen und ernsten Zügen, in schlichte Trauerkleider gehüllt, trat ein.

Zu jeder anderen Zeit hätte diese Erscheinung gar nichts Auffälliges an sich gehabt; — jetzt — gerade bei der gehobenen, im Augenblick selbst sehr gespannten Stimmung, und dem eben geführten, an Tod und Ewigkeit hinstreifenden Gespräche, berührte sie allgemein peinlich. Selbst Mozart war etwas frappirt. Aber er faßte sich sogleich, und, auf den Mann zugehend, frug er ihn freundlich:

„Wen habe ich das Vergnügen vor mir zu sehen?"

„Ich bin nur der Bote eines Anderen!" — sagte dieser lakonisch — „und habe dies hier abzugeben."

Und damit zog er einen Brief aus seiner Tasche und überreichte ihn Mozart. Er war schwarz gesiegelt. Mozart erbrach das Schreiben und sah hinein.

„Ohne Unterschrift!" — sagte er dann etwas überrascht und las. Aber plötzlich erblaßte er, dann wieder flog ein tiefes Roth über seine Züge, und, den Brief in der Hand, die Arme auf den Rücken gelegt, ging er einige

Mal im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er stehen und murmelte leise vor sich hin: „Ja! das ist das Rechte!“

Die ganze Gesellschaft war bis dahin mit ihren Blicken und einer eigenthümlichen Spannung dem Maestro schweigend gefolgt. Jetzt unterbrach Constanze die drückende Stille:

„Nun, Männchen,“ — rief sie, in Ton und Weise so viel Gleichgültigkeit legend, als ihr möglich war — „darf man vielleicht auch wissen, was der Bote bringt?“

„O ja!“ — entgegnete Mozart. — „Du weißt ja, daß ich nie etwas von Wichtigkeit ohne dich thue und die Meinung der Freunde wird mir hier auch zu hören lieb sein.“

„Und?“

„Nun“ — fuhr Mozart fort — „es wird hier angefragt, — ob ich die Composition eines Requiem — einer Todtenmesse — übernehmen wolle? — um welchen Preis? — und binnen welcher Zeit?“

„Eines Requiem?“ — wiederholte Constanze, und sie wußte nicht warum sie diese schon so tausendmal gehörte Benennung einer oft selbst mitgemachten kirchlichen Feier in diesem Augenblicke unangenehm berühre.

„Nun ja,“ — sagte Mozart — „was ist denn dabei? — Ich glaube, das ist gerade das Rechte, was ich vorhin meinte. Ich sehne mich schon lange darnach, mich auch einmal in dieser Gattung der Composition zu versuchen, und zwar, um so mehr, als der höhere pathetische Styl der Kirchenmusik immer mein Lieblingsstudium war.“

„Und wer ist der Besteller?“ — frug Constanze weiter.

„Der Brief trägt keine Unterschrift!“ — entgegnete Mozart — „vielleicht wird es uns der Bote sagen?“ — und auf diesen hinschreitend frug er:

„Von wem kommt der Auftrag? — wer sendet Sie, mein Herr!“

Aber des Boten bleiche und ernste Züge veränderten sich nicht:

„Es thut dies nichts zur Sache!“ — sagte er kalt — „ich bitte nur um die Antwort.“

Mozart war entschlossen. Diese räthselhafte Botschaft kam ihm ordentlich wie eine Sendung des Himmels vor, die ihn über sich und das, was ihm längst gefehlt, klar mache, und da ihm auch Constanze und die Freunde zuriethen, den Antrag anzunehmen, so schrieb er sofort an den unbekannten Besteller der Todtenmesse: daß er die Composition des Requiem übernehmen wolle, setzte — wie immer — ein sehr bescheidenes Honorar an, bemerkte aber zugleich, daß er die Zeit der Vollendung nicht genau bestimmen könne, doch wünsche er den Ort zu wissen, wohin er das vollendete Werk abzuliefern habe.

Diesen Brief gab er dem Boten und dieser entfernte sich mit einer tiefen, ernsten Verbeugung. *)

Aber mit ihm war auch alle wahre Heiterkeit und jede festliche Stimmung für heute verschwunden. Nicht als ob irgend Jemand weiteren Werth auf den — allerdings etwas

*) Die ganze Begebenheit mit dem Boten, wie sie hier und weiter vorkommt, ist streng historisch und wahrheitsgetreu

seltsamen — Vorfall gelegt hätte; wohl aber kamen die Männer nun auf Kirchenmusik zu sprechen; die Unterhaltung ward sehr ernst und das Fest endete mit der Aufführung einiger klassischer Tonstücke Palestrinas.

Als Alle weg waren, und Mutter und Kinder lange schliefen, ging Wolfgang Amadeus Mozart noch in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Tiefes Sinnen lagerte auf seiner Stirne: er dachte an den räthselhaften Boten, an die Aufforderung des Unbekannten — und an das sonderbare Zusammentreffen mit seinen, ihm selbst jetzt erst klar gewordenen Wünschen.

Ja! ja! das war es, was ihm gefehlt! Im großartigen Kirchenstyle mußte er sich einmal versuchen; — es kam ihm eine wahre Sehnsucht an, einmal den Staub der Erde abzuschütteln und sich auf den Riesenfittigen einer heiligen Begeisterung in gewaltigen Harmonien emporzuschwingen zu Gottes Thron. Die Posaunen des jüngsten Gerichtes schmetterten in seine Ohren und in gewaltigem Chore hörte er Unsichtbare rufen:

Dies irae, dies illa,
Solvet saeclum in favilla,
Teste David cum Sibilla.

Quantus tremor est futurus,
Quando judex est venturus
Cuncta stricte discussurus.

Aber nach und nach ward es wieder stiller in ihm. Die furchtbaren Bilder jenes Tages des Schreckens und des Gerichtes schwanden, das Glühen seines Kopfes, das

Stürmen seines Herzschlages mäßigten sich. Er ging ruhiger auf und ab, dem Ausdruck einer hohen, einer fast wilden Begeisterung folgte jener tiefer Trauer, und Thränen im Augen murmelte er: „Requiem aeternam dona eis Domine! et lux perpetua luceat eis.“ *)

---

*) Die Anfangsworte des Requiem: „Ewige Ruhe schenke ihnen, o Herr! und unvergänglich Licht erleuchte sie.“

Zum zweiten und drittenmale.

Wer kennt nicht die alte deutsche Volkssage von Dr. Johann Faust — jene merkwürdige Sage, die Göthe so herrlich benutzt hat? Zwei Volksbücher behandeln sie ursprünglich: „Georg Rudolph Wiedemann, die wahrhaften Historien von greulichen und abscheulichen Sünden und Lastern u. s. w. so Dr. Johannes Faustus getrieben," gedruckt zu Hamburg. 1599, und: „Das ärgerliche Leben und schreckliche Ende des vielberüchtigten Erz- und Schwarzkünstlers Dr. Johannis Fausti u. s. w. durch Joh. Nicolaum Pfitzerum, med. doct. Nürnberg. 1695."

Unstreitig verdient diese Erzählung unter allen tragischen Sagen des deutschen Volksbuches die größte Aufmerksamkeit. Sie verdient sie, theils wegen der tiefen Idee, die in ihr verhüllt ist, theils eben weil sie den Stoff

zu der originellsten Schöpfung unseres größten Dichters hergegeben hat.

Während wir in den beiden anderen tragischen Sagen, der vom Fortunat das Unglück des weltlichen Glücks, — im ewigen Juden aber die tiefergreifende Idee einer Unsterblichkeit, der die Ruhe und der Frieden des Herzens mangeln, durchgeführt finden, stellt uns die Sage vom Faust die innere Entzweiung und den inneren Kampf des Menschen zwischen Gut und Bös, zwischen Geist und Natur, die Verirrung der menschlichen Freiheit in das Böse mit schaudererregender Größe dar. Der Menschengeist, an der Unzulänglichkeit der eigenen geistigen Offenbarung irre geworden, verzweifelnd an der eigenen Kraft, und der allzumächtig anstürmenden Sinnlichkeit nicht mehr Herr, ergibt sich derselben, d. h. — der Sage nach — dem Teufel, um von ihm Befriedigung seiner Gelüste, seines dunkelen Strebens zu erlangen.

Dies ist die großartige Idee, welche in dem Volksbuche von Dr. Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt anschaulich gemacht werden soll, und die Göthe in seinem Faust so schön durchgeführt hat, nur noch verklärt durch den endlichen Sieg des Göttlichen im Menschen.

Aber diesen Kampf, hat ihn denn nicht jeder Mensch mehr oder weniger durchzukämpfen? muß er daher nicht auch eben soweit verbreitet sein, als nur Menschen wohnen und walten? und so treffen wir denn auch in der That bei den Spaniern, Italienern, Engländern und

Franzosen auf ähnliche Sagen, die freilich die Individualität jedes Volkes anders gestaltet hat.*)

Aber, wie gesagt, jeder Mensch führt ja, mehr oder weniger, diese Sage bei und in sich selbst durch; — er hat, wie „Robert der Teufel" seinen Bertram auf der einen, seine Alice auf der anderen Seite stehen, das gute und das böse Princip, und jedes von beiden will ihn zu sich heranreißen. Es ist der alte, Welt und Menschen zerklüftende Dualismus, der freilich vor dem ruhigen und klaren Blick der Vernunft in Nichts zerfällt.

Auch Mozart, so durch und durch edel er war, hatte in der Zeit seiner Kraft und Blüthe — wie wir wissen — gar manches schwache Stündchen, indem er sich zwar nicht dem Teufel verschrieb, wohl aber den Lockungen der Sinnlichkeit vielleicht hie und da etwas zu viel nachgab. Aber sein gutes, wirklich kindlich gutes Herz und seine Alice, d. h. sein treues Weib Constanze, führten ihn immer wieder auf den rechten Pfad zurück. Es waren kleine nebelhafte Verhüllungen der Sonne, die so göttlich schön in ihm strahlte; — menschliche Schwächen, die hie und da den kühnen, nach oben gerichteten Flug seiner Seele hemmten, die aber auch gar oft wieder gerade ein Antrieb zum Fluge waren. Nehmt diese Schwächen weg — und Mozart ist nicht mehr Mozart; — streicht sie aus seinem

*) Von Spanien hat dies Rosenkranz in seinem Werkchen: „Ueber Calderon's Tragödie vom wunderthätigen Magus," Halle u. Leipzig 1829; näher nachgewiesen.

Leben, und ihr habt seine Schöpfungen um tausend und abertausend Schönheiten ärmer gemacht.

Es gibt keinen Sterblichen, der nicht in seinem Innern Keime menschlicher Schwächen trüge, und in jedem Verhältnisse gibt es Anregungen und Reize die Menge, welche diese Keime wecken, befruchten und entfalten. Um aber diesen Wachsthum — der ja bei jedem Unkraut, besonders den Giftpflanzen, schnell und üppig zunimmt — zu wehren, verlieh uns Gott Dreierlei: einmal das Auge des Geistes, die Vernunft, die namentlich durch die Erfahrungen des Lebens einer großen Ausbildung fähig ist; dann die untrügliche Stimme des Gewissens, das in unserer Brust an des ewigen Richters Stelle zu Gerichte sitzt und vor jedem Unrecht warnt, und endlich: das innige Gefühl unserer Abhängigkeit von dem Ewigen, die Religion.

Religion hatte Mozart immer in seinem Herzen getragen, und zwar vor allen Dingen .... die Religion des Schönen, Guten und Edlen. Hing doch seine Seele wie ein Kind so schlicht, so natürlich, so hingegeben warm an diesen drei himmlischen Genien, die ihm unbedingt das Höchste waren, und welche die Liebe — die wirklich unbegränzte Liebe und Güte gegen alle Menschen — noch mit ihrem Sonnengolde überstrahlte. Nach Außen war er Katholik, d. h. er gehörte der katholischen Kirche an und achtete sie: aber es war ihm von der äußerlichen Religiosität durch das Leben, wie er oft selbst sagte, viel abhanden gekommen.

Mozart betete in seinen herrlichen Schöpfungen

und war Christ — im edelsten Sinne des Wortes — durch sein kindlich-frommes Gemüth. Darum beruhigte er sich auch, so lange er kräftig und lebensfroh dastand, bei seinen kleinen Verirrungen und Schwächen mit der Absolution seines Gewissens und jener seiner guten Constanze, der er ja in der That alle seine kleinen Sünden beichtete, und die auch immer liebevoll vergab.

Anders aber gestaltete sich die Sache nach einiger Zeit. Seit einem halben Jahre hatten die physischen Kräfte des edlen Maestro merklich abgenommen. Was einst die Mannheimer Freunde vorausgesagt, was alle späteren Freunde, was seine Frau ihm tausendmal wiederholt: daß er sich durch das viele Arbeiten während der Nächte ruiniren würde, bewährte sich jetzt, und doch konnte Mozart noch immer diese unselige Gewohnheit nicht lassen. Dies nächtliche Arbeiten war es indessen nicht allein, was seine körperliche und geistige Gesundheit mit der Zeit so völlig untergraben, daß jetzt der Körper ernstlich siegte und den Geist gar oft eine unheilvolle Melancholie zu überschatten anfing. Dies Werk der Zerstörung hatten zumeist die nicht endenwollenden Sorgen und das niederdrückende Gefühl des Verkanntwerdens fertig gebracht.

Früher freilich schüttelte Mozarts heiterer, lebenslustiger Geist, im Gefühle der eigenen Kraft und im Bewußtsein der ihm innewohnenden schöpferischen Fülle, alle Sorgen leicht ab. Welt und Leben lagen ja noch vor ihm — er fühlte, was er war, was er leisten konnte, wie hoch er über allen Musikern seiner Zeit stehe .... es konnte

ihm ja nicht fehlen, einmal mußte das Verdienst siegen, einmal mußte ihm Gerechtigkeit werden!!

Aber Jahre auf Jahre vergingen, — er hatte der Welt Meisterwerke gegeben, die einzig in ihrer Art dastanden; — Werke, das fühlte er selbst, die ihn unsterblich machen mußten .... und doch .... er blieb fast unbemerkt, ewig angefeindet, ewig den Intriguen der erbärmlichsten Menschen ausgesetzt, nie vollkommen durchdringend, ohne Anerkennung von oben, ohne eine seiner würdigen Anstellung, ohne jemals in finanzieller Beziehung nur dahin gelangen zu können, wenigstens von Nahrungssorgen frei, mit voller heiterer Seele und in dem Bewußtsein einer ruhigen Zukunft schaffen zu können. Und doch! und doch! welche theils ganz unbedeutenden, theils erbärmlichen Seelen machten vor seinen Augen die glänzendsten Carrieren, standen reich, angesehen, hoch geehrt in der Welt und schauten vielleicht noch mitleidig lächelnd auf ihn herab!

Das war der Wurm, der an seiner Seele nagte, und die Blüthe seines körperlichen und geistigen Lebens zerfraß! .... nicht Neid, nicht Mißgunst .... die kannte Mozart nicht; aber .... niedergeschmettertes Selbstbewußtsein, tief gekränktes Ehrgefühl und der Gedanke .... daß er all das Herrliche, was er unter günstigeren Lebensbedingungen hätte leisten können, ... so nicht zu vollbringen vermöge! Daher der Trübsinn, der ihn mehr und mehr überschlich und in dessen Gefolge ihm auch die furchtbare

Idee kam, die ihn nie mehr verließ: er sei von einem seiner Feinde vergiftet!

Sein Kopf war es dabei besonders, der litt. Der Ueberreiz der Nerven durch Schaffen, Sorgen und dann wieder gewaltsame übertriebene Zerstreuungen griffen sein Gehirn an, und doch war seine geistige Aufregung nie größer gewesen, als eben jetzt. Eine gewisse Unruhe hatte sich seiner bemächtigt; unaufhörlich sprach eine innere Stimme in ihm: „Du lebst nicht mehr lange!" und diese Stimme fand durch den zeitweisen Blutzudrang nach Herz und Kopf, oder durch die Ohnmachten, die ihn oft bei seiner Arbeit überraschten, ihre bedeutungsvolle Bestätigung.

So war Mozart in der letzten Zeit ernster und ernster geworden, obgleich es Tage und Stunden gab, wo er auch seine ganze frühere Heiterkeit fand. Aber früher war die Heiterkeit Regel, und jede andere Stimmung Ausnahme, — jetzt war umgekehrt eine ernste, fast trübe Weise zur Regel geworden und die Ausnahmen machten nur Streiflichter der Heiterkeit.

Mit dieser Stimmung, mit diesen ewigen Todesahnungen überkam ihm aber auch in musikalischer Beziehung eine dunkle Sehnsucht nach irgend einer ernsten, großartigen, gewaltigen, zur Ewigkeit und Unsterblichkeit hinanreichenden Leistung. Die Gedanken: Gott, Ewigkeit, Unsterblichkeit beschäftigten seinen Geist jetzt ohnedem oft, wenn der knöcherne Arm des Todes aus der Tiefe des Grabes heraufgriff und den Schleier, der dieses so wohlthätig für uns bedeckt, ein wenig lüftete. Kein Wunder war es

daher, daß ihn die Bestellung des Requiem im Anfange etwas verblüffte; kein Wunder, daß er, bei seiner nervösen Aufregung, in der räthselhaften Sendung einen höheren Wink erblickte: die Fülle seiner Gefühle, den gewaltigen innern musikalischen Drang in einer ganz großartigen Kirchenmusik auszudrücken und darzulegen. Der Componist, der Mensch, der Christ und der Katholik fanden in diesen Gedanken eine gewisse Beruhigung.

Aber Mozart sollte vor der Hand doch noch nicht zu dieser Arbeit kommen. Einmal war die „Zauberflöte" noch nicht vollständig componirt, und dann erhielt der große Meister jetzt auch noch den ehrenvollen und vortheilhaften Antrag, für die Prager zur Krönung des Kaisers Leopold die Opera seria: „La Clemenza di Tito" zu schreiben.

Es versteht sich von selbst, daß er den Antrag annahm: Constanze und die Freunde hofften dabei sehr viel von der Reise nach der ihm so theuern Hauptstadt Böhmens, wo er erst vor wenigen Jahren mit Bondinis, Duscheks und den Uebrigen bei Gelegenheit der Entstehung und Aufführung „Don Juans" so glückliche Tage verlebt. Schon die Luftveränderung mußte wohlthätig wirken, und damit sich Mozart nicht allzusehr anstrenge — die für die Composition der Oper gegebene Zeit war sehr kurz — sollte Freund Süßmayer mitreisen und mithelfen.

Die Sache verhielt sich wie folgt: Metastasio's Gedicht war, seiner ursprünglichen Form nach, dem Rahmen und den Verhältnissen einer modernen Oper nur wenig entsprechend, indem es wenig Handlung durch drei Acte

mühsam hindurch schleppte und Nichts, als eine Reihenfolge von Arien und Recitativen enthielt.

Das war nun für Mozart eine schlimme Sache. Sollte die ganze Oper nicht unendlich werden, mußte das Libretto vor der Composition umgearbeitet werden. Aber wer sollte das thun? Endlich fand sich Signor Marroli, Hofpoet des Kurfürsten von Sachsen, der es denn auch übernahm und unter der unmittelbaren Leitung Mozart's ausführte. Man unterdrückte den zweiten Act, als für die Handlung unnöthig; knüpfte den ersten an den dritten mit einigen Bruchstücken dessen an, der ausgemerzt worden war; und um die Einförmigkeit der auf einander folgenden Recitative und Arien zu unterbrechen, vereinigte man mehrere Scenen in dem Final-Quintette des ersten Actes, dem Hauptstücke des Werkes, welches wir daher Mozart zweifach verdanken: einmal, weil er es war, welcher den poetischen Stoff vorbereitete, und dann, weil er es wieder war, die Partitur desselben schrieb.

Mittelst dieser Abkürzungen gewann nun der Text des „Titus" sehr viel an Schnelligkeit und Interesse; die kreuzenden Partieen der vier Liebenden, — welche sich stets bei Metastasio vorfinden, — wurden weniger schleppend, und was das Wesentlichste ist, man führte in die Oper die Ensemble-Scenen ein, die immer so günstig für die Entwickelung der großen Effecte der Bühnenmusik sind.

Aber! . . . . diese Umarbeitung hatte wieder Zeit gekostet und nun blieben Mozart für die Composition der ganzen Oper — nur achtzehn Tage! — — —

Achtzehn Tage zu einer Tonschöpfung wie der „Titus!“ ....

Was war da zu machen? — Ja, wäre Amadeus noch der Alte gewesen, noch so rührig, noch so lebenskräftig, von solcher Elasticität an Körper und Geist, wie er es vor vier Jahren gewesen, da er den „Don Juan“ schuf! ... aber .... Mozart fühlte, daß es nicht mehr so sei. Seine immer mehr abnehmenden Kräfte machten es ihm klar, daß die Sache für ihn unmöglich wäre, wenn er es unternehmen wollte, das ganze Werk in Mozart'schem Style zu schreiben. Zwischen diese traurige Ueberzeugung und die gebieterische Verpflichtung eingeengt, sah er sich in die Alternative versetzt, entweder ein mittelmäßiges Ganzes zu liefern, oder die Zeit und die Kräfte, die ihm geblieben waren, für einige auserwählte Scenen aufzusparen und den übrigen Theil des Geschäfts im laufenden Style der italienischen Musik abzufertigen.*)

Was ihn hiefür aber mit bestimmte, war die eigenthümliche Unruhe und Sehnsucht an die Composition des Requiems zu kommen. Etwas ihm Unerklärliches zog ihn, wie mit Geistergewalt, an diese Arbeit. Er sehnte sich nach derselben, und doch durchfröstelte ihn manchmal ein leiser Schauer, wenn er an dies Todtenopfer dachte. Uebrigens hatte er ja auch hier eine große Verpflichtung übernommen. Denn bald nachdem der räthselhafte, bleiche, in tiefe Trauer gehüllte Bote zum erstenmal dagewesen, erschien er

*) Oulibicheff: III. Thl. S. 451. „La Clemenza di Tito.“

zum zweitenmale, und brachte nicht nur das bedungene Honorar mit, sondern auch das Versprechen einer beträchtlichen Zulage bei Uebergabe der vollendeten Partitur, da Mozart bei seiner Forderung zu billig gewesen sei. Uebrigens — setzte der Bote auf seine ernste und kurze Weise hinzu — möge er ganz nach der Laune seines Geistes arbeiten. Doch solle er sich gar keine Mühe geben, den Besteller zu erfahren, indem es gewiß umsonst sein werde.*)

Bei Mozart's krankhafter Stimmung, bei der Aufgeregtheit seines Geistes, bei der Unruhe, die ihn so oft erfaßte und der Melancholie, die ihn mit dem Gedanken einer Vergiftung quälte, mußte dies räthselhafte Auftreten des — eine Seelenmesse bestellenden — Boten ganz natürlich tief ergreifend auf ihn einwirken. Mozart war dabei, wie schon erwähnt, Katholik; das religiöse Element — welches das bewegte Künstlerleben während der Zeit seiner vollen Kraft zurückgedrängt — trat jetzt wieder mehr in den Vordergrund; — die Kirche blickte ernst auf ihren Sohn, der, seit seiner Kindheit, fast nichts für sie gethan. Vielleicht war die Bestellung des Requiem ein Wink, sein eminentes musikalisches Talent auch einmal dem Ewigen, dem Göttlichen — der, dieses Ewige und Göttliche auf Erden vertretenden Kirche zu weihen. Und — wenn er vergiftet war, wie er glaubte, stand dann nicht auch für ihn das Grab offen; — und dann — was lag hinter dem Grab? Die-

*) Nissen: S. 554. Oulibicheff: Thl. I. S. 262.

selbe Kirche schmetterte bei diesem Gedanken ihm ihr: „Dies irae, dies illa!" entgegen. Auch Mozart fühlte sich Mensch, mancher Thorheiten bewußt, und: „Dies irae, dies illa!"

„Die Bestellung des Requiem ist ein Ruf des Himmels!" — das stand daher bald in ihm fest; — „also so rasch daran als möglich, — — wir sind alle Sterbliche, — wer kann wissen, wie lange du noch lebst!"

Um aber an das Requiem zu kommen, mußten erst „Zauberflöte" und „Titus" vollendet sein. Dies war aber mit der „Zauberflöte" noch nicht der Fall, und „Titus" war noch gar nicht angefangen; heute jedoch sollte das letztere geschehen und zugleich die Reise nach Prag angetreten werden. — —

„Nun, wie stehts, Stanzerl?" — frug Mozart eben seine Gattin, die, — in Reisekleider gehüllt, ihr jüngstes Kind auf dem Arme, — in demselben Augenblicke in das Zimmer trat. — „Wie stehts, ist der Wagen, — ist Süßmayer noch nicht da?"

„Der Wagen noch nicht, Männchen," — entgegnete die Angeredete, indem sie ihren kleinen Wolfgang Amadeus herzte und küßte — „aber Süßmayer wird gleich hier sein, ich sah vom Fenster aus ihn die Straße herunter kommen."

„Das ist schön!" — versetzte Mozart. — „Süßmayer ist doch ein recht zuverlässiger, braver Mensch; ich vergesse oft ganz, daß er mein Schüler ist, so geht er auf meine Ideen ein."

„Ja!“ — meinte Constanze — „ich glaube nicht, daß es noch Jemand gibt, der Dich in musikalischer Beziehung so gut versteht wie er.“

„Niemand!“

„Und er hat auch so ganz Deine Art zu componiren angenommen.“

„Nun, wenigstens ist er auf dem besten Wege. Nur eines fehlt . . . .“

„Und das ist die Genialität. Aber, liebes Männle, es gibt eben auch nur einen Mozart — einen Wolfgang Amadeus!“

„O nein!“ — sagte hier Mozart freundlich, denn die Reise nach Prag, die eben jetzt angetreten werden sollte, hatte ihn heute heiterer gestimmt, als er lange gewesen, — „O nein! es gibt deren zwei!“ — und dabei küßte er herzlich den Säugling, den sein treues Weib auf dem Arme hielt. — „Aber“ — fuhr er dann fort — „du willst doch den kleinen Kerl nicht mitnehmen?“

„Leider kann ich es nicht!“ — sagte Constanze mit einem Ausdruck von Wehmuth und mütterlichem Schmerz auf das frische Kinderantlitz schauend. — „Ich muß ja Karl und mein Püppchen der Schwester überlassen!“ — Und sie drückte, eine Thräne im Auge, das geliebte Kind an ihr Herz.

Es war ein schöner Anblick; denn Constanze war noch eine recht hübsche Frau, und nie hat es ja überhaupt auf Erden etwas schöneres gegeben, als eine junge Mutter, ihr blühendes Kind im Arme: Sie, die Liebe, die Zärtlich-

keit, die Fürsorge selbst: der kleine Liebling mit rosig angeschlafenen Wangen und den hellblickenden, freundlichen Augen, ein Bild der Unschuld und der Hülflosigkeit. Ach! Du lächelst noch nicht; — aber Du wirst noch lernen .... zu lächlen .... und .... zu weinen!

Für Constanze mußte denn natürlich auch die Trennung von ihren beiden Kindern um so schmerzlicher sein, als sie schon so viele verloren und diese ihr daher doppelt an das Herz gewachsen waren. Aber konnte sie denn Amadeus unter den obwaltenden Umständen allein gehen lassen? ihn, der so sehr an sie und ihre kleinen Hülfeleistungen gewöhnt war; der ohne sie so wenig leben konnte, wie sie ohne ihn; dessen oft trübe, melancholische Stimmung so sehr ihrer freundlichen Aufheiterung bedurfte: dessen physische Erschlaffung und Kränklichkeit eine immerwährende Pflege und Leitung nöthig machte? Und war sie nicht von jeher sein guter Engel gewesen? — Nein! und hätte Constanze ihre Kinder noch länger verlassen müssen: hätte sie durch Zurückbleiben eine Welt von Schätzen und Freuden gewinnen können, sie würde dem geliebten Gatten doch gefolgt sein! — Und — ist denn dies nicht gerade ein Beweis, wie herzlich, wie treu und innig sie den Gatten liebte?

Wahre eheliche Liebe — nicht Verliebtsein — wahre eheliche Liebe ist ja eine auf das höchste gesteigerte, in göttlichem Lichte verklärte Freundschaft, und zwar eine Freundschaft, die keine vorübergehende Aufwallung: sie ist dauernde Stimmung und Hinneigung unseres Wesens

zu einem anderen gleichgestimmten Wesen; sie ist eine innige, treue Anhänglichkeit — ein Leben in der Ueberzeugung, daß man sich durch Vereinigung der Naturen wechselseitig beglücke; — ein stilles aber wonnevolles Streben nach einem beglückenden Zusammenleben, einem geistigen Verschmelzen zweier Wesen zu Einem. Das ist wahre eheliche Liebe, und diese verband ja auch Mozart und sein Weib; wie hätte da Constanze den Gatten allein ziehen lassen können? Aber schmerzen mußte sie die Trennung von den Kindern natürlich doch immer.

Jetzt blieb ihr indessen keine Zeit übrig, diesem Schmerze nachzuhängen, denn eben trat Süßmayer ein.

„Endlich!" — rief Mozart seinem Schüler entgegen — „ich warte mit Sehnsucht auf Sie; wir haben noch viel zu besprechen. Sind Sie zur Reise fix und fertig?"

„Ja, verehrter Maestro!" — sagte Süßmayer, dessen jugendliches Antlitz vor Freude über die bevorstehende Reise strahlte. — „Ich kann jeden Augenblick in den Wagen steigen."

„Nun denn, also noch einmal unsere Uebereinkunft!" — rief Mozart — „La Clemenza di Tito muß — wenn wir in Prag sind — in achtzehn Tagen fertig sein. Es beibt mir also gar nichts übrig, als jetzt gleich im Wagen die Arbeit anzufangen. Versteht sich von selbst im Kopfe. Sie, mein lieber Süßmayer, als mein bester Schüler, — als ein Mann, der mich durch und durch versteht, — Sie begleiten mich. Ich gehe mit Ihnen, wäh-

rend wir über Berg und Thal reisen, den ganzen Plan der Oper durch, theile Ihnen auch den Gang der Instrumentation mit, und während ich dann die Hauptpiecen und die Finales componire, übernehmen Sie — es ist mir ja sonst unmöglich, das Werk fertig zu bringen — die Recitative; nur behalte ich mir natürlich die Revision vor."

„Maestro!" — rief hier mit verklärten Zügen Süßmayer, indem er Mozarts Hand erfaßte und mit Begeisterung an sein Herz drückte, — „wie soll ich Ihnen, meinem großen Meister, meinem herrlichen aber unerreichbaren Muster und Ideal, für dieses große Vertrauen danken! Bei Gott! ich habe keine Worte dafür!"

„Nun, mein Lieber," — sagte Mozart lächelnd — „danken Sie es mir dadurch, daß Sie es rechtfertigen!"

„Ja, das will ich!" — rief der junge Mann feurig — „alle meine Kräfte, Alles, was ich von Ihnen, dem großen genialen Mozart gelernt habe, will ich daran setzen, Würdiges zu schaffen."

„Und nun" — fuhr Mozart fort, indem er eine Blechbüchse vom Tische nahm und sie mit noch unbeschriebenen Notenblättchen füllte — „sehen Sie hier, daß ist mein Reise-Tagebuch. Jetzt steht freilich noch nichts darin, aber bis wir nach Prag, meinem lieben schönen Prag kommen, denke ich, soll wenig mehr unbeschrieben sein. Die Kapsel kommt in eine Seitentasche des Wagens; — — nun, ich werde schon während des Fahrens nach meiner alten Gewohnheit nicht nur meine Phantasie auf neue melodische

Erfindungen ausgehen lassen, sondern auch componiren und dabei, ohne es zu wissen, wie gewöhnlich, brummen und summen. Bildet sich alsdann im Kopfe etwas Gescheidtes .... wie der Blitz wird es auf ein solches Blättchen notirt; dann haben wir in Prag hübsch leichte Arbeit."

„Sicher! ich verstehe ja Ihre Chiffern, als ob ich sie selbst geschrieben hätte!" — versetzte Süßmaier.

„Wohl gemerkt!" — fuhr der Maestro hier fort — „es ist nicht die Rede davon, als ob ich bei der Schöpfung dieser neuen Oper leichtsinnig zu Werke gehen, das Ding nur so flüchtig und schnell hinwerfen wollte. Aber ich muß der Zeit und" — setzte er trübe und mit einem Seufzer hinzu — „leider auch meinen abnehmenden Kräften Rechnung tragen. An einer tüchtigen Durch- und Ausarbeitung soll es indessen doch nicht fehlen."

Jetzt trat Sophie Weber, den kleinen Karl an der Hand, ein, und meldete, daß der Reisewagen vorgefahren sei.

„Nun denn, in Gottes Namen!" — rief Mozart — „laßt unsere Sachen aufpacken und dann fort. Es ist wahrlich keine Minute zu verlieren!"

Und er küßte Kinder und Schwägerin herzlich und eilte dann voran in den Wagen. Constanze kam nicht so schnell fort; zweimal noch trieb sie, nachdem sie schon Abschied genommen, das Mutterherz zurück, die Kinder mit Küssen zu bedecken. Endlich riß auch sie sich entschieden los und eilte dem Wagen zu. Mozart und Süßmayer saßen schon in

demselben, ersterer im Fond, letzterer auf dem Rücksitze, dem Maestro gegenüber.

„Bist du endlich da?“ — sagte Mozart ungeduldig. — „Warum denn solches Abschiednehmen, wir kommen ja in wenigen Wochen wieder. Nun, eile dich, Herz, und steige ein.“

Constanze schickte sich in der That dazu an; — in demselben Augenblick aber fühlte sie, daß sie Jemand am Kleide zupfte, sie blickte sich um; — — — da entfuhr ihr und Mozart zu gleicher Zeit ein Schrei. Dicht neben dem Wagen stand, gleich einem Geiste, die lange, hagere, bleiche, in Schwarz gehüllte Gestalt des räthselhaften Boten.*)

Wir wissen schon, welchen Eindruck die Bestellung des Requiem bereits auf Mozart gemacht. Weil ihn selbst die schwarzen Schatten unseliger Todesahnungen überdeckten, galt es ihm als ein Wink des Himmels; — was ihm aber bis jetzt nur dunkel vorgeschwebt, erhob diese dritte, so ganz unerwartete Erscheinung des räthselhaften Boten in seinem schon leidenden Gehirne zur unumstößlichen Gewißheit. Und lag darin etwas Auffallendes, da dieses dritte Auftreten des Boten selbst Constanze, — die bisher gar nichts Absonderliches in der Bestellung gesehen — so peinlich überraschte, daß ihr ein Schrei des Schreckens entfuhr?

Aber die harten Züge des Boten veränderten sich nicht.

*) Streng geschichtlich. Nissen: S. 555. Oulibicheff: I. Thl. S. 263.

„Wie wird es nun mit dem Requiem aussehen?“ — frug er ernst und lakonisch.

„Mit dem Requiem?“ — entgegnete Mozart, und ein leichter Schauer rieselte durch seine Glieder, und es war ihm, als höre er aus der Tiefe die Posaunenstöße des jüngsten Gerichtes. — „Nun, ich kann diese Reise nicht verschieben! .... Eingegangene Verpflichtungen rufen mich nach Prag — — und — — da ich den Besteller nicht kenne, war es für mich eine Unmöglichkeit, ihn von dem Aufschube zu benachrichtigen. Sagen Sie indessen dem Unbekannten“ — fügte hier Mozart langsam und mit einer eigenen Betonung bei — „daß das Requiem bei meiner Zurückkunft meine erste Arbeit sein soll. Es kommt freilich darauf an, ob der Unbekannte so lange darauf warten will?“

„Er wird so lange warten!“ — entgegnete der Bote, verneigte sich und verschwand.*)

Alle schwiegen. Mozart und Constanze drückten sich jedes in seine Ecke und der Wagen rollte davon.

---

*) Geschichtlich. Am angeführten Orte

Hm, hm, hm!

„So!" — sagte Bondini, zu seiner kleinen netten Frau zurückkehrend, — „ich habe Mozart, seinem Weibe und Süßmayer noch das Geleite bis zur Hausthüre gegeben. Es hat mich sehr gefreut, daß sie heute bei uns speisten: war es doch . . . ."

Aber Bondini hielt hier plötzlich inne, denn seine Blicke fielen auf seine Frau, die ihr Gesicht hinter ihrem Schnupftuche barg und still weinte.

„Mein Kind, was ist das?" — sagte er dann milde, indem er die Hand mit dem Schnupftuche von den Augen seiner Frau wegzog, aus welchen in der That Thränen perlten. — „Du weinst? Das bin ich ja an meiner heiteren Leonora gar nicht gewöhnt. Was ergreift Dich denn mit einemmale so schmerzlich?"

„Kannst Du fragen?" — entgegnete die Angeredete

traurig. — „O ich habe es Dir wohl während dem Essen angesehen, daß Du so erschüttert warst, wie ich. Aber Du hast Deine Gefühle unterdrückt, — Du möchtest es nicht Wort haben, — möchtest Dir es selber nicht gestehen, wie sehr unser edler Freund, seit wir ihn nicht mehr sahen, abgenommen hat!"

„Ja!" — sagte Bondini jetzt ernst und trübe, indem er mit großen Schritten und auf der Brust gekreuzten Armen im Zimmer auf und ab ging, — „Du hast Recht! Ich wollte es mir selbst nicht gestehen und Dich nicht betrüben: Mozart ist nicht der Schatten mehr von dem, was er vor vier Jahren war!"

„Ach!" — rief die kleine Bondini, und ihre schönen Augen blitzten unter Thränen auf — „wie übersprudelnd heiter und lebensfroh war er damals: immer voll Witz, voll toller Streiche, voll Muthwillen und Lustigkeit; kräftig, trotz seinem unansehnlichen Aeußern, riesengewaltig in seinem Arbeiten und Schaffen. Denke nur an die Ouvertüre zu „Don Juan," die er in einer Nacht schrieb."

„Ich denke daran!" — sagte Bondini bedeutungsvoll, — „Du weißt, daß ich diese Nacht und den darauf folgenden Tag nie vergessen werde."

„Freilich! sie haben Dir Angst und Schweiß gekostet, haben uns aber auch wohlhabend gemacht. Wir sind glücklich, gesund und froh, und er, dem wir unser Glück zu danken haben, er . . . . o ich darf es gar nicht ausdenken!"

Und die kleine Frau drückte das Schnupftuch wieder vor ihre Augen und weinte bitterlich.

„Nun!" — sagte Bondini nach einigen Minuten, in welchen er schweigend auf- und abgegangen war, — „vielleicht ist es doch nicht so schlimm, als es den Schein hat. Er war ja heute bei Tische ganz munter."

„Ja!" — rief die kleine Frau — „eben diese Munterkeit ist es gerade, die mir das Herz zusammenschnürt. Sie war krankhaft, — wehmüthig möcht' ich sagen. O wenn er mich mit seinen treuen Augen, die aber jetzt so matt, so trübe sind, ansah, wenn sich die sonderbar erschlafften Züge seines bleichen Antlitzes zu einem Lächeln zwangen, wie schmerzlich, wie wehmüthig war das; — schien es Dir nicht auch, als wolle er dann immer sagen: ich möchte noch so gerne leben und heiter und glücklich sein . . . . aber . . . . der Tod sitzt mir im Herzen."

„Er hat zu viel gearbeitet, sich zu viel angestrengt, und nun ist sein Körper geschwächt, sein Geist überreizt."

„Und die Kraft seiner Seele gebrochen."

„O nein! o nein!" — rief hier Bondini — „es ist eminent, was der Mann, bei seinem so geschwächten Körper geistig noch leistet. Denke Dir nur, da componirt er zu gleicher Zeit für Schikaneder die „Zauberflöte" und für hier: „La Clemenza di Tito," zwei musikalische Werke, die in Tendenz und Haltung des Stoffes und der Musik himmelweit von einander verschieden sind, und dabei arbeitet sein Gehirn schon wieder im Voraus an einem Requiem, das er, so wie er nach Hause kommt, beginnen will. Aber das ist noch nicht alles, denn er hat auch vor wenigen Wochen eine Clavier Cantante: „Die ihr des

unermeßlichen Weltalls Schöpfer ehrt," componirt, dabei ein Concert für die Clarinette und ist an einer Freimaurer-Cantate, die er den 15. November abliefern muß!"*)

„Dann ist es freilich kein Wunder, wenn er zu Grunde geht!" — rief die kleine Frau unwillig. — „Aber kann ihn denn seine Constanze, können ihn denn nicht seine Freunde von diesem rasenden Beginnen abhalten?"

„Wir haben alles gethan, was möglich ist!" — versetzte Bondini achselzuckend. — „Einmal aber hat er für diese sämmtlichen Compositionen Verbindlichkeiten eingegangen, und Du weißt, wie streng Mozart über Worthalten denkt; dann aber — und dies liegt am schwersten auf meiner Seele — hat sich seiner eine wahrhaft unheimliche Unruhe bemächtigt. Sie spricht aus seinen Blicken, aus seinen Worten, aus seinem ganzen Wesen und treibt ihn denn auch an alle diese Compositionen. Und weißt Du, wie mir diese Unruhe vorkommt?"

„Nun?"

„Ich wollte Dir's erst nicht sagen; da Du nun aber selbst angefangen, so will ich damit herausrücken, denn es liegt mir wie ein Berg auf dem Herzen."

„Und?"

„Jene Unruhe kommt mir vor, als ob Körper und Geist bereits das Herannahen der Auflösung spürten, und jetzt schon mit einer gewissen Angst noch so viel als möglich zu genießen, zu vollenden suchten!"

---

*) Historisch. Nissen: S. 548.

„Entsetzlich!"

„Möge Gott geben, daß ich mich geirrt habe; aber, aber! ich fürchte, ich sehe hier recht!"

Eine längere Pause entstand. Endlich hob die kleine Frau, das Haupt schwermüthig auf den Arm gestützt, wieder an:

„Wenn Mozart so früh untergehen sollte — was ich mir immer noch nicht denken kann — läge doch etwas unendlich Tragisches in seinem Geschicke: so groß, so herrlich, so verehrt und doch wieder so vergessen, so unbelohnt! — scheidend — ohne mit dem unverwelklichen Lorbeerkranze gekrönt zu sein, der ihm, ihm vor Allen gebührt."

Sie stand auf, warf das Taschentuch hin und sagte:

„Ich will ausgehen! Wände und Decke liegen auf mir, als wollten sie mich erdrücken. Ich kann nicht hier bleiben — — mein eignes Zimmer gähnt mich wie sein Grab an!"

Und sie machte sich zum Weggehen fertig. Bondini, ebenso der Zerstreuung bedürftig, ging auf das nächste Kaffeehaus. Aber wie überrascht war er, als er Mozart und Duscheck hier fand.

„Das ist recht, Bondini, daß Sie kommen!" — rief Duscheck schon von weitem — „Mozart und ich wollen eben ein Parthiechen Billard machen. Sie wissen ja noch von früher, daß Mozart dies Spiel leidenschaftlich liebt."

„Gewiß!" — sagte Bondini aufgeheitert, da er den Freund, von dem eben die Rede gewesen, gleichfalls mit ziemlich heiterer Miene fand.

„Ich wollte und sollte freilich an die Arbeit gehen!" — fiel hier Mozart ein, — „aber Bondini ist schuld, wenn ich jetzt taugenichtse!"

„Ich?" — rief Bondini.

„Ja!" — sagte Mozart. — „Essen und Weine waren so gut, daß ich jetzt noch nicht arbeiten kann. Die Verdauung geht nicht mehr so wie früher. Da wollen wir denn durch eine tüchtige Motion am Billard nachhelfen."

„Das ist prächtig!" — rief Bondini einen Queue ergreifend, und das Spiel begann.

Unter dem Spiel aber benahm sich Mozart so sonderbar, daß sich Duscheck und Bondini mehreremale verstohlen ansahen. So oft er nämlich nicht selbst am Stoße war, summte er nach einer ganz eigenen Melodie: „Hm, hm, hm!" — — „hm, hm, hm!" vor sich hin und wiederholte dies oft. Dann plötzlich griff er in die Tasche, zog ein Stückchen Papier heraus, warf einen raschen Blick darauf, — — spielte weiter — und fing aufs Neue sein melodisches „Hm, hm, hm!" — — „hm, hm, hm!" zu summen an.

Die Freunde konnten sich gar nicht denken, was das sein sollte. Als aber Mozart einmal an das Fenster getreten war und ihnen auf Augenblicke den Rücken zuwandte, näherte sich Duscheck leise dem Director und flüsterte ihm ins Ohr:

„So geht es nun schon seit drei Tagen beim Billardspielen. Wenn nur nicht . . . ."

Und er sah Bondini mit großen Augen bedenklich an,

als wolle er sagen: Wenn es nur nicht dem armen Freunde da oben fehlt.

In dem Augenblicke drehte sich Mozart um:

„Hm, hm, hm!“ — „hm, hm, hm!“ — brummte er, und that, da die Reihe an ihm war, einen famosen Stoß.

„Aber zum Teufel, Mozart!“ — rief jetzt Duscheck lachend — „was soll denn nur dein verfluchtes immerwährendes: „Hm, hm, hm!“ — „hm, hm, hm, hm!“ mit dem Du mich nun schon seit drei Tagen beim Billard regalirst.“

Ueber Mozarts Züge glitt ein trübes Lächeln, — ein Lächeln, das wie ein matter Sonnenblick war, der flüchtig über ein mit Leichen bedecktes Schlachtfeld fährt.

„Werdet's schon sehen!“ — sagte er dann — „wenn die Parthie aus ist.“

„Gut!“ — riefen Beide — „so lange haben wir Geduld.“

Als nun aber das Spiel wirklich vollendet war, und alle Drei ihre Queues niedergelegt hatten, sagte Mozart:

„Jetzt kommt und hört!“

Und er ging ihnen voran in die Privatzimmer des Wirthes, der ihn schon von seinem früheren Aufenthalte in Prag wohl kannte und ein großer Verehrer von ihm war, setzte sich an das Clavier und spielte ihnen das köstliche Quintett aus dem ersten Acte der „Zauberflöte“ vor, das, weil Papageno ein Schloß vor dem Munde hängt, mit: „Hm, hm, hm!“ beginnt.

Mozart hatte dieses herrliche Musikstück während dem Billardspielen componirt.*)

Die Freunde waren entzückt. Aber wie originell war auch diese Musik, wie anmuthig, wie wahrhaft bezaubernd! Flossen doch die Melodieen dieses herrlichen Quintetts so leicht, so gefällig in einander, daß sie das Herz mit einer Art kindlichen Freude berührten; während doch auch wieder das künstlerisch ausgebildete Ohr durch ihre Anmuth und musikalische Schönheit gewonnen wurde. Einige syllabische Sätze des Allegro, die angenehmsten nach Bondinis Ansicht, hatten den Gang und die pikante Ungezwungenheit eines Instrumental-Scherzo: Sil—ber—glöck—chen —Zau—ber—flöten u. s. w. Alles war zauberhaft und wundervoll.

„Ja, bei Gott!“ rief Duscheck entzückt. — „Mozart selbst ist ein Zauberer! Wie da der Hauch unsichtbarer Regionen zu uns dringt!“

„Und durch was?“ — setzte Bondini hinzu, — „durch Töne, welche sich in der kleinen harmonischen Distanz, aber nichtsdestoweniger auf eine ungewöhnliche und frappante Weise folgen, in Betracht der Mischung der Sexten-Accorde mit den vollkommenen Accorden, und des Majore mit dem Minore.“

„Herr! das verstehe ich nicht!“ — sagte jetzt der Wirth, der leise herein und hinter die Freunde getreten — „aber

*) Historisch. Nissen: S. 560. Oulibicheff: I. Thl. S. 264. Jahn: III. Thl. S. 420.

das verstehe ich, daß Herr von Mozart da wieder etwas geschaffen hat, das einem das Herz im Leibe lachen macht. Ich freue mich schon jetzt auf die Zauberflöte."

„Erst, mein Bester," — versetzte Mozart, indem er vom Instrumente aufstand und trübe lächelte — „erst kommt La Clemenza di Tito daran und dann — wenn wir es erleben — auch die Zauberflöte."

Und zu den Freunden gewandt, setzte Mozart hinzu:

„Jetzt wißt Ihr, was das: Hm, hm, hm! beim Billardspiel bedeutete."

La Clemenza di Tito.

Böhmens Hauptstadt, das schöne stolze Prag — überfüllt durch die ungeheure Masse von Fremden, die in den letzten Tagen durch seine Thore eingezogen — befand sich in einem warhaft fieberhaften Zustande. Die Glocken läuteten, die Kanonen donnerten, von allen Thürmen und Zinnen wehten Fahnen, in allen Straßen wogten unabsehbare Volksmassen, in allen Herzen thronte Lust und Freude, alle Köpfe dachten nur an Eines: wo und wie man am besten und am meisten von den Feierlichkeiten sehen, von den Festen genießen könne: denn heute wurde ja hier Kaiser Leopold II. zum Könige von Böhmen gekrönt!

Jedermann weiß, was eine Kaiser- oder eine Königskrönung heißen will! So etwas kommt nicht alle Tage vor; solch ein Erlebniß wird noch den Kindern und Enkeln

erzählt; es ist ein Lichtpunkt in dem Leben der meisten Menschen, die ja doch ihr Dasein nach Festen und Bällen, kostbaren Schmausereien und wilden Trinkgelagen bemessen, wie der Edle es bemißt nach menschenbeglückenden Thaten. Und sind denn die meisten Menschen etwas anderes als große Kinder? Wenn sie murren und unzufrieden sind, gebt ihnen etwas zu sehen: den feierlichen Einzug eines Fürstenpaars, ein großartiges Feldmannöver, ein recht pomphaftes Kirchenfest, ein beliebiges Volksschauspiel, einen kleinen Krieg, oder gar die großartigen Feierlichkeiten einer Krönung — und die großen Kinder werden Murren und Schmollen vergessen und, vor Freude und Seligkeit außer sich, in die Hände klatschen und die Lüfte mit donnernden Vivats erfüllen.

Böhmens selbstständige Rolle hatte aufgehört, seit dem es unwiderruflich an Oesterreich gefallen war; doch bildete es fortwährend ein Hauptgewicht in der Wagschaale des österreichischen Staatenbundes. Es mußte daher den österreichischen Herrschern auch stets und vor allen Dingen darauf ankommen, ihre Rechte auf dies Königreich jedesmal noch besonders durch die Krönung zum böhmischen Könige zu sichern. Und dann: welche Kräfte zog Oesterreich aus Böhmen? Unter den drei letzten Habsburgern: Leopold, Joseph und Karl, welche auf Böhmens Throne saßen, sandte das Land Schaaren und Summen zur Abwendung der Macht der Osmanen und der umsichgreifenden Größe Frankreichs. Ohne Widerrede nahmen die Böhmen sogar die pragmatische Sanction, die Herzensan-

gelegenheit Karl's an; und welche Opfer brachte dies Königreich im österreichischen Erbfolgekrieg? Auch nach dem Tode Maria Theresia's blieb Böhmen unter Joseph II. den großen Unternehmungen des österreichischen Staatenbundes mit Heerschaaren und Geldsummen nicht fremd. Schon diese Erfahrungen allein hätten nun bei Leopold II. hingereicht, das Band zwischen seinen böhmischen Unterthanen und ihm so bald als möglich durch die Krönung in Prag zu festigen; aber es kam jetzt auch noch etwas anderes dazu. Die großen Kinder in Böhmen murrten zum Theil; denn auch hier fing man jetzt schon an, die Grundsätze der josephinischen Regierung auszumerzen, da man sich bereits in Wien die Aufgabe gestellt hatte, das historisch Bestehende als das Legitime und Rechtliche gegen das Neuerungswesen, als das Revolutionäre und Verbrecherische, festzustellen. Was aber konnte dies Streben besser sanctioniren, was die murrenden und schmollenden großjährigen Kinder schneller zum Schweigen bringen, als der großartig-pompöse, die Masse blendende Act der Königskrönung?

Und in der That hatte Prag, und Böhmen mit ihm, über diese nationale Feier jetzt alles Uebrige vergessen.

Schon der Einzug und die darauf folgenden Feste hatten die Köpfe verwirrt. Man hörte nichts mehr, als von der Krönung, den Umzügen, den Bällen, Concerten, Ringelrennen, auch wohl von der Festoper reden, die Mozart componire und dirigire; aber — wer hatte in diesem Taumel von Lustbarkeiten Zeit und Muße, sich so recht auf ein Meisterwerk der Tonkunst zu freuen. „Die Musik ist von

dem Augenblicke an Nichts mehr, in dem sie aufhört, für den Zuhörer Alles zu sein, und nur als obligate Zugabe zu Lustbarkeiten anderer Gattung erscheint!"

Die Musik des heutigen Tages aber war: Kanonendonner, Glockengeläute, Trompetenstöße und Paukenwirbel; in dies alles aber mischte sich jetzt noch das Jauchzen des Volkes, denn eben erschien seine geheiligte Majestät, und die Krönungsfeierlichkeiten huben an.

Schon in der Frühe waren die Bürger der dreifachen Stadt durch Trommelschlag zusammenberufen worden und bei ihren Fahnen erschienen, um mit der Garnison den Ehrendienst in der Burg zu übernehmen. Dort eingerückt, wurden alle Thore der königlichen Veste bis auf eines geschlossen, durch welches nur Diejenigen Zutritt hatten, die unmittelber bei der Feierlichkeit betheiligt waren. Während dessen hatten sich aber bereits auch die Stände des Königreiches und die Abgesandten der Provinzen im Conventsaale versammelt, und die Erklärung des Burggrafen von Böhmen: „daß Seine Majestät, Leopold II., des heiligen römisch-deutschen Reiches Kaiser, nach Art der Vorfahren, zum Könige von Böhmen solle gekrönt werden!" mit dem Jubelrufe beantwortet: „Es lebe Seine Majestät Leopold II., wir wollen keinen anderen König!"

Und die Glocken läuteten und die Kanonen donnerten und alles Volk in den Straßen jubelte, denn es wußte, was die jetzt auf dem Hradschin aufgezogene gewaltige Reichsfahne bedeutete: Die Stände hatten ihre Einwilligung

zur Krönung ertheilt, — das Volk hatte durch sie gesprochen, — das Volk jubelte!

Und die Stände, die Abgesandten der Provinzen und fremden Herrscher, so wie die hohe Geistlichkeit begaben sich nun in feierlicher Prozession nach der Capelle des heiligen Wenzeslaus. Den Canonici, den infulirten Aebten, den Bischöfen und dem Cardinal-Erzbischof, des Königreich Böhmens Primas, wurden dabei in Gold und Edelsteinen funkelnden Kreuze und Stäbe, die Zeichen ihrer apostolischen Macht und Würde, vorgetragen.

Langsam bewegte sich der Zug, ernst und feierlich nahmen die Betheiligten ihre Sitze im Heiligthume ein.

Als dies aber geschehen, erhob sich der Vicekönig Burggraf von Böhmen, um mit dem ganzen großen Gefolge die Majestät — durch die auf beiden Seiten in Waffen stehende Bürgerschaft und Garnison hinschreitend — in die Hauptkirche des h. Veits abzuholen. Die Gesandten schritten voraus, ihnen folgten der kleinere, der neue und der größere Rath der Stadt Prag; nach diesen die Ritterschaft des Königreiches, die Barone und der weitere Adel, nebst den Militär- und Civilbeamten.

Als Leopold in der Kapelle des heiligen Wenzeslaus angelangt, erwartete ihn wieder eine von den vielen lästigen Ceremonien, die er heute, nach uralter Sitte, durchzumachen hatte, und auf deren Beibehaltung und Ausübung die böhmischen Großen um so eifersüchtiger waren, als ihnen von der alten Macht nichts geblieben, als dieser nichtssagende Schein. Der Erzkämmerer des Königreiches

entkleidete hier die Majestät: Leopold mußte den ungarischen Anzug, den er bis zu diesem Momente getragen, ablegen und sich mit dem königlich böhmischen Krönungshabit — der ganz von Purpur und dicht mit Gold gestickt war — schmücken lassen. Als man auch diesem Punkte genügt hatte, begann der eigentliche Krönungsact.

Aus der Wenzeslaus-Capelle in den Dom tretend, erwartete die Majestät neben dem Hochaltare ein königlicher Thron. Voran schritten auf diesem Wege, umrauscht und umbraust von den gewaltigen Tonwellen der Orgel, die Großwürdenträger des Reiches: des Königreiches Truchses trug ein goldenes, der oberste Mundschenk ein silbernes, sein College ein mit Silber geziertes Gefäß mit kostbarem Wein; des Königreiches Unterkämmerer hielt auf einem Kissen von purpurrothem Sammt mit feinen Goldstickereien das Scepter; diesen folgte, auf einem gleich kostbaren Kissen den goldenen Reichsapfel tragend, des Königreich Böhmens oberster Richter, zur Rechten den Kanzler, zur Linken den obersten Schloßhauptmann; dann kam der Statthalter des Königreiches, der die Krone trug, und dem zur Rechten des Königreiches Oberhofmeister mit dem schwarzen Stabe, zur Linken der Oberkämmerer mit dem königlichen Purpur schritt.

Nun betrat Leopold selbst, das Haupt entblößt und von den Bischöfen geführt, den Thron, kniete vor demselben nieder und empfing in dieser Stellung der Demuth den erzbischöflichen Segen. Es war ein hoher, ein feierlicher Moment; denn mit dem Herrscher lagen alle Anwesenden

auf den Knieen: das Irdische in seinem höchsten Glanze beugte sich vor dem Ewigen in den Staub.

Und die Orgel, von einer Meisterhand gespielt, flehte mit leisen Tönen, wie in inbrünstigem Gebete zu Gott um Segen für Herrscher und Reich.

Da ertönte plötzlich laut und vernehmlich aus des Erzbischofs Munde die Frage an den zu Salbenden: — „Willst Du aus treuem Gemüthe den katholischen und römischen Glauben erhalten, und ihn durch christliche Tugenden befördern?"

Leopold antwortete mit einem lauten: — „Ja, ich will es, so wahr mir Gott helfe!"

Und der Erzbischof frug weiter: — „Willst Du das vom Himmel Dir aufgetragene Regiment des Königreiches Böhmen nach Art der Vorfahren antreten, und es wie diese also gerecht verwalten?"

„Ja, ich will es!" — antwortete Leopold, — „so wahr mir Gott helfe!"

Jetzt erhoben sich der König und die Magnaten und das Hochamt, verherrlicht durch eine ausgezeichnete Musik, begann. Unter demselben leistete der König den Eid; dann entblößte man ihm Brust, Schulterblätter und rechten Arm, die der Erzbischof unter Gebeten einsalbte, worauf er ihn mit dem Schwerte des heiligen Wenzeslaus umgürtete, den goldenen Ring an den vorderen Finger der rechten Hand steckte, das Scepter in die rechte und den goldenen Reichsapfel in die linke Hand gab.

So war der König geschmückt, aber noch zierte sein Haupt die Krone nicht.

Da wandte sich der Burggraf an das Volk, redete es in böhmischer Sprache dreimal an und frug:

„Will das böhmische Volk diesem Könige gehorchen, seinen Befehlen nachkommen, und ihm die Krone des Reiches bewilligen?“

Und dreimal donnerte es aus tausend und abertausend Kehlen durch die Wölbungen der Kirche:

„Wir wollen! wir wollen! wir wollen!“ — Und sich zu dem Könige wendend, fuhr Böhmens Burggraf fort:

„Wollen Ew. Majestät diesem Volke vorstehen, und Ihr Regiment, nach Art der Vorfahren, gottselig und gerecht führen?“

Und Leopold antwortete:

„Ich will es! — ich will es! — ich will es! so wahr mir Gott helfe!“

Und in dem gleichen Momente schmetterten die Trompeten, wirbelten die Pauken und Trommeln, alle Glocken fingen aufs Neue zu läuten an, und der Donner der Kanonen kündete der in allen Straßen und auf allen Plätzen harrenden Menge, daß in diesem Augenblicke der Cardinal-Erzbischof, Primas von Böhmen, dem neuerwählten Könige die Krone Böhmens auf das Haupt setze.

Und rauschend ertönte das Te Deum und das Symbolum nicenum. Dann empfing der König noch unter der Wandlung das heilige Abendmahl und endete die kirch-

liche Handlung mit dem Ritterschlage einer bestimmten Zahl auserlesener böhmischer Edlen.

Und abermals schmetterten unter dem Heimzuge die Trompeten, wirbelten die Trommeln und Pauken, läuteten die Glocken, donnerten die Geschütze, jubelte das Volk. Und in die dicht gedrängten Haufen flogen in Menge goldene und silberne Münzen, und während der König und sein Hof an dreizehn Tafeln speiste, sprang aus den Brunnen der Stadt in reicher Fülle rother und weißer Wein, und Brod und Speisen aller Art wurden unter die Masse vertheilt. Das war eine Lust, ein Jubel und ein Treiben bei Reich und Arm, bei Vornehm und Gering, bei Alt und Jung, wie es Prag lange nicht gesehen;*) und Feste folgten nun auf Feste; der Hof, die Stände, der Adel, die reicheren Bürger — — alles wetteiferte, um Eines das Andere an Pracht und Herrlichkeit, an Geschmack und Reichthum zu überbieten. Es war nur noch ein großer Taumel, ein allgemeiner Rausch der Lust! Und mitten in diesen Taumel, mitten in diese fast bachantisch-wilde Lust fiel die erste Aufführung von Mozart's zu der Krönung Leopold's componirter neuer Oper: „Titus!"

Aber .... Mozart's böser Stern waltete auch hier wieder! So herrlich dies klassische Werk auch war, so sehr es auch gefiel, ... der Eindruck, den es machte, wurde

---

*) Rink: Die Krönung in Prag, — „Leopolds des Großen, römischen Kaisers wunderwürdiges Leben und Thaten ꝛc., Leipzig, 1709.

durch die vielen Festlichkeiten und die allgemeine Zerstreutheit verwischt. „Die Musik ist von dem Augenblicke an. Nichts mehr, in dem sie aufhört, den Zuhörern Alles zu sein, und nur als obligate Zugabe zu Lustbarkeiten anderer Gattung erscheint."*)

Aber es kam noch etwas dazu, was hier den Erfolg schmälerte, während es ihn später — ja selbst heutzutage noch — mächtig hebt: es ist dies die Stimmung, die in dem Werke liegt, — der großartige Ernst, der es trägt, — der Hauch einer wunderbaren Todesahnung, der es durchweht! Wie aber wäre es der vom Jubel der Königskrönung berauschten Menge möglich gewesen, sich in eine solche Stimmung zu versetzen.

Wolfgang Amadeus war schon ganz krank und durch die übermenschliche Anstrengung seines Arbeitens — das er ja selbst während der Reise nicht aussetzte — bis ins Innerste erschüttert, in Prag angekommen. Hier war es seine Aufgabe „La Clemenza di Tito", diese zweiactige Oper, in achtzehn Tagen zu schreiben. . . . Mozart vollbrachte das Unglaubliche; . . . sein gewaltiger Geist beherrschte den kranken Körper . . . zu der bestimmten Zeit war „Titus" vollendet.

Des edlen Maestro's Augen, — jene Augen, die sonst das gewaltige Pulsiren einer inneren Welt verriethen, — jene Augen, die sonst immer so freudig, so begeistert geleuchtet, bei den Genüssen des Lebens so kindlich-fröhlich auf-

*) Oulibicheff.

geblitzt . . . . sie waren jetzt matt, — seine Züge schlaff, sein Wesen trübe. Die Freunde bemerkten dies mit Unruhe; aber die wenigsten sahen so trübe wie Bondini und dessen Frau. Mozart bezwang sich, selbst vor Constanzen. Er blieb nicht zu Hause, man sah ihn arbeiten, Besuche abstatten, die Proben leiten, sich unterhalten, Billard spielen, Musik machen, wie wenn er über nichts zu klagen hätte; kaum sagte er Jemand, daß er einen Arzt gebrauche.

Aber wenn er Nachts allein war auf seinem Zimmer, dann kam oft jene unselige Melancholie über ihn, die ihn fast zu Boden drückte; — — dann fühlte er wohl, Thränen im Auge, wie Alles in ihm zusammenbrach; dann hörte er leise, leise den Todtenwurm klopfen; dann huschte mit dem Gedanken: „er hat dich vergiftet!" der Schatten einer kleinen, höhnisch-lächelden Gestalt an den Wänden dahin, — einer Gestalt, die Salieri auf das Haar glich.

War aber dann die melancholische Exaltion vorüber, dann folgte gewöhnlich ein Zustand stiller Wehmuth, der nach und nach, mit dem Erwachen des inneren schöpferischen Dranges, den inspirirten Blick über die Grenzen des irdischen Horizontes hinaustrug. In solchen Momenten entstanden die Priesterchöre der „Zauberflöte," die ja in ihren göttlichen Harmonien den Frieden und die Seligkeit eines höheren Daseins athmen; — in solchen Momenten entstanden die hervorragenden Piecen des „Titus" und namentlich das Finale des ersten Actes.

Wenn Sextus von Vitellia Abschied nimmt, glaubt er den Gang zum Tode antreten zu müssen: offen liegt das

Grab vor ihm — er ist in Gedanken nicht mehr auf dieser Welt. Mußte diese Situation Mozart in seiner damaligen Stimmung nicht mit der Allgewalt einer unendlichen Wehmuth erfassen? Starr blickten seine Augen vor sich hin . . . . auch sein Grab sah er offen vor sich stehen, ... auch er fühlte sich schon dieser Welt entrückt. Aber was er dachte, was er fühlte, das ward zu einer unsterblichen Melodie. Hört nur, wie seine Finger die Tasten des Instrumentes geisterhaft berühren, — hört nur, wie Sextus hier in leisen Tönen der Geliebten seinen Abschied zuruft. Seine Stimme hat keine Thränen mehr; sein von der Materie, von allen Leiden der Erde freies Wesen — von nun an ganz Harmonie und ganz Liebe — umschwebt gleich einem Abendlüftchen Diejenigen, welche weinend zurückgeblieben sind.

Und Constanze? — Constanze, die, des Gatten Bitten folgend, längst zu Bett gegangen, die aber der Kummer und die Sorge um den geliebten Mann nicht schlafen läßt, — Constanze hört diese Töne, die wie Dolche ihr treues Herz durchbohren; — Constanze hört diese Töne, und drückt, still weinend, ihr Haupt in die Kissen. Sie denkt nicht entfernt daran, daß ihr das Schicksal den Gatten bald entreißen könne; . . . . aber . . . . sie weiß, daß er leidet, körperlich und geistig, an Krankheit, an Sorgen und an Seelenschmerzen — und eine unendliche Wehmuth erfaßt auch sie, und die Ahnung einer trüben schmerzenreichen Zukunft überschattet sie, und sucht Linderung in heißen Thränenströmen.

Und tritt uns diese Stimmung nicht in ihrer ganzen göttlich-schönen Erhabenheit in dem Finale des ersten Actes des „Titus“ entgegen? Das Forum der weltbeherrschenden ewigen Roma liegt, in Nacht gehüllt, die bald die Flammen des brennenden Capitols erhellen. Sextus eröffnet das Finale durch einen Monolog, in welchem er sich mit dem Gedanken des Vatermordes vertraut zu machen sucht. Auch die Anderen eilen herbei, die Einen von Gewissensbissen zerfleischt, die Anderen von Abscheu und Schrecken erfüllt, während dem Mörder — als neuen Orestes — die Furien auf allen Schritten folgen. Und der Aufruhr tobt und des römischen Volkes Verzweiflungsschreie hallen klagend durch die Luft. Es kann nichts Schöneres, nichts Musikalerisches geben!

Nach den obligaten Recitativen der Donna Anna im „Don Juan“ hat Mozart kein schöneres geschrieben, als das, welches dieses Finale durch den Monolog des Sextus eröffnet. Und nun die herzzerreißenden Ausrufungen des Chors! Man hört sie gleich dem Todesschrei einer ganzen Bevölkerung, unter deren Schritten sich die Erde zu einem ungeheuren Grabe öffnet. Die ganze Masse des Orchesters bricht sich in donnernden Schlägen an den Accorden der Verzweiflung, die man von Zeit zu Zeit hört, und welche zusammen ein schmerzvoll gedehntes „Ach!“ hören zu lassen scheinen. Da schlägt die Todtenglocke der öffentlichen Glückseligkeit an, die mit Titus zu Grabe gegangen ist: Titus todt! der Menschheit Stolz ist todt! — welche Majestät des Schreckens

welch ein Schmerz, welch ein Hauch des Grabes, das sich dicht vor unseren Füßen öffnet!*)

Mozart wußte, welche Meisterwerke er in den Piecen des „Titus“ die er selbst componirt, der Welt hinterließ; dennoch war seine Freude an dieser Oper eine getrübte; wie denn überhaupt für ihn Alles nachgerade ein trüber Hauch überflorte. Aber es erfaßte ihn eben auch nach Vollendung und Aufführung des Werkes jene innere Unruhe, jene peinliche Hast wieder, die ihn, wie mit dämonischer Gewalt, an die Composition des Requiems trieb.

Es war ein unsichtbarer, aus der Tiefe nach ihm herauflangender Arm, der ihn mehr und mehr an sich zog.

Er konnte nicht widerstehen: fort, fort mußte er — fort aus dem diesmal so tollen, wilden Treiben Prags; — fort aus dem Lärmgeschrei der Lust; — fort nach Wien, nach seinem heimathlichen Herde, zu seinen Kindern, in sein stilles Haus; — fort, fort . . . . um dort unter dem heiligen Schweigen der Nächte die gewaltigen, zu Gott aufsteigenden Harmonien, die seine Seele erfüllten, auszuströmen in einem ewigen, zu den **Sternen reichenden Werke**!!

Mozart nahm Abschied; — aber — wenn Wolfgang Amadeus sonst immer über jede Sentimentalität beim Abschiednehmen gespottet hatte . . . . wenn sonst sein frischer, fröhlicher Geist über Jahre der Trennung heiter

*) Ausführliches über „Titus“: Oulibicheffs Leben Mozarts III. Thl. La Clemenza di Tito.“ S. 451 bis 480.

hinausschaute in eine heitere Zukunft und auf ein fröhliches Wiedersehen — — — diesmal ergriff ihn, als er die Freunde zum letztenmale umarmte, eine unaussprechliche Wehmuth. Thränen füllten seine Augen, und als er sich aus Duscheks, aus Bondinis Armen losriß, biß er mit Gewalt die Zähne zusammen, um nicht in Schluchzen ausbrechen zu müssen.

Aber auch die Freunde sahen dem dahinrollenden Wagen mit feuchten Augen lange schweigend nach; als sie sich aber zum Nachhausegehen umkehrten, sagte Bondini tief bewegt:

„Ich . . . . fürchte wir sehen ihn nicht wieder!"

In demselben Augenblicke bog, dicht neben ihnen, ein Leichenzug um die Ecke der Straße. Beide erblaßten und trennten sich schweigend.

Die Aufführung.

Der September des Jahres 1791 neigte sich seinem Ende zu. Mozart war von Prag zurückgekommen, aber kränker, als er gegangen, und dennoch erwartete ihn eine ungeheure Wucht von Arbeiten.

Schikaneder, dem er den Tag seiner Ankunft geschrieben, fing ihn schon am Wagen ab. Den 30. September sollte die „Zauberflöte" zum erstenmale gegeben werden, und noch waren die Ouvertüre und der Priestermarsch zu Anfang des zweiten Actes nicht geschrieben. Schikaneder wollte verzweifeln; Mozart beruhigte ihn lächelnd, und zwei Tage vor der Aufführung waren beide Meisterstücke fertig.

Aber um jene Zeit war auch ganz Wien in einer ebenso fieberhaften Aufregung, als Prag vor der Aufführung des „Don Juan's."

Schikaneder hatte sich als Meister in der Kunst: bei neuen Stücken volle Kassen zu machen, bewiesen. Schon seit Wochen schwamm er, wo er sich zeigte — sei es nun in den Cirkeln der vornehmsten Häuser oder an öffentlichen Orten — in einer fast überirdischen Begeisterung für die Musik der „Zauberflöte“ und für Mozart, — den großen, den göttlichen Mozart, — den ersten Componisten der Welt! ....

„Nein!“ — rief er dann wohl aus — „so etwas hat man noch nicht gehört! Gegen die Musik der „Zauberflöte“ verschwinden „Don Juan“, „Figaro“, „Titus“, „Entführung“, „Cosa rara“, „Axur“, und wie sie alle heißen mögen unsere neuen Opern. Es ist das Schönste, was man sich denken kann; das Populärste und doch zugleich Großartigste!“

Und wahrlich, Schikaneder war der Mann dazu, seine Begeisterung so wahr und so tief empfunden darzustellen, daß — wer ihn so sprechen hörte — unbedingt an seine Worte glaubte.

Aber Schikaneder war auch Diplomat. Wenn auch, wie er recht gut wußte, seine auf so excentrische Weise geäußerte Begeisterung für die neue Oper bei den Meisten ansteckend wirkte und namentlich eine kaum glaubliche Spannung hervorrief; so mußte nothwendig die Folge und Wirkung davon bei der Partei, die Mozart feindlich gesinnt war, eine umgekehrte sein. Salieri und seine Italiener nebst ihrem ganzen Anhange konnten ja gar nichts mehr fürchten, als ein so eminentes Meisterstück des

deutschen Componisten. Sollte es sich daher in der That so verhalten, wie Schikaneder ausposaunte, so waren die alten Intriguen vorauszusehen.

Was that also der Herr Director des Leopoldstädter Theaters? Als schlauer Fuchs beauftragte er sein edles Factotum, Signore Chigot, sich bei Gelegenheit im Geheimen bei Salieri und Consorten unter dem Siegel des Vertrauens dahin auszusprechen: daß der ganze Enthusiasmus seines Herrn ein gemachter sei, den ihm nur die Verzweiflung über das völlige Fehlschlagen der Sache eingebe. Die Musik wäre — darauf könne er schwören — auffallend flach und banal, ja durch ein mißverstandenes Streben nach Popularität — oft sogar trivial. Es zeige sich in ihr, daß Mozart's Kraft gebrochen, sein Körper und Geist krank seien. Chigot ließ sich dabei sogar — auf höheren Befehl — in Specialitäten ein, machte sich über verschiedene Stellen des Textes und der Musik so lustig, spottete auch so beißend über dieselben, daß die Täuschung völlig gelang und die feindliche Partei in eine — schon im Voraus ihres Sieges gewisse — Sicherheit eingelullt wurde. Den Mitgliedern des Orchesters und des Chores wurde dabei, bei Entlassung vom Dienste, ein geheimnißvolles Schweigen auferlegt.

Aber mit diesen Maßregeln war Schikaneder noch lange nicht zufrieden. Die herrliche Musik der „Zauberflöte“ mußte sich, auch ohne alle diese Intriguen, Kraft ihres eigenen inneren Werthes durch alle Welt siegreich den Weg bahnen, das sah Schika-

neder recht gut ein; darum war es ihm aber gar nicht zu thun: für ihn, als Director sollte sie ein Kassenstück werden, so viel als möglich Geld eintragen und ihn sobald als möglich aus der Klemme ziehen und reich machen. Das alles konnte aber nur geschehen, wenn die erste Aufführung einen solch' ungeheuren Erfolg hatte, wie noch kein Stück in Wien. Toll und närrisch sollten die guten Wiener darüber werden .... dann war Alles gewonnen .... Und Schikaneder kannte seine Wiener vortrefflich! Chigot, als Minister des Inneren, erhielt daher den Auftrag, wie sein Herr in den höheren Sphären, so in den bürgerlichen als ein freigebiger Mäcen der Kunst aufzutreten, und — namentlich in den Wirthshäusern und Schenken — mit der Miene des Geheimthuens einen Theil des Inhaltes der neuen Oper zu verrathen. Da ward denn Alles mäuschenstill, wenn Herr Secretair Chigot — oder besser: „von Chigot," wie er sich gern anreden hörte — einzelne Worte über die Wunder fallen ließ, die in der „Zauberflöte" vorkommen sollten.

Und war das nicht in der That unerhört?

„Was? eine Schlange!" — rief mit weit aufgerissenen Augen einer der Gäste.

„Ja! eine furchtbare Riesenschlange!" — entgegnete Herr von Chigot.

„Doch nicht lebendig?"

Chigot zuckte geheimnißvoll die Achseln.

„Lieber Herr von Chigot, doch nicht lebendig?"

Chigot schlürfte mit noch geheimnißvollerer Miene an seinem Glase und sagte:

„Ich darf nicht plaudern; aber armdick ist sie."

„Armdick!" — rief Alles — „eine armdicke Riesenschlange! O das muß schön sein!"

Chigot schüttelte mitleidig den Kopf; dann sagte er, indem er starr in sein Weinglas schaute, mit dem Tone eines Eingeweihten:

„Ja, du lieber Gott, wenn das Alles wäre?"

„Nun?!" — riefen mehrere Gäste zugleich, indem sie näher rückten — „was kommt denn noch vor?"

„Darf nichts sagen!"

„Nun so ein Bischen!"

„Darf nicht, bei Dienstentlassung."

„Was, Dienstentlassung!" — fiel hier der Wirth ein, der bis dahin mit offenem Munde und vorgebeugtem Oberkörper hinter Chigot's Stuhl gestanden. — „Ganz Wien weiß es, daß der Herr von Chigot die rechte Hand des Herrn von Schikaneder ist. Könnte ohne ihn gar nicht fortkommen. . . . ."

Chigot schmunzelte geschmeichelt. Der Wirth aber winkte der Kellnerin und ließ franco noch ein Glas vorsetzen.

„Nun?" — sagte er dann.

„Aber ja Niemanden weiter erzählen!" — flüsterte jetzt das Factotum — „es kommen auch Löwen, Bären und Affen in Menge vor!"

„Löwen?!" — riefs von allen Seiten. — „Doch keine wirklichen?"

„Löwen aus Nubien!" — fuhr Chigot, hinter der holen Hand sprechend, fort, damit es die anderen Gäste nicht hören sollten — „aber gezähmt, denn sie ziehen den Triumphwagen ....."

„Wessen?!" „Wessen?!" — rief Alles.

„St!" — machte Chigot — „St! .... da hab' ich schon wieder zu viel geplaudert. Verdammtes Plaudern! .... Und dann die Mohren, o! es ist köstlich, göttlich, wundervoll!"

„Mohren, Chigot?"

„Herr von Chigot, wenn's beliebt!" — sagte der Hausmeister hier gekränkt.

„Vergebung! tausendmal Vergebung, Herr von Chigot!" — stotterte erschrocken der Sünder — „es ist mir nur so in der Begeisterung herausgeplatzt. Also Mohren? viele Mohren?"

„Ein Hauptmohr und vierundzwanzig Mohrensclaven."

„Himmel-Herrgott!" — rief der Wirth — „vierundzwanzig Mohrensclaven!"

„Und die Kerle!" — rief jetzt Chigot so laut, daß auch die übrige Gesellschaft aufmerksam wurde, und hielt sich dabei den Bauch vor Lachen —

„Nun?!" — „Nun?!" — frug die ganze Umgebung, und ein Theil lachte schon vergnüglich mit, ohne nur zu wissen warum.

„Nun?!"

„Ei!" — rief Chigot, und sein Lachen erstickte wieder seine Stimme.

„Aber lieber Herr von Chigot!" — baten Alle — „reden Sie doch!"

„S'ist zum toll werden!" — rief Chigot — „das ganze Theater wird toll vor Lachen, wenn's sieht, wie die Mohren ....!"

Und er lachte wieder, daß der Tisch wackelte und alle lachten mit über sein Lachen.

„Nun, wenn's sieht, wie die Mohren ...." — wiederholte der Wirth.

„Bei dem Spiel der Zauberglöckchen unter den tollsten Grimassen tanzen müssen, — ob sie wollen oder nicht!"

„Zauberflöte!" — sagte verbessernd der Nachbar.

„Ach was, Zauberflöte!" — rief verächtlich Chigot. — „Das wäre was Rechtes, wenn nur eine Zauberflöte in dem Stück vorkäme; — nein — ihr Herren — auch Zauberglöckchen kommen vor."

„Alle Welt!" — rief ein Zweiter. — „Zauberflöten und Zauberglöckchen! Das Stück muß ich sehen, und sollt ich mein Bett in's Pfandhaus tragen."

„S'ist auch der Mühe werth!" — rief Chigot hier mit Ernst — „kostet uns ungeheure Summen!"

„Wirklich?" — frug der Wirth.

„Darf's gar nicht sagen!"

„Zweitausend?"

„Ho!" — entgegnete Chigot verächtlich.

„Dreitausend?"

Chigot zuckte mitleidig die Achseln.

„Viertausend?“

„Chigot schüttelte den Kopf.

„Was? mehr wie Viertausend!“ — riefen die Gäste.

Aber Chigot beugte sich jetzt zu dem Wirthe und raunte ihm etwas in's Ohr.

„Alle Heiligen!“ — rief der Wirth — „ist's möglich!“

„Aber Niemand etwas davon sagen!“ — versetzte Chigot, mit dem Finger drohend.

„Keiner Seele!“ — betheuerte der Wirth; flüsterte aber sofort dem neben ihm Stehenden zu:

„Achttausend Gulden!“

„Wieviel?! — frug jetzt der zweite Nachbar leise den ersten.

„Zehntausend Gulden!“ — flüsterte dieser.

„Aber,“ — sagte in diesem Momente Chigot — „man muß auch an all' die neuen Decorationen denken: Den Tempel der Weisheit, den Sonnentempel — die Königin der Nacht mit ihrem Flammenthron?“

„Was? was?!“ — tönte es von allen Seiten. — „Königin der Nacht?“

„Ja!“ — rief Chigot mit vorgestreckten Händen und riß dabei seine Augen wie vor Staunen und Ehrfurcht weit auf. — „Die sternfunkelnde Königin der Nacht!“

Und Alle wiederholten mit einer Art Schauer:

„Die sternfunkelnde Königin der Nacht!“

Aber was war das Alles gegen das Staunen, als Chigot nun gar von dem Vogelmenschen Papageno,

und dem Vogelweibchen Papagena zu erzählen anfing. Das Staunen, die Neugierde, die Begeisterung war allgemein. Man hätte auf der Stelle die Kleider auf dem Leibe verpfändet, wenn man die „Zauberflöte" jetzt auch gleich hätte sehen können.

Chigot war über den Erfolg seiner Mittheilungen entzückt. Ja er ließ sogar für sich und die Umgebung Wein kommen, um auf seinen Herrn, den großen Dichter der neuen Oper und auf Mozart, ihren Componisten, anzustoßen und zu trinken.

Ha! wie da die Gläser klangen und die guten Wiener sich erhitzten. Die Summe, welche die Einrichtung der Oper kostete, war bereits unter dem Siegel der Verschwiegenheit von Ohr zu Ohr gegangen und betrug nun schon fünfzehntausend Gulden Zwanziger.

„Und doch!" — sagte jetzt Chigot wieder leise — „habe ich die Hauptsache, das Wichtigste und Geheimnißvollste nicht mitgetheilt!"

„Nun?" — riefen Mehrere — „was ist denn das?"

„Nein, ich will doch lieber schweigen."

„Bitte, bitte!"

„Ich plaudere zu viel; ich habe schon zuviel geplaudert!"

„Herr von Chigot?!"

„Wir gehen auch Alle hinein!"

„Ja, Alle, Alle!"

„Ich kann, ich darf nicht!"

„Nur noch das Eine."

„Nun denn," — sagte Chigot — „was thut man Freunden nicht zu Gefallen; aber erfährt's mein Herr..."

„Wir schweigen wie das Grab."

„Auf Ehrenwort?"

„Auf Ehrenwort!" — riefen Alle; aber es that ihnen im Geheimen leid, daß sie nicht schon zu Hause bei der Frau oder in einem anderen Wirthshause bei anderen Gästen waren, um Alles haarklein, aber mit einiger poetischer Ausschmückung wieder erzählen zu können.

„Nun?" — wiederholte der Wirth.

Chigot bückte sich vor, damit Alle sein Lispeln verstehen sollten, dann sagte er geheimnißvoll.

„Die ganze Freimaurerei kommt darin vor."

„Himmel!" — rief es jetzt — „ist's wahr?" — „Unmöglich?" — „Auch der Gottseibeiuns?"

„St! St!" — machte Chigot. — „St! damit es Niemand hört..... Ich sage: die ganze Freimaurerei, mit ihren unterirdischen Gemächern, Feuer- und Wasserproben! — Wundervoll, — göttlich! .... aber jetzt kein Wort mehr!"

Und er trank aus, bezahlte und ging. Aber kaum mochte der gute Hausmeister um die nächste Straßenecke gebogen haben — sein Manöver in einem anderen Lokale zu wiederholen — als auch die ganze Gesellschaft auseinander eilte, diese köstlichen Neuigkeiten mit möglichst romantischer Ausschmückung in Circulation zu setzen.

Schon am anderen Tage war ganz Wien voll der

Wunder und Herrlichkeiten, die in der „Zauberflöte" vorkommen sollten.

Endlich kam der Tag der ersten Aufführung heran, und mit ihm war die Spannung, sowohl der wirklichen Musikfreunde und wahren Verehrer Mozart's, als auch der schaulustigen und unterhaltungssüchtigen Wiener — in den höheren, wie in den niederen Sphären — in der That bis auf das Aeußerste gestiegen. Noch nie hatte man in der Kaiserstadt einer theatralischen Vorstellung mit solcher wahrhaft fieberhaften Ungeduld und Erwartung entgegengesehen. Es schien fast, als ob ein großartiges Weltereigniß bevorstehe; ja Viele waren am Morgen schon so aufgeregt, daß sie den ganzen Tag nicht im Stande waren, etwas Ordentliches zu arbeiten.

Die Theaterbillets waren selbstverständlich schon acht Tage vorher ausverkauft. Schikaneder und sein Factotum rieben sich vor Entzücken die Hände. Der Wunsch war gelungen und ganz Wien in ihrer Tasche.

Wer sich aber außer diesen Beiden noch hauptsächlich über den vorauszusehenden Erfolg der neuen Mozartischen Schöpfung wahrhaft freute, war Lange, der ja ebenfalls schon seit Jahren in Wien lebte, und sich hier zu einem der bedeutendsten Schauspieler emporgeschwungen hatte. Das alte lustige und fidele Genie war er noch immer, wenn auch sein Leichtsinn sich zu einem leichten Sinn veredelt hatte, oder wenigstens in dieser Umwandlungsperiode begriffen war. Freilich lebte er von Aloysia getrennt und in keiner Berührung mit Mozart und seiner Familie: den-

noch hatte er nie vergessen, was Wolfgang Amadeus einst in Neckarau und Mannheim für ihn gethan; während er außerdem in dem alten Freunde den großen Componisten mit aufrichtiger Begeisterung verehrte. Kein Wunder also, daß auch ihn, die Erwartung des heutigen Abends schon frühzeitig in die Nähe des Theaters trieb.

Und konnte hier sein genialer Kopf mitten in dem Gewühle der erregten Volksmassen nicht die schönsten Studien machen? Er hatte sich dies sogar auch vorgenommen, und trug daher — ungenirter zu sein und nicht erkannt zu werden — ganz bürgerliche Kleider. So schwamm er jetzt, unter allen diesen exaltirten Menschen auf und abgehend und theilweise ihre Gespräche belauschend, in dem Gefühle freudigster Behaglichkeit, denn es war himmlisch, bis zu welcher poetischen Extravagance die Gerüchte über die neue Oper gelangt waren, und welche Motive die guten Wiener zum Theile heute in den Tempel der Musen trieben.

Lange war eben hinter einer Gruppe von Handwerkern stehen geblieben, um ihr Gespräch zu belauschen.

„Maria=Joseph!“ — sagte jetzt der eine, ein ehrsamer Schuhmacher, — „möchte nur einmal wissen, ob's wahr ist, daß das neue Stück den Herrn von Schikaneder wirklich so große Summen kostet.“

„Und was kostet es denn?“ — frug sein Nebenmann, ein kleiner dünner Schneider mit bleichem Gesicht und hektisch eingefallenen Wangen.

„Zwanzigtausend Gulden!“ — sagte der Schuhmacher.

„Zwanzig?" — rief hier der lange Feilenhauer, der neben ihm stand. — „Schauen's das heißt fehlgeschossen. Lieber Meister Wurzel, da seid ihr schlecht berichtet: Fünfundzwanzigtausend."

„Zwanzigtausend Gulden!" — wiederholte Wurzel kopfschüttelnd.

„Fünfundzwanzig!" — rief der Feilenhauer und klopfte mit der breiten, schwarzfingrigen Hand auf die Brust. — „Ihr könnt das heilige Abendmahl darauf nehmen; ich weiß es aus guter Quelle. Einer meiner Gesellen hat'ne Liebschaft mit der Schwester-Tochter von dem Lampenanzünder, und die hat es ihm gesagt."

„Wolfert!" — sagte jetzt der Schuhmacher zum Feilenhauer — „dein Wort in Ehren; aber zwanzigtausend Gulden ist viel Geld."

„So?" — rief Wolfert immer erhitzter — „für all das, was in dem Stück vorkommt? Vier lebendige Löwen aus Nu- . . . . Nu- . . . . Numadien, glaub' ich, die erst von Herrn von Schikaneder gezähmt werden mußten? Zwei Tieger, ein Elephant und Gott und alle Heiligen wissen, wieviel Affen und Schlangen."

„Ja!" — sagte jetzt Lange, ganz im Dialekt des Wiener Kleinbürgers — „und, ihr Herren, die Mohren! die Mohren!"

„Sind denn das wirkliche Mohren?" — frug der Schneider und seine tiefliegenden Augen starrten ganz ungeheuerlich aus ihren Höhlen.

„Freilich!" — sagte Lange mit ernster Miene —

„Herr von Schikaneder hat sie mit den vier Löwen aus Numadien kommen lassen."

„Ja!" — meinte der Schuster — „das muß freilich viel gekostet haben. Ist Numadien weit?"

„O!" — rief der Feilenhauer Wolfert mit dem Ausdruck großer Gelehrsamkeit — „das will ich meinen; noch ein gut Stück unterhalb Afrika."

„Sachristi!" — riefen der Schneider und der Schuhmacher.

„Ja!" — sagte Lange — „und die Kerle fressen wie die Löwen!"

„Was?" — riefen die drei Handwerker zugleich.

„Nun was?" — entgegnete Lange — „natürlich rohes Fleisch."

„Richtig!" — schrie hier der Schneider mit seiner dünnen Stimme auf — „mein Schwager, der Metzger, hat ja die Lieferung."

Es zuckte bei diesen Worten um Langes Mundwinkel; aber er unterdrückte den Reiz und sagte ernst: — „Da seht ihr ja, daß ich Recht habe. Wenn sie nur unter dem Spiele nicht wild werden, statt zu tanzen."

„Wer? Die Löwen?"

„Nein! die Mohren!"

„Freilich," — meinte der Schneider — „der Anblick der vielen Menschen! .... Nun ich bin froh, daß wir auf die Gallerie gehen, da kann das Gethier's doch auch im schlimmsten Falle nicht hin."

„Richtig!" — rief Lange. — „Es geht doch nichts

über den Muth. Wie heißt's in König Richard dem Zweiten?

„Von Muth so voll; wie voll von Königsblut:
„Beides vergeß ich; wär' die That nur gut!"

„Ha, Ha!" — sagte hier der Schneider — „der Herr ist Schauspieler."

„Ja!" — versetzte Lange, — „ich bin bei Herrn von Schikaneder Statist."

„Und haben nichts heute in dem Stück zu thun?"

„O doch!" — sagte Lange. — „Ich bin Oberpriester, ... aber erst im zweiten Act."

„Ei!" — fuhr der Schneider eifrig fort — „da können Sie uns gewiß auch sagen, ob es wahr ist, daß die Freimaurer einen Mordversuch auf den lieben, herrlichen Herr von Schikaneder gemacht haben, weil er in der „Zauberflöte" all' ihren Teufelsspuck verräth?"

„Ach ja!" — sagten die beiden Anderen — „in ganz Wien spricht man ja davon!"

„Eine grauenvolle That!" — rief Lange, und geberdete sich, als ob er den Unsinn bestätige: — „Ich rufe mit Shakespeare:

„Der Teufel, der sie erst darin bestärkt,
„Sagt, sie sei in der Hölle Buch bemerkt!"

„Entsetzlich!" — meinte der Schuster — „wenn sie den Herr von Schikaneder nur nicht noch nachträglich morden. Es gibt doch nur einen Herrn von Schikaneder und ein Wien."

„Gewiß!“ — sagte Lange ironisch — „was wäre Mozart ohne ihn, und was wäre er — ohne Mohren, Löwen und — Affen!“

„Aber,“ — rief der Schuhmacher jetzt mit einem Blick nach dem Theatergebäude, um welches sich die Massen immer dichter schaarten — „ihr Freunde, es ist Zeit, daß wir uns herbeimachen, sonst kommen wir — trotz der Billets in unseren Taschen — nicht hinein.“

„Lebt wohl, Herr!“ — rief er dann noch, Lange zugekehrt, und die drei Freunde verloren sich in dem Gewühle.

Lange sah ihnen lachend nach:

„Mein Gott!“ — rief er dann — „was sind das für Menschen, und auf solches Volk speculirt ein Schikaneder! — O! Ironie des Schicksals! Sie werden heute Abend — selig wie Falstaff vor einer Kanne Bier — in die Hände klatschen, wenn die Affen und sonstigen Bestien, von den Tönen der Zauberflöte angezogen, auf der Bühne erscheinen. Diese Bestien locken nicht einmal Mozart's Zauberklänge, sondern nur die trivialste Trivialität. — O Hamlet, Hamlet!*) wie recht hast du! — Wenn man diese Menschen und ihr Treiben ansieht, muß man mit dir ausrufen:

„Gott, o Gott!
Wie lästig, schal und flach und unersprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieser Welt!

---

*) Hamlet war Langes beste Rolle.

Pfui drüber! pfui! Ein wüster Garten ist's
Der ganz in Samen schießt; nur üpp'ges Unkraut
Erfüllet ihn!"

In demselben Augenblicke schreckte Lange eine bekannte Stimme auf.

„Das ist Salieri!" — sagte er zu sich selbst. — „Wie kommt der sonst so vornehmthuende Herr Hof-Capellmeister unter diese Haufen Plebejer? — Wie kommt Saul unter die Propheten?"

Und er trat etwas zurück, um besser beobachten zu können.

Wirklich war es Salieri, der jetzt, einen fein und vornehm gekleideten Herrn am Arme, sich mühsam durch das Gedränge arbeitete. Sonderbarerweise aber sprach er, wie Lange sofort bemerkte, ganz ungemein laut.

„Hm!" — brummte Lange — „entweder muß sein Gefährte taub sein, oder bezweckt der Herr Hof-Capellmeister etwas ganz Besonderes mit dieser verschwenderischen Kraftaufwendung seiner Lunge."

Und er stellte sich so, daß er den beiden Herren den Rücken zukehrte, aber doch kein Wort von Salieri's Gespräch verlieren konnte.

„Ja, mein lieber Baron," — rief dieser jetzt so laut, daß sich die ganze Masse der Umgebung lauschend nach ihm hinwandte. — „Sie können mir's glauben und nachsagen: der arme Freund Mozart ist schon seit langer Zeit sehr leidend, krank an Körper und Geist. O! es geht mir

an die Seele, daß dieser herrliche Mann, mein liebster, bester Freund, so abgenommen hat."

„Also wirklich!" — versetzte der Baron — „hat Mozart abgenommen?"

„Und wie!" — rief Salieri — „er ist nicht mehr der Schatten von dem, was er war. Nun Sie werden es heute Abend in der neuen Oper schon hören!"

„So ist also die Musik der „Zauberflöte" nicht besonders gut?"

„Gut?!" — schrie Salieri, als ob er an einer Meßbude angestellt sei. — „Ach! lieber Baron, ich könnte blutige Thränen darüber weinen; — die Musik der „Zauberflöte" — — nun, Sie können mir — als dem kaiserlichen Hof-Capellmeister, der die Sache aus dem Fundamente versteht — Glauben schenken .... die Musik der „Zauberflöte" ist ganz mißlungen, ist flach, nichtssagend!"

„Unmöglich!"

„So trivial!" — rief Salieri schon etwas entfernt — „daß ich mit der entsetzlichsten Angst in das Theater gehe, sie möge ganz durchfallen."

„Ich kann's nicht glauben?" — versetzte der Baron.

„Ach ja!" — schrie Salieri — „das fühlte Herr von Schikaneder auch recht gut, darum hat er auch so viel auf daß Aeußere des Stückes verwandt."

„Und man erwartet so viel."

„Die guten Leute werden sich bitter täuschen!"

„Und wie kommt es denn ...."

Aber das Gespräch der beiden Herren, übertönt durch das theils mißfällige Gemurmel der Umstehenden, verhallte jetzt in der Ferne.

„Schurke!“ — brummte Lange — „also darum die Lungenverschwendung?“

Doch er konnte zu keiner weiteren Aeußerung kommen; denn in demselben Augenblicke riefen Hunderte von Stimmen:

„Stille!“ — „Stille!“

Man schwieg und schaute auf. Ein stämmiger Kerl mit einem frischen und rothen Gesichte, das ein gewaltiger Backenbart umschattete, aber mit gutmüthigen Zügen und hellen aufgeweckten Augen, hatten sich auf die Achseln seines herkulischen Freundes geschwungen und rief nun noch lauter, als vorher Salieri:

„Glaubt nicht, ihr Leute, was die Herren da eben gesagt haben! . . . Sachristi! glaubt's nicht! Ich verstehe zwar nicht viel von Musik — bin nur Zimmermann; — aber ich habe im Theater gearbeitet, als man die „Zauberflöte“ probirte, und — der Teufel soll mich holen — wenn die Musik nicht schöner ist, als Alles, was ich noch gehört habe!“

Ein ungeheures „Hurrah!“ — erhob sich; der Redner sprang lustig von seiner fleischigen Tribüne herab, der Name „Mozart!“ wirbelte durch alle Lüfte, — und — wie eine Lawine wälzte sich der Ruf: „Es lebe Mozart!“ durch die Massen.

„Prächtig!“ — rief Lange, vor Freude strahlend —

— „prächtig! Der Kern des Volkes ist doch immer gut. Aber ich merke schon, die verdammten Italiener spielen wieder die alte Rolle und fordern Mozarts Genius heraus. Sie wollen Kampf; — nun gut, sie sollen ihn haben — auch ich werde jetzt meine Maßregeln nehmen. Salieri, — Satansschlange — Lungenverschwender — ich rufe dir mit Agamemnon zu:

„Geh', edler Herr, zu steh'n
Bei Ajax; — und wie du und Held Aeneas
Den Kampf bestimmen, soll er vor sich gehn!"

Und er war im Begriff zu Schikaneder in das Theater zu eilen, diesem das eben Vorgefallene mitzutheilen und mit ihm Gegenmaßregeln zu berathen, als ihm ein Trupp Schusterjungen den Weg versperrte. Sie kamen pfeifend und singend — unbekümmert um die Gehörwerkzeuge der Umstehenden — ihres Weges daher; denn ihre Meister hatten ihnen, zu Ehren der „Zauberflöte" und der Affen, Mohren und Löwen, den Abend freigegeben. Jetzt sollte, Kraft ihrer Ellenbogen, ein Sturm auf das Theater gemeinsam unternommen werden.

„Bei Apollo!" — rief Lange, als er sie ansichtig wurde — „das ist gerade eine Schaar Trojaner, wie ich sie brauche!" — und, ohne sich weiter zu besinnen, trat jetzt er dem Durchmarsch dieser hoffnungsvollen Jugend in den Weg.

Aber schon der Anführer, ein dicker, frech und dummdreist in die Welt schauender Jüngling von etwa sechszehn

Jahren, verstand keinen Spaß. Als er an Lange ein Hinderniß im Weiterschreiten fand, fing er dermaßen grell und laut zu pfeifen an, daß die nächststehenden Leute sich die Ohren zuhielten; zugleich aber versetzte er Lange — die Hände in den Taschen, die Ellenbogen in spitzem Winkel — einen gemüthlichen Stoß, der ihn, als Hinderniß, auf die Seite bringen sollte. Lange war indessen vorbereitet. Er parirte den Stoß, wie Hamlet im Kampfe mit Laertes, ohne von der Stelle zu wanken.

Jetzt aber ward der junge Trojaner unangenehm:

„Geh' aus dem Wege, Kameel!“ — rief er Lange zu, den er wohl für einen kleinen Krämer oder etwas ähnliches hielt.

Lange aber schien den Schild der Minerva mit dem Medusenhaupte zu besitzen; denn plötzlich schwieg nicht nur der edle Führer, er blieb auch wie verzaubert stehen.

Dies Medusenhaupt aber war nichts anderes als ein Zwanziger, den Lange dem Burschen vor die Augen hielt.

„Was soll's damit!“ — rief dieser endlich, als er aus Lange's pfiffig-freundlicher Miene zu dem Schlusse gelangt war, der Zwanziger sei für ihn, für irgend einen Dienst bestimmt. — „Was soll's damit?“

„Edler Trojaner!“ — sagte dieser — „dir, und jedem deiner Kameraden einen solchen Zwanziger und Eintritt ins Theater auf meine Kosten, wenn ihr mir versprecht, diesen Abend nicht von meiner Seite zu weichen und alles zu thun, was ich thue!“

„Schuster bin ich und Peter heiß' ich, aber nicht

Tropaner," — sagte keck der Dicke. — „Euren Witz aber könnt ihr zu Hause lassen, Affen und Kameeler sehn wir heut Abend noch genug."

„Aber ihr sollt sie sehen, ohne daß sie euch was kosten!" — sagte Lange mit der ihm zu Gebote stehenden gutmüthigen Jovialität — „und sollt die Zwanziger noch obendrein verdienen."

„Im Monde? He!" — rief der Bube — „denn ihr seht mir gerade aus, als ob ihr achtzehn Zwanziger im Sack hättet."

„Siehst Du, wie der Schein oft lügt,
„Weise selbst und Helden trügt!"

rief hier Lange mit komischem Ernst;

„Aber wirst du selber schauen,
„Zähl ich wohl auf dein Vertrauen!"

Und er griff in den Sack und hielt Peter eine ganze Handvoll blinkender Zwanziger hin.

„Also wirklich?" — rief Peter und die Augen gingen ihm über.

„Wirklich!" — wiederholte Lange.

„Schlag ein, Peter! — Schlag ein!" — rief es jetzt im Chorus. — „Aber erst das Geld."

„Hier!" — sagte Lange, und gab Jedem sein Theil. — „Ich weiß, ihr haltet Wort."

„Ja, beim heiligen Chrispin!" — betheuerte Peter und die Andern stimmten ein.

„Und jetzt folgt mir, Trojaner!" — rief Lange, die

Mütze, die er — der Unkenntlichkeit wegen — trug, tiefer in das Gesicht ziehend, — „aber einige Schritte weit hinter mir. Bleib' ich stehen, thut ihr's auch; geh' ich weiter, folgt ihr mir; klatsche ich im Theater in die Hände ....“

„Klatschen wir auch!“ — riefen alle.

„Rufe ich „bravo!“

„Schreien wir ebenfalls so, daß die Wände wackeln!“

„Prügele ich nach dem Theater Einen ....“

Hurrah! hurrah!“ — riefen die achtzehn jugendlichen Kehlen — „prügeln wir mit!“ — und in dem seligen Vorgefühl der Erfüllung dieser schönen Hoffnung, erfüllte ein neues seliges „Hurrah!“ die Lüfte.

Aber so groß war das Gedränge und der Lärm vor dem Theater, daß man von diesen Freudenrufen gar keine Notiz nahm. Derselben Ursache wegen waren aber auch Salieri und sein Begleiter nicht weit gekommen, so daß sie Lange und sein Gefolge bald eingeholt hatten.

Jetzt aber schien es Salieri geradezu, als ob sich die Hölle gegen ihn verschworen hätte. Alle Schusterjungen Wiens mußten plötzlich um ihn versammelt sein, und es war nicht mehr daran zu denken, seine Unterhaltung hören zu machen, so satanisch pfiffen die Kerls.

Vergebens suchte der kaiserliche Hofcapellmeister seinem Schicksal zu entgehen, wo er auch hinauswollte, standen ihm die verdammten Schustersbuben im Wege, und diese waren selbst wieder so von der Menge eingeschlossen, daß auch sie jetzt keinen freien Willen mehr hatten. Der ganze Knäul, Salieri und den Baron in der Mitte,

ward geschoben, und zwar nach dem Eingange zu, der nach der Gallerie führte.

Salieri hatte gut rufen: daß er ja gar nicht dahin, sondern nach demjenigen Eingang wolle, der zu den Logen führe. Kein Mensch achtete darauf. Alle hatten Hören und Sehen verloren; denn die Thüren des Theaters waren eben geöffnet worden — und nur ein Gedanke beseelte die unübersehbare Menge: einen Platz in dem Theater zu erobern. Nicht mehr umdrehen konnte man sich, und wer aus Versehen sich umgedreht hatte, wurde rücklings in den Tempel der Musen und die Treppen hinauf geschoben, gehoben und getragen.

Salieri verzweifelte fast! — Er, der geizige, bot Geld in Fülle, — — umsonst! und hätte er Tausende hingelegt, und hätten auch die edlen Trojaner, die ihn wie eine Leibwache — so recht im eigentlichen Sinne des Wortes — umgaben, gewollt, auch sie hätten jetzt sein Geschick nicht mehr ändern können. Die Würfel waren gefallen, und nach Verlauf einer halben Stunde — fast im Todeskampfe zugebracht — sahen sich der Herr Hof-Capellmeister und der Herr Baron da, wo sie noch nie gewesen; auf der Gallerie des Leopoldstädter Theaters, — mitten unter Handwerkern und Schustersjungen, und so eingepreßt, daß sie nicht einmal — was in dieser Atmosphäre recht wohlthuend gewesen wäre — ihre Schnupftabaksdosen aus den Rockschößen langen konnten.

Lange aber kannte sich vor Vergnügen nicht mehr. Er machte in der That Studien an den jämmerlich-ver-

zerrten, die äußerste Wuth und Verzweiflung ausdrückenden Zügen Salieris, dem der Schweiß in dicken Tropfen von der Stirne über die todtenbleichen Wangen rann.

So vergingen beinahe zwei Stunden, bis endlich! endlich! eine allgemeine Bewegung und der donnernde Ruf: „Es lebe Mozart! Mozart lebe!“ — das Eintreten des Componisten und den Beginn der Oper ankündigten. Salieri biß sich auf die Lippen, daß sie bluteten — aber die Jubelrufe endeten nicht. Erst nach zehn Minuten, hörte man den Tactstock des Dirigenden fallen. Es war natürlich der Meister selbst, der ihn führte.

Aber was soll man nun über die Aufführung sagen? Sie steht einzig in den Annalen Wien's da!

Hatte es in dem bis an den Plafond überfüllten Theater vor dem Erscheinen Mozart's wie an den Gestaden des Meeres gewogt und gerauscht und gebraust; war mit dem Erscheinen des Maestros der Sturm der Freude donnernd losgebrochen — so trat, trotz der Tausenden von Anwesenden, mit dem ersten Tone der Ouvertüre Todtenstille ein. Alles horchte, Alles lauschte! — Und wie sich nun die Ouvertüre, dieses Meisterwerk der Instrumentalmusik, vor den Ohren der Hörer entwickelte: Himmlisch in der Harmonie der Fuge; strahlend in melodischem Glanze; so ganz Genuß, Wohlklang, Entzücken und unaussprechlicher Zauber, sowohl für den gelehrten Musiker, als für den einfachen Liebhaber — — da strahlte es aus allen Augen, von allen Gesichtern, — da hatte sich

Mozart schon im Voraus alle Herzen, die vollste Bewunderung aller Kenner gewonnen.

Ein abermaliger Sturm erfolgte, — ein Sturm des Beifalls, der das Haus erschütterte; — ein Ausbruch des Entzückens, der Salieri wie Gift und Feuer und Dolch durch alle Glieder ging.

Aber schon war der Vorhang aufgeflogen, und das Stück hatte begonnen. Jetzt aber ereignete sich Unerhörtes.

Wenn nämlich auch die weit, weit überwiegende Masse der Anwesenden allein nur wegen Mozart's Musik gekommen war, so hatte doch auch Schikaneder, mit Hülfe Chigots, viele Hunderte aus den niederen Sphären der Wiener Bevölkerung blos durch seine tollen Anlockungen mit Bestien, Mohren und Freimaurern herbeigezogen; — Menschen, deren völlig ungebildetes rohes Wesen keine Ahnung von Musikverständniß zuließ; die eigentlich nur gekommen waren, um Affen, Bären, Schlangen, Löwen und Vogelmenschen zu sehen. Aber welches Wunder ereignete sich nun mit diesen im Verlaufe des Stückes? Freilich nahm sie — besonders im Anfange — die Scenerie lebhaft in Anspruch; aber schon bei den ersten Nummern hatte die unübertrefflich schöne Musik, — so köstlich-einfach und lieblich, so zauberhaft und doch so allgemein-verständlich zu allen Herzen sprechend — ihre unwiderstehliche Allgewalt bewiesen. Wie der „Zauberflöte“ süße Töne auf der Bühne die wildesten Thiere bändigte, — wie die Gewalt der Musik sich hier

symbolisch geltend machte, jede Rohheit und Wildheit beschwichtigend und für sich gewinnend — so riß Mozart, einem allmächtigen Zauberer gleich, Alles was anwesend war, von dem feinsten Musikkenner bis zu dem ungebildetsten Menschen, durch den Reichthum und die Zauber seiner Melodien hin!

Da war von einer Opposition auch gar nicht mehr die Rede! — Da vergaßen selbst die Schaulustigsten, warum sie gekommen; da zerfiel Schikaneder's Feenreich in Staub und Asche, und Eines nur herrschte: **Mozart und seine göttliche Musik!**

Der Erfolg, den diese Aufführung hatte, war ungeheuer! Nach jeder Nummer raste der Beifallssturm so furchtbar, daß das Haus in der That erbebte. Das Freudengeschrei im Innern aber wurde von dem Jubel der Tausende, die vor dem Hause standen, weil sie nicht mehr hinein kommen konnten, donnernd erwiedert.*)

Mozart's in der letzten Zeit so erschlafften Züge hatten wieder für Momente den Ausdruck der alten Energie angenommen, — seine Wangen glühten — seine Augen flammten in Begeisterung — sein Herz klopfte stürmisch in Wonne und Entzücken.

Und Salieri? — Halb todt vor Neid und Aerger, — halb taub durch den Höllenlärm von sechs und dreißig dicht um ihn unaufhörlich klatschenden Händen und achtzehn, seinen Ohren ganz nahe postirte gräßliche Stimmen,

*) Historisch.

deren „Bravos“ allein die Mauern von Jericho hätten wanken machen können, — glich mehr einer Leiche, als einem lebenden Menschen. Die Farbe seines Gesichtes war aschgrau, seine Muskeln zuckten convulsivisch, seine Lippen bluteten, so hatte er sich darauf gebissen. Aber Alles half nichts! Die Hölle kann ihre Verdammten nicht fester halten, als die Cohorte der Lange'schen Trojaner, den Hof-Capellmeister. Und in der Hölle war er den ganzen Abend: denn die Flammen des Zornes, der Wuth, der Selbstverachtung, des Neides und des Hasses verzehrten fast seine Seele. Als der Vorhang fiel, sank er fast ohnmächtig gegen seinen Begleiter.

Aber nun sollte sich noch ein Wunder ereignen!

Als die ungeheure Menschenmenge, die heute das Leopoldstädter Theater gefüllt hatte, sich nach fast halbstündigem, gar nicht endenwollendem Applaus nun entfernte, und vor dem Hause, wie ein mächtiger Strom in zahllose Arme zerschlug, die ganz Wien überschwemmten: da sangen, brummten, summten und pfiffen zahllose Menschen die lieblichen Melodien nach, die sie eben gehört, — deren Zauber sie gefesselt, — und die doch so populär waren, daß sie eben Jeder singen, brummen, summen und pfeifen konnte.

Auch die Trojaner zogen, überglücklich, — ihren edlen Peter an der Spitze — nach Hause und pfiffen in den schneidendsten Tönen, die sie hervorbringen konnten: „Der Vogelfänger bin ich ja, stets lustig heisa, hopsasa!“

———

Es will Abend werden.

Die „Zauberflöte“ war also nun vollendet, aufgeführt und Schikander durch den wahrhaft überraschenden und ungeheuren Erfolg gerettet; mehr wollte Mozart nicht, denn jetzt war auch Raum, Zeit und Muse für das Requiem gegeben. Und, in der That, Amadeus ging — trotz Constanzens Bitte: sich wenigstens nur einige Tage Ruhe zu gönnen — mit einer solch' fieberhaften Hast an diese Composition, daß etwas wahrhaft Beängstigendes und Beklemmendes darin lag.

„Ich kann den unbekannten Besteller nicht länger warten lassen,“ — sagte Amadeus — „zumal er im Voraus bezahlt hat; — und dann drängt es mich auch unendlich, mich wieder einmal im großartigen Kirchenstyle zu versuchen. Es ist mir dabei immer, als ob mir dies Werk so recht Ruhe und Frieden der Seele bringen sollte.“

Und nun ging es wieder Tag und Nacht an die Arbeit, der er diesmal noch bei Weitem mehr Sorgfalt widmete, als sonst; — ja, die er mit einer gewissen heiligen Begeisterung erfaßte. Das Bedürfniß, auch einmal etwas für seine Mutter-Kirche zu thun, und dadurch gleichsam für seine kleinen Sünden Versöhnung zu erlangen, mischte sich mit dem inneren musikalischen Beruf für diese Gattung erhabener Tonschöpfungen, der, durch die Bestellung des Requiem geweckt, jetzt in ihm durchgebrochen war und sich mit stürmischer Gewalt geltend machte.

Die weiteren Aufführungen der „Zauberflöte“ hinderten ihn dabei nicht; wohl aber erhob und erfrischte ihn, wenigstens auf kurze Zeit, der ungeheuere Erfolg, den diese Oper hatte. Der Beifall war — wir wiederholen es — beispiellos! Ganz Wien blieb fortwährend in der freudigsten Aufregung. Alles wollte diese Oper sehen. Es regnete Geld in Schikaneders Theaterkasse; man zankte, man riß, man schlug sich um die Billets. Das Theater selbst ertönte bei jeder neuen Vorstellung, wie bei der ersten, von so gewaltigem Beifalls- und Freudengeschrei, daß es außen, auf den Straßen, wiederhallte.*) Schikaneder hatte in dreifacher Beziehung Recht behalten und sein ungemeines Talent für das Praktische bewiesen. Einmal: sein unsinniger Text entsprach ganz dem Volksgeschmack; — dann: die Musik zur „Zauberflöte“ war das populärste, was Mozart bis dahin geschrieben,

*) Historisch.

ward somit aber auch seines Ruhmes festeste Säule — — und endlich: die „Zauberflöte“ rettete Schikaneder und machte ihn zum grundreichen Manne.

Und Mozart? — Mozart dirigirte sie einigemale: aber die Arbeit an dem Requiem erschöpfte ihn bald so sehr, daß sich die Ohnmachten häufiger und häufiger einstellten, und er das Zimmer endlich auf einige Zeit hüten mußte.

Auch heute gab man die „Zauberflöte“ wieder..... aber Wolfgang Amadeus Mozart — der große, herrliche Meister, der sie geschaffen — saß auf seinem Zimmer. Das Arbeiten war ihm heute unmöglich geworden; seine Frau — mehr als je für ihn besorgt — hatte ihn unter Thränen beschworen, doch nur einen Tag auszusetzen. Es war ein trüber peinlicher Tag für ihn, der sich aber jetzt seinem Ende zuneigte, denn schon war die Nacht an gebrochen. Ein rauher Novemberwind brauste und heulte an den Fenstern vorüber und warf in wildem kecken Uebermuthe die dicken Tropfen eines kalten Regens barsch wider die Scheiben, daß sie klirrten und klapperten, als sollten sie in Stücke gehen; die Windfahnen auf den Dächern aber drehten sich knarrend, den gewaltigen Flügelschlägen des unbändigen Herbststurmes gehorchend.

Mozart lauschte, in einen Sessel gelehnt, den Stößen des Windes.

Es lag ein trüber Herbstabend über der Welt und — über seiner Seele.

Neben ihm auf dem Tische brannte die kleine Lampe,

gegen ihm über auf dem Kaunitz pickte melancholisch die Standuhr. Er war allein; denn Constanze, seine treue Pflegerin, wiegte eben in einem der hinteren Zimmer den kleinen Wolfgang Amadeus mit dem schönen Wiegenliede ein, das der Vater eigens für seinen Jüngstgeborenen componirt hatte.

Alles im Zimmer war todtenstill. Mozart's Augen aber schauten unverwandt nach der Uhr. Er war in Gedanken bei seinem herrlichen Werke, das eben zum sechsundzwanzigsten Male aufgeführt wurde, und folgte im Geiste der Vorstellung.

„Jetzt,“— sagte er leise und ein unendlich schmerzliches Lächeln spielte um seine Lippen, — „jetzt ist der erste Act zu Ende.“

Und er hörte den Beifallssturm der Menge, der nicht enden wollte; und er dachte daran: wie sein Werk so Viele reich und glücklich mache, und Jedem die schönen Augenblicke seines Lebens vermehre .... und er hier allein und verlassen sitze. Er dachte daran, wie man ihn im Orchester suchen werde .... und ein Anderer den Tactstab führe, den Scepter im Reiche der Töne, den in der Hand, er so oft wie ein Feldherr, wie ein König geherrscht — und nun? Welcher Jubel schallte jetzt dort? — welch' zauberhafte Melodieen ergossen sich, wie süße Ströme der Lust, in Aller Ohren und Herzen — — und er, der Schöpfer all dieser Herrlichkeiten, dieser meisterhaften Tongebilde, ... er hörte sie nicht! er saß hier einsam und allein, ... matt, müde, krank .... gebrochen an Körper und Seele.

O! es war eine schreckliche Empfindung, die Mozart hier durchzuckte; — es war ihm fast, als sei er schon todt: als sei er weggeworfen, wie ein abgenutztes, verbrauchtes Werkzeug; — vergessen von den Menschen, die sich nur an seinen Werken noch belustigten; — ersetzt bereits durch einen Anderen, wie man im Kriege in die Lücke eines Gefallenen gleichgiltig einen Anderen schiebt. Er schauerte in sich zusammen über das entsetzliche Nichts des Lebens, über das Nichts aller seiner Anstrengungen, aller seiner zertretenen Hoffnungen und Wünsche.

So saß Mozart mit gesenktem Haupte lange da. Endlich sagte er, als wolle er sich selbst trösten:

„Nun, nun! mein Geist ist doch noch dabei: und schön bleibt es immer, Großes geschaffen und Andere damit beglückt zu haben. Ach! — ich möchte so gerne noch viel Großes schaffen .... es ist so schön, so beglückend dies Schaffen .... es ist so schön .... zu leben!"

Und Mozart seufzte tief auf und versank abermals in Gedanken. Aber nach und nach hob sich sein Haupt wieder und seine Augen suchten auf's Neue die Uhr:

„Jetzt" — fuhr er leise flüsternd fort — „jetzt singen sie: „O Isis und Osiris" .... „Laßt sie der Prüfung Früchte sehen, doch sollen sie zu Grabe gehen, so lohnt der Tugend kühnen Lauf, nehmt sie in euren Wohnsitz auf."

Aber plötzlich durchschaudert es ihn. Mit zerschmetternder Gewalt tritt der Gedanke vor seine Seele, daß das Alles für ihn aus sein werde, und seine Augen wenden sich mit Entsetzen von dem Zeiger der Uhr hinweg, der —

wie von dämonischer Gewalt getrieben — jetzt rascher und rascher sich zu bewegen scheint und dann ..... plötzlich stille steht!

In dem Augenblicke traten Constanze und Abt Stadler ein.

Mozart athmete hoch auf; es war ihm eine Bergeslast vom Herzen gewälzt. Aber Freund Stadler war heute nicht wie sonst. Während sonst immer ein würdevolles und doch freundliches Wesen, gepaart mit leidenschaftsloser Ruhe den Abt charakterisirten, ging er heute, nach kurzem Gruße, ziemlich heftig im Zimmer auf und ab, indeß ein gewaltiger Sturm sichtlich sein Inneres bewegte.

Mozart folgte dem Freunde einige Minuten mit den Augen, dann aber frug er, ganz überrascht über das ungewöhnliche Benehmen desselben, nach der Ursache seiner Aufregung.

Der Abt schwieg einen Moment, dann blieb er vor Wolfgang Amadeus stehen und sagte:

„Lieber Mozart, es gibt Dinge in der Welt, die den ruhigsten Mann aus dem Gleise bringen können. Ich kann nun einmal Schurkereien nicht ruhig mit ansehen!"

„Von welchen Schurkereien ist denn die Rede?" — frug Mozart matt.

Aber Abt Stadler ging abermals einige Minuten mit großen Schritten, schweigend, im Zimmer auf und ab. Man sah ihm an, daß er innerlich mit sich kämpfe: ob er reden solle oder nicht. Endlich sagte er, halb zu sich, halb zu Mozart gewandt:

„Ich kann, — ich darf nicht schweigen."

„Ist es denn etwas, was uns betrifft?" — frug hier Constanze mit einem besorgten Blick auf den Leidenden.

„Allerdings!" — versetzte Stadler. — „Ich würde gern schweigen; aber es ist zu wichtig."

„Und können wir Beide die Sache nicht für uns abmachen?" — frug Constanze weiter. — „Ich möchte gern alles Unangenehme von Wolfgang ferne halten; er ist ohnedem so angegriffen!"

„Liebes Herzensweibchen!" — rief Stadler, und seine Mienen drückten das Peinliche seiner Lage aus, — „wie gerne möchte ich das auch; aber hier muß Mozart selbst Aufschluß geben — und verschieben läßt sich die Sache auch nicht."

„Nun, was ist's denn?" — frug Mozart mit der größten Ruhe.

„Sag' mir doch" — versetzte Stadler — „hast Du mit Schikaneder in Beziehung auf die „Zauberflöte" einen Contract gemacht?"

„Nein!" — sagte Mozart.

„Gar nichts Schriftliches?"

„Was braucht's Schriftliches unter Männern?"

„Dacht' ich's doch!" — rief der Abt, und seine Stirne legte sich in düstere Falten. — „Immer das unselige Vertrauen! Freund, wann wirst du einmal klug werden? Weil du ein Mann von Wort bist, glaubst du, Andere wären es auch."

„Um Gottes Willen!“ — fiel hier Constanze erblassend ein, — „Schikaneder wird doch nicht ....“

„Und wie lautete eure Uebereinkunft?“

„Ich gab ihm die Partitur der „Zauberflöte“ — sagte Mozart — „unter der Zusage einer beliebigen Vergütung; nur behielt ich mir vor, daß die Partitur von ihm nicht weiter verkauft werde, damit ich, wenn die Oper Aufsehen mache, sie an die übrigen deutschen Theater verkaufen könne.“

„Und ging er darauf ein?“

„Ich meine denn! Er war entzückt über meine Bereitwilligkeit, ihm aus der größten Noth und Verzweiflung zu helfen, und überschüttete mich daher mit Betheuerungen unverbrüchlichen Einhaltens.“

Stadler hatte dem Freunde mit Spannung zugehört, aber, während jener sprach, wiederholt mit einer Miene den Kopf geschüttelt, die deutlich sagte: es ist unmöglich! Jetzt, da Mozart schwieg, sagte er:

„Und hat dir Schikaneder, — in dessen Kasse es durch die „Zauberflöte“ Geld regnet, — jetzt, nach der fünfundzwanzigsten Vorstellung — denn heute ist, so viel ich weiß, die sechsundzwanzigste — eine Summe zukommen lassen?“

„Nein!“ — sagte Mozart gelassen — „ich schenke sie ihm auch, denn er braucht viel, um sich oben zu halten. Wenn ich die Oper nur an ein paar andere Directionen gut verkaufen kann.“

„Schenken?“ — wiederholte Constanze erschreckt.—

„Liebes Männchen, bedenke, daß wir wieder in großer Geldverlegenheit sind. Was wir für „Titus“ eingenommen, ging vollständig darauf, um die alten Schulden, wenigstens theilweise, zu decken. Jetzt bist du auch noch leidend, du mußt dich also schonen.“

„Laß doch, gute Seele!“ — sagte Mozart und zwang sich zu einem trüben Lächeln, — „mußt dir nicht so viel Sorgen machen. Sieh', die „Zauberflöte“ hat ja Glück gemacht, wie keine meiner anderen Opern, — der Lärm darüber erfüllt ja schon das ganze Reich: — — — wenn ich sie nun nach München, Stuttgart, Dresden und Berlin verkaufe....“

Abt Stadler stampfte hier, sich selbst vergessend mit dem Fuße ingrimmig auf den Boden, was er sonst nie that. Aber Schmerz und Zorn hatten ihn übermannt.

„Ja, wenn, wenn!“ — rief er dann, und seine Augen leuchteten in einer heiligen Indignation, — „wenn eben Schikaneder nicht ein Schurke wäre, und die Partitur gegen Recht und Gewissen an alle jene Theater schon verkauft hätte!“

Constanze stieß einen Schrei aus; dann folgte eine längere Pause.

„Ich glaub's nicht!“ — sagte Mozart endlich.

„Und ich weiß es!“ — versetzte der Abt. — „Du hast Süßmayer aufgetragen, die Oper den genannten Theatern zu offeriren.“

„Ja!“

„Nun, die Antworten sind da. Süßmayer hatte

nur nicht den Muth, sie dir mitzutheilen, was ich thue, um, wenn es noch möglich ist, zu helfen. Die Directionen danken, da sie die Partituren schon besitzen."

„Es ist nicht möglich!" — rief Constanze, über den neuen Schlag alle Fassung verlierend — „es ist nicht möglich! Schikaneder ist Mozart's Freund, hat Mozart seine Rettung zu verdanken, hat so unendlich viele glückliche und genußreiche Stunden in unserem Hause verlebt, hat ihm so oft Liebe, Treue und Dankbarkeit gelobt und geschworen; — die „Zauberflöte" macht ihn zum reichen Mann, und er sollte ..." sie konnte nicht weiter reden, Ueberraschung, Staunen, Angst und Schmerz machten das Wort auf ihrer Zunge ersterben.

Stadler ging mit aufeinandergepreßten Lippen, Flammen eines edlen Zornes in den Augen auf und ab. Nur Mozart blieb ruhig, und sagte einzig:

„Der Lump!"*)

„Und soll man nicht gerichtlich gegen ihn auftreten?"— frug jetzt Stadler. — „Ich will alles besorgen, auslegen, selbst ....."

Mozart schüttelte mit dem Kopfe; dann sagte er, zu seinem Weibe und dem Freunde gewandt:

„Wenn ihr mich lieb habt, so redet mir nicht mehr von der Sache. Schikaneder ist ein Mensch, wie wir alle. Das Böse ist nicht in ihm, sondern an ihm; es ist

---

*) Historisch. Nissen: S. 549. Oulibicheff: Mozart's Leben I. Theil. S. 260.

ein schmutziges Kleid der ursprünglich reinen Seele. Die armen Teufel von Menschen sind meist gut, wenn man sie nur recht kennt. Jede Dissonanz, jeder Mißklang in und unter ihnen lößt sich endlich doch auf in den harmonischen Allklang des Ewigen und Göttlichen."

Mozart, in dessen Ton etwas unendlich mildes gelegen hatte, schwieg. Constanze erhob sich und verließ unbemerkt das Zimmer. Sie mußte sich an der Wiege ihres schlummernden Lieblings ausweinen — — auswei= nen über den Schlag, der sie und ihren nur zu guten Mann wieder getroffen: – ausweinen in Angst und Entsetzen über die Zukunft, die ihr finster entgegengähnte. Abt Stadler aber war voll Staunen und Bewunderung vor Mozart stehen geblieben. Welch' eine große, edle Seele, in die selbst ein solcher Verrath an der Freundschaft, eine solche empörende Schurkerei auch nicht einen Schatten von Zorn und Unwille zu werfen vermochte! Stadler konnte sich in seiner aufrichtigen Bewunderung kaum fassen. Er hätte sich in diesem Augenblicke vor dem Freunde beugen, ihm die Hände küssen können. Er gestand sich ein: Mozart hatte hier wieder sehr, sehr unklug, sehr unpraktisch gehandelt .... aber .... was hatte ihn wieder dazu verführt: sein unendlich gutes Herz. Er rettete Schikaneder mit der größten Uneigennützigkeit, und als ihn dieser um Alles betrog .... sprach er ein Wort der Verachtung .... und vergab!

Und während Abt Stadler dies dachte, ward es wieder ruhiger in seinem Innern, und die Liebe und Ver

ehrung, die er schon so lange Mozart entgegengebracht, erfüllten jetzt sein Herz mit doppelter Gluth. Aber beide sprachen auch aus seinen Blicken, sprachen sich aus in dem innigen Druck der Freundeshand, die er erfaßt, — sprachen sich aus in den Worten:

„Wahrlich, Du bist eine edle Seele!“

Das Requiem.

Langsam und ernst verhallten eben in dunkler Nacht die Glockenschläge von St. Stephan. Es war zwölf Uhr. Ueber die Erde aber fuhr ein unfreundlicher kalter Herbstwind. Und der Wind schüttelte draußen die Bäume, daß die letzten dürren Blätter, die nur noch matt und träumerisch an den Aesten hingen, weithin flogen, sich in irgend einem Winkel der Ferne ein Grab suchend; — durch die Straßen der Stadt aber fuhr er pfeifend und heulend, und die Wenigen, die sich hier noch fanden, flohen vor ihm, und bargen sich schüchtern in den schützenden Häusern.

Und wieder standen hochoben die glitzernden Sterne; aber ihr Glänzen war ein kaltes, einsames, erhabenes. Wie der Wind über die Bäume und durch die Straßen, so war der Sturm von Jahrtausenden und Jahrtausenden unter ihnen hinweggesaust; — und wie hier der Herbst

wind welke Blätter abstreifte und spurlos verwehte, so hatte hier der Zeitensturm vor ihren Augen Welten hinweggeweht, daß sie wie ein Stäubchen im All verschwanden. Und wie sie Welten kommen und gehen sahen, so waren Myriaden und Myriaden Menschen, mit ihren Freuden und ihrem Jammer, mit ihrer kurzen flüchtigen Lust und ihren langen verzehrenden Qualen, mit dem Aufblitzen ihres Seins und dem spurlosen Verschwinden ihres „Ichs", an ihnen vorübergegangen. Sie sahen den Tod und die Vernichtung auch jetzt wieder unaufhörlich ihre Sichel schwingen; aber sie glänzten und leuchteten ruhig fort, denn sie wußten, daß auch dies nur Schein sei, und daß es doch keinen Tod und keine Vernichtung gebe, sondern nur ein ewiges, einiges, unendliches Leben. Aber eine dunkle Wolke lag zwischen diesem Wissen und dem der Sterblichen, und auch jetzt weinten zahllose Augen an Krankenlagern und über Todtenbetten.

Und wie ein einziges großes gewaltiges Todtenbett, wie ein unermeßlicher Kirchhof lag jetzt die Welt. Selbst Wien — das sonst so üppige, heitere, genußsüchtige Wien — glich nun, in der Stille der Mitternacht einem Friedhofe, so leer und todt und einsam waren die Straßen, — so stumm, ernst und feierlich ragten die Häuser empor, gleich den gewaltigen Epitaphien derer.... die da gestern gewesen!

Nur hie und da leuchtete durch eines oder das andere Fenster ein schwacher Lichtschimmer.

Vor einem dieser Häuser aber, die noch Licht hatten,

stand, in den Schatten gedrückt, eine dunkle Gestalt. Sie war so dicht verhüllt, daß sie Niemand erkannt haben würde, selbst wenn es hier in der Nähe sonst ein lebendes Wesen gegeben hätte. Ein weiter, faltenreicher, schwarzer Mantel umhüllte sie ganz, und fiel selbst bis zur Erde herab, während eine Art Kapuze den Kopf bedeckte.

Der Nachtwind sauste mächtig an ihr vorüber, — sie bewegte sich nicht; — neugierig zauste er an dem Mantel, — sie zog ihn fester an und ließ es ruhig geschehen.

So stand die Gestalt jetzt seit zehn Uhr. Es hatte elf, es hatte zwölf Uhr geschlagen — sie war unbeweglich auf ihrem Platze geblieben. Aber es war auch ein eigenthümlicher Zauber, der sie hier fesselte: aus dem oberen Geschosse des Hauses nämlich ertönte eine wunderbar herrliche Musik; — eine Musik, die Mark und Bein erschütterte, — eine Musik, die eine unaussprechlich erhabene Trauer athmete, — **eine Musik, aus Thränen, Schmerz und Liebe gewoben!**

Es waren nur wenige Instrumente und wenige Stimmen, aber was sie vortrugen, war göttlich groß, himmlisch schön!

Und leise, leise, — wie mit unendlichem namenlosem Schmerze und kindlich-frommer Hingabe tönte es durch die Nacht:

„Requiem aeternam dona eis Domine! et lux perpetua luceat eis. Ewige Ruhe schenke ihnen, o Herr! und unvergängliches Licht erleuchte sie.“

„Te decet hymnus, Deus, in Sion, et tibi redde-

tur votum in Jerusalem. Dich preiset die Hymne, o Gott, in Zion, und Gelübde werden Dir erfüllt in Jerusalem."

„Exaudi orationem meam, ad te omnis caro veniet. Erhöre unser Gebet, alle Sterblichen erscheinen vor Dir."

„Requiem aeternam dona eis Domine! et lux perpetua luceat eis! Ewige Ruhe schenke ihnen, o Herr! und unvergängliches Licht erleuchte sie!"

Es war ein Requiem — eine Todtenmesse, die man hier vortrug, wenigstens der Anfang davon.

Die verhüllte Gestalt sog athemlos jeden Ton ein. Sie hatte manches Requiem schon gehört, aber eine solch' erhabene Musik noch nicht. Sie lauschte und lauschte, und vor ihren Augen war es, als gestalte sich die Welt zu einem ungeheuren Dome, und die Nacht schlug ihn schwarz aus, und die Sterne waren die Lichter darein. Und in ihrer Aufregung sah sie vor sich aus der Erde einen Catafalque steigen, schwarz bedeckt und mit Lichtern umstellt, und auf dem Catafalque stand ein Sarg, . . . und in dem Sarge lag ein stiller Schläfer. Und um und um knieten Hunderte, und beteten mit gebrochenem Herzen und thränenfeuchten Augen innig zu Gott, und es tönte von ihren Lippen:

„Requiem aeternam dona eis Domine! et lux perpetua luceat eis! Ewige Ruhe schenke ihnen, o Herr! und unvergängliches Licht erleuchte sie!"

Aber was ist das? erhebt sich, den Hymnus beginnend,

jetzt nicht die Stimme eines Engels? Höre, höre nur?.... ist das nicht Cäcilie, die Heilige selbst, mit dem Zauberklang ihrer Orgel den sanften Gang der Stimme begleitend? — O nein, nein! das kann nicht das Werk eines Sterblichen sein! — wer dies geschrieben, der hat selbst dem Tode schon in das Auge gesehen, — dem hat der Allmächtige vergönnt, einen Blick in die Gefilde der Ewigkeit zu werfen!

Die Gestalt bebt bei diesem Gedanken zusammen. Der Deckel des Sarges auf dem Catafalque springt auf — — — sie sieht — — Mozarts Leiche. Ein Schrei entfährt ihrer Brust — — — es war der Schrei eines Weibes.

Aber der Schrei hat die Verhüllte zu sich gebracht. Scheu sieht sie um sich, ... es ist still wie im Grab. Niemand hat sie gesehen, Niemand gehört. Sie kann ruhig sein, sich einsam und still ihrem Schmerze überlassen. Er? ... o er ahnt nicht, wer hier vor dem Hause steht, — von trüben Nachrichten weit hergerufen — heute angekommen und heute schon — der Nacht und dem Sturme trotzend — hieher geeilt, um nur ihm noch einmal in treuer Liebe nahe zu sein, ... noch einmal .... ehe vielleicht seines Lebens Licht .... rasch verlischt.

Doch horch, horch! .... wie der Gesang sich in kanonischen Windungen kund gibt, welche, lang gedehnt, gleich den Echo's einer Hymne aus den ersten Tagen des Christenthums durch die Galerieen und die Grabdenkmale einer ungeheuren Katakombe ertönen. Und jetzt, jetzt ... schließt

Alles mit einer sanften und geheimnißvollen Feierlichkeit auf der Dominante: luceat eis!“

„Requiem aeternam dona eis Domine! et lux perpetua luceat eis! Ewige Ruhe schenke ihnen, o Herr! und unvergängliches Licht leuchte ihnen!“

Und es wird still. Athemlos lauscht die Verhüllte!.... Jetzt ein Geräusch .... man geht!

Rasch zieht die Gestalt die Kapuze tief über das Gesicht, schlägt den Mantel fester um, und eilt nach der nächsten Straße. Dort — einem auf sie wartenden Diener das Zeichen gebend, ihr zu folgen, — ist sie wie ein Schatten verschwunden.....

Wenige Minuten später öffnet sich die Thüre des Mozart'schen Hauses und Abt Stadler, Süßmayer, Seyfried, Schack, Albrechtsberger und Sophie Weber treten heraus. Aber nicht lachend und scherzend, wie früher so manchesmal; — alle sind ernst gestimmt und tief ergriffen: sie haben auf Wolfgang Amadeus dringend wiederholte Bitten den Eingang seines Requiems probirt.

Sie drücken sich mit unterdrückten Seufzern die Hände und verschwinden ebenfalls in dem Dunkel der Nacht.——

Der kommende Tag war heiter und schön. Der Wind, der in der Nacht so mächtig gehaust, hatte sich gegen Morgen gelegt, und der aufgehenden Sonne einen reinen, tiefblauen Himmel überlassen.

Wer kennt solche erquickende Herbsttage nicht, die unwiderstehlich in das Freie locken. Die Luft ist dann kräf-

tig und frisch, während die schon tiefer stehende Sonne ihre letzten sommerlichen Abschiedsküsse der Erde zuwirft. Auch das ist ein Scheiden, — ein Hinsterben der Natur, — und für jedes fühlende Herz hat daher der Herbst auch etwas Elegisches, nur daß wir hier über das Grab, in welches der Winter die Natur senkt, hinüber zu blicken vermögen und die Gewißheit eines Frühlings, der da kommen muß, uns schon im Voraus tröstet.

Die nächtliche Probe hatte Mozart sehr angegriffen; auch war Doctor Closset, Wolfgang Amadeus Hausarzt, als er von derselben erfuhr, gar nicht damit einverstanden; jetzt aber rieth er Constanzen, das herrliche Wetter zu benutzen und mit ihrem Gatten nach dem Prater zu fahren.

„Nach dem Prater!“ — ach! das ließ sich Mozart nicht zweimal sagen; der Prater war ja immer ein Lieblingsaufenthalt für ihn gewesen. Welche glückliche Stunden hatte er dort erlebt! welche heiteren Erinnerungen knüpften sich hier an jedes Plätzchen.

„Nach dem Prater! — ja nach dem Prater!“ — sagte er lächelnd. — „Wir wollen einmal wieder recht heiter sein.“

Seine Frau ging, das Dienstmädchen nach einem Wagen zu senden. Als sie wiederkam, stand Amadeus noch an dem Fenster, durch das die Sonne warm und mild hereinschien und spielte, seiner Gewohnheit nach, mit den Fingern Clavier auf den Scheiben. Jetzt wandte er sich langsam und sagte fast träumerisch:

„Stanzerl, warum waren wir nur so lange nicht mehr heiter?“

Aber Constanze konnte nicht antworten; der Schmerz drückte ihr beinahe das Herz ab. Hätte sich Mozart im Spiegel besehen, wäre jede Antwort überflüssig gewesen.

„Du schweigst?“ — fuhr Wolfgang Amadeus fort. — „Nicht wahr, du hast wieder recht viel Sorgen, arme Seele, — — Geldsorgen, — Sorgen über Deinen kranken Mann — — und dann — — das Requiem!“

„Das Requiem?“ — wiederholte Constanze unbefangen — „ich wüßte nicht, was mir das Requiem für Sorgen machen sollte — — insofern du nämlich das Arbeiten daran nicht übertreibst. Und was dich betrifft, Wolferl, nun, so wird es auch wieder besser werden. Nur ein Bischen Geduld muß mein gutes Männchen haben, und sich etwas mehr Ruhe gönnen.“

Wolfgang schüttelte den Kopf, während ein eigenthümliches ungläubiges Lächeln um seinen Mund spielte.

„Den nächsten Sommer“ — fuhr dann Constanze tröstend fort, indem sie ihren Arm um seine Schultern legte und ihn zärtlich und freundlich ansah und auf Stirn und Wangen küßte — „den nächsten Sommer machen wir dann zusammen eine Erholungsreise. Du weißt, daß uns Graf Thun, Dein alter Freund und Verehrer, oft schon dringend eingeladen hat, einen Theil des Sommers auf seinen Gütern zu verbringen. Bis jetzt gab es immer Hindernisse; — diesen Sommer aber soll uns nichts davon abhalten. Und da soll mein Wolferl einmal sehen,

wie gut ihm die Landluft, das Spazierengehen, das Kegel schieben und Billardspielen bekommen wird."

Wolfgang schüttelte abermals den Kopf und lächelte trübe; dann sagte er in ganz eigenem Tone:

„Das Requiem, — das Requiem!"

„Nun?" — frug Constanze erstaunt — „was ist denn mit dem Requiem?"

Mozart wollte etwas antworten, hielt aber plötzlich zurück und sagte nur:

„Es muß erst fertig sein!"

„Bis zum Sommer?" — frug Constanze lachend: .... aber in demselben Augenblicke fuhr der von dem Dienstmädchen herbeigerufene Wagen vor. Beide setzten sich ein und fuhren dem Prater zu.

Anfangs schien der Ausflug in der That günstig auf Wolfgang Amadeus einzuwirken: aber allmählich machte sich die in der Natur herrschende elegische Stimmung doch auch bei ihm geltend. Um nun der allzugroßen Einwirkung dieser Stimmung vorzubeugen, schlug Constanze vor, nach demjenigen Platze zu fahren, den ihr Mann sonst hier vor allen andern gern besucht, nach der Restauration zum „Regenbogen."

Mozart nickte, und bald saßen Beide an ihrem Lieblingsplätzchen.

Aber .... sie waren allein ... und Wolfgang trank selbst den Burgunder, den er sonst doch leidenschaftlich geliebt und so oft bei übersprudelndem Witz und der

heitersten Laune hier getrunken, nur in kleinen, kleinen Schlückchen. Er schmeckte ihm heute nicht. Endlich sagte er:

„Es ist doch etwas Eigenthümliches mit diesem herbstlichen Absterben der Natur. Selbst der Leichtsinnigste wird ernst gestimmt, wenn er dies allmähliche Versinken in das Grab des Winters beobachtet. Es erinnert uns unwillkürlich an das Kommen und Gehen — das Aufblühen und Welken — das Hoffen und Täuschen, — das wellenschlagende Vorüberrauschen aller irdischen Erscheinungen."

„Aber auch an den Frühling!" — sagte Constanze in dem heitersten Tone, der ihr zu Gebote stand — „und an all' die Pracht und den Jubel, die er mitbringt."

„Die aber doch nur die neuen Blumen sehen und hören, die alten, verwelkten nicht mehr."

„Ei!" — meinte die Gattin — „wer spricht denn von Blumen, und was liegt an diesen; jeder Frühling überschüttet ja die Welt mit Millionen und Millionen neuen Blüthen. Aber der Mensch überdauert sie, wenn er sich nur heiter und frisch in seinem Inneren erhält. Ich weiß nicht" — fuhr sie dann gemüthlich fort — „auf mich kann dieser Wechsel der Natur so keinen trüben Eindruck machen. Nun ja, alles Irdische ist freilich dem Wechsel unterworfen; ist aber dieser ewige Wechsel nicht gerade unser Glück und von unendlich hoher Bedeutung für uns? Was wäre die Welt um uns her ohne Schatten und Licht? In dem Wechsel, der mich umrauscht, soll ich meine Bildung und Erziehung finden; — er gerade soll mich, durch den Ge=

gensatz zu dem Ewigen, auf meine Bestimmung aufmerksam machen: — er soll mich Weisheit lehren. Nur in der großen Schule des wechselvollen Lebens bildet sich der Charakter des Menschen und seine Thatkraft aus. Ich meine außerdem: gerade mein Wolfgang Amadeus hätte genugsam bewiesen, daß es in all diesem Wechsel auch etwas Dauerndes, Ewiges gibt."

„Wie so?"

„Sind Deine Tonschöpfungen nicht Beweise dafür?"

„Ei!" — sagte Mozart lächelnd — „du wirst diese doch nicht für ewig halten?"

„Nein!" — versetzte Constanze — „in der vollen Bedeutung des Wortes freilich nicht; obgleich ich überzeugt bin, daß sie die Unsterblichkeit meines theuren Amadeus begründen werden. Ewig aber ist jedenfalls der Geist, der in ihnen lebt; — ewig sind die Schönheiten, die sie in so reichem Maaße enthalten; — ewig vor allen Dingen ist die Wahrheit, die in ihnen liegt. Deine Musik, Wolfgang, ist wahre Musik, — Musik, die aus dem Herzen kommt und zu dem Herzen dringt. Du hast in der Musik der Wahrheit den Weg gebahnt und dem italienischen Klingklang und Singsang den Todesstoß gegeben. Du hast eine deusche Musik geschaffen — und das hebt gerade dich und deinen Namen über allen Wechsel empor!"

„Ja!" — sagte hier Mozart, und über seine Züge lief eine stille Verklärung — „das habe ich gethan. Und ich glaube wirklich, mir im Reiche des Geistes dadurch das

Ehrenbürgerrecht erkämpft zu haben, wenn man mir es auch in den Reichen dieser Welt bestreitet. Ich schuf Manches, was dauern wird — woran sich die Menschen noch lange erfreuen, heranbilden, veredeln und erheben werden!"

„Nun?" — frug Constanze mit einem Blick voll stolzer Freude — „ist dies nicht ein schöner, erhebender Gedanke?"

„Gewiß!" — versetzte Mozart — „es ist ein trostvoller, das Herz erhebender Gedanke; — ein Gedanke, der mich in der That schon oft gekräftigt und gestärkt hat. Und dann, liebes Kind," — fügte er unendlich milde hinzu — „ich darf auch die Hand auf das Herz legen und mir zugestehen, daß ich, mein ganzes Leben hindurch, wacker gearbeitet und — stets das Gute gewollt habe."

„Gewiß, gewiß!" — rief Constanze.

„Und wenn auch hie und da bei meinem künstlerischen und menschlichen Streben die Ausführung hinter dem guten Willen noch zurückblieb; — wenn ich auch das nicht geleistet habe, was mir als Ideal vor der Seele schwebte,... so habe ich doch als schwacher Mensch redlich gestrebt. Ich war dabei immer, wie ich mich gab, und so müssen mich selbst meine Feinde achten, und mein Andenken wird bleiben, auch wenn mein Körper längst in Staub zerfallen ist."

„Vorher aber" — sagte hier Constanze, indem sie mit der ganzen Kraft der Seele ihre innere Bewegung

niederkämpfe, — „vorher soll mein Wolfgang Amadeus noch viele schöne Siege erleben!"

Mozart schüttelte abermals mit dem Kopfe, und dem Gange seiner Gedanken folgend, fuhr er trübe und mit mattem Tone fort:

„Man hat mich viel verfolgt, — hat mir mein lebensfrohes Wesen, meine Offenheit, meine Wahrheitsliebe und Unbestechlichkeit, mein Ankämpfen gegen veraltete und verrostete Vorurtheile, mein Wirken für eine freie nationale Entwicklung der Musik zum Verbrechen gemacht; — — ich weiß es — — weiß auch, wer mich um die Liebe unseres guten Kaiser Joseph gebracht, — wer mir Ehre, Ruhm und Lebensglück geraubt."

„Liebes Herz!" — rief hier Constanze mit der ganzen Fülle innigster Theilnahme — „sieh doch nicht Alles so finster an! Sonst ...."

„Sonst!" — fiel ihr Mozart in's Wort, — „ja sonst! Sonst war ich auch ein anderer, ein lebensfroher, ein heiterer und glücklicher Mensch; — — — jetzt — — jetzt bin ich eine Ruine, zerstört, in sich selbst zerfallend — nur noch ein Schatten von dem, was ich war."

„Und das kann Wolfgang Amadeus Mozart sagen?" — versetzte Constanze — „dessen Zauberflöte, dessen Titus — beide in den letzten Monaten geschaffen — bereits die Welt durch ihre ungeheuren Erfolge mit neuem Ruhme füllen?"

„Ruhm — Erfolg!" — wiederholte Wolfgang melancholisch — „das sind auch Dinge, die meinem Sonst

angehören. Sieh!" — fuhr er fort, rückte seinen Stuhl näher und lehnte sich vertrauensvoll an sein Weib; — „sieh, mit dem „Sonst" und „Jetzt" ist es eine eigene Sache. Schaue einmal um Dich, liebe Seele. Sonst — ja noch vor wenig Wochen — da prangten alle diese Bäume in dem vollen Schmucke ihres Laubwerkes. Wie stolz hoben sie da ihre Häupter gen Himmel, — wie freuten sie sich des gefiederten Orchesters, das unter ihrem grünen Blätterdache nistete, und so froh und fröhlich seine Lieder zum Himmel sandte, — wie lachte da noch die ganze Natur .... und jetzt? — ... wo ist all' das Leben, all' der Glanz, all' die Freude hingekommen? Entlaubt, nackt und traurig stehen die Bäume — ein weites ödes Grab ist die Welt. Ist es mit mir und meinem Leben anders? Sind nicht alle meine Hoffnungen und Erwartungen zerknickt und zertreten ..... und zu welchen Hoffnungen hatte mich einst das Leben berechtigt! — — Du weißt, welche Triumphe das Kind schon feierte. Ach! welche Erwartungen knüpfte mein edler Vater an diesen kindischen Enthusiasmus der Menschen für ein Kind. Der gute Mann schläft längst im kühlen Schooß der Erde, sein Sohn hat es in dreißig langen Jahren voll Streben, Mühen, Kämpfen und Arbeiten nicht einmal zu einer seiner würdigen Stellung, — nicht zu einer sorgenfreien Existenz gebracht. Ich sah als Knabe Italien, — — das schöne liebe Italien — und Italien, damals das Land der Musik, huldigte dem Knaben, Papst und Kardinäle kamen mir freudig entgegen und Pater Martini — der große gewaltige

Heros im Gebiete der Musik — reichte mir liebevoll die Bestattung als Mitglied der philharmonischen Akademie. O Constanze! Constanze! welche Zukunft sah ich damals vor mir liegen, — welche Träume der Größe stiegen da in meiner Seele auf! was wollte ich alles erreichen, was alles schaffen, werden?! Noch höre ich den Jubelruf der tausend und aber tausend Stimmen nach der ersten Aufführung meines „Mithridate Re di Ponto.“ — „Evviva il maestro! evviva il maestrino!“ — erklang dem 14jährigen Kinde so süß, — nicht aus Eitelkeit — nein, wahrlich nicht! aber der Knabe fühlte, daß er des Ruhmes erste Stufe erstiegen habe. Deutschland, sein liebes Deutschland — sein theures Vaterland sollte ihm den vollen Kranz der Ehre auf die Schläfe drücken.“

Mozart hielt hier einen Augenblick inne: ein schmerzlicher Gedanke schien ihn zu durchzucken, und Constanze ehrte schweigend das Gefühl, was sie errieth und mit ihm theilte. Endlich fuhr er fort:

„Deutschland that es nicht! Die Zeit der Jugend, des Glückes war vorüber und Täuschungen folgten auf Täuschungen. Ich suchte eine entsprechende Stellung, einen Wirkungskreis in München — — vergebens: man wies mich zurück, man hieß mich nach Italien gehen und etwas lernen — und Italien hatte mir längst so freundlich und ehrenhaft zugejauchzt. Ich ging nach Mannheim und fand — Dich, meinen lieben, guten, treuen Engel — aber sonst wieder Täuschungen auf Täuschungen. Charlatane glänzten am Hofe; für mich

gab es kein Plätzchen. Da eilte ich nach Paris. Ich sah es zum zweitenmale, um bittere Erfahrungen zu sammeln, meine gute Mutter dort für ewig zu betten, und ärmer heimzukehren, als ich gekommen. Und nun — nein! — laß mich von dem knechtischen, unwürdigen Verhältniß schweigen, in welchem ich von da an in Diensten des Fürstbischofs von Salzburg leben mußte. Mein Innerstes empört sich bei dem Gedanken daran und — ich möchte nicht bitter werden. Ich habe auch ihm verziehen."

Mozart hielt abermals einen Augenblick inne. Das Sprechen und die innere Aufregung hatte ihn erschöpft, Constanze füllte sein Glas, er nahm einen Schluck und fuhr fort:

„Da machte ich mich frei, und von da an begann eine glücklichere Epoche. Ich liebte Dich, ich fühlte in jugendlichem Muthe die Kraft in mir: Welt, Menschen und Schicksal — Anerkennung, Ehre und Glück abzutrotzen; — ich hoffte das Höchste, strebte und rang nach dem Höchsten — und — in diesem Hoffen und Streben war ich glücklich, selig! — — Aber — — ich sollte es eben auch nur darin werden. Kaiser Joseph liebte mich, — ich sollte der deutschen Musik den Weg bahnen, — sollte, was mein höchster Wunsch von jeher gewesen, eine deutsche Oper gründen, leiten, dirigiren..... sollte endlich, endlich einen Wirkungskreis erlangen, in dem ich, ach! so Herrliches hätte leisten können — da — untergrub man den Boden auf dem ich stand — — raubte mir des Kaisers Gunst und Ver-

trauen, und wandte mir hohnlachend den Rücken. Ach, liebes Weib, der Stachel ist immer geblieben, — an der Wunde habe ich mich verblutet! — — Meine „Entführung,“ mein „Figaro,“ mein „Don Juan“ haben nichts oder wenig hier gemacht. Ich habe ewig, ewig zu kämpfen, zu sorgen, mich um des elenden Geldes willen zu quälen gehabt — — — und nun — nun ja „die Zauberflöte“ gefällt, ich freue mich darüber, aber ein Anderer wird reich — und ich muß Dich wieder darben sehen und bin selbst in all' den Stürmen zur Ruine geworden, morsch, gebrochen — ein Nichts! — dies, mein Herz, ist mein „Sonst“ und mein „Jetzt!“ Dies ist die Dornenkrone, die mir das Leben, die mir das Vaterland statt der geträumten Lorbeerkrone gab.“

Mozart schwieg. Sein Haupt senkte sich matt auf seine Brust, seine Augen schlossen sich und kaum mochten die freundlichen, liebevollen Tröstungen, die seine Gattin an ihn richtete, in ihm zum klaren Bewußtsein gelangen. Erst nach längerer Zeit hob sich sein Haupt wieder:

„Mag dem Allen sein, wie ihm wolle“ — sagte er dann und eine edle Zuversicht leuchtete auf Augenblicke aus seinen Augen — „der Gedanke, daß ich immer das Gute und Rechte angestrebt, hat mich gehalten und richtet mich noch auf.“

„Ach ja!“ — sagte hier Constanze — „wären nur alle Menschen so offen, wahr, kindlich gut und strebsam, wie mein Wolfgang, dann würde die Welt weniger schöne

Worten hören, aber mehr gute Thaten sehen; dann würde der Freund nicht mehr zum Feinde werden; dann würde die Treue nicht mehr so oft die Farbe wechseln und Verrath und Betrug der Lohn der Liebe und der Freundschaft sein! — Aber" — setzte sie dann sich an ihn schmiegend tröstend hinzu — „fasse nur Muth, Wolferl, Du wirst Dich am Ende doch noch durchkämpfen. Es dauert auch gewiß nicht mehr lange bis Dir eine, Deiner würdigen, Anstellung wird, so daß Du Dich sorgenfreier bewegen, ganz nach Muse schaffen kannst." . . .

„Nein!" — sagte hier Mozart, indem er seine kaltfeuchte Hand auf die seiner Gattin legte, und diese mit einem so wunderbar ernsten und tiefen Blicke ansah, daß sie in sich zusammenschauerte, — „nein! das werde ich nicht erleben!"

„Und warum nicht?" — frug Constanze mit zitternder Stimme.

Mozart sah schweigend, wie in tiefe Gedanken verloren, vor sich hin. In demselben Augenblicke trieb ein leiser Wind ein welkes Blatt auf der Erde langsam und raschelnd vor sich her — da kam ein stärkerer Stoß — und fort war es, — verweht in alle Lüfte.

Mozart nickte schwermüthig, dann sagte er leise:

„Das Requiem, — das Requiem!".

„Und was ist's schon wieder mit ihm?" — frug Constanze.

Da füllten sich plötzlich Mozart's Augen mit Thränen, und — einen langen unaussprechlich-schmerz-

lichen Blick auf seine geliebte Constanze werfend — sagte er:

„Kind, ich überlebe es nicht. **Ich schreibe es für mich selbst!**" *)

Constanze erblaßte. Aber sie faßte sich rasch wieder.

„Welche Träume!" — rief sie — „ich werde Dir die Partitur wegnehmen, wenn Dich die Arbeit daran so melancholisch stimmt! Gewiß, Du wirst bald wieder wohl sein, und dann lachst Du über Deine jetzigen schwarzen Phantasien!"

„Nein!" — fuhr Mozart kopfschüttelnd fort, — „nein! ich fühle es zu sehr, mit mir dauert es nicht mehr lange: gewiß, man hat mir Gift gegeben! Ich kann mich von diesem Gedanken nicht loswinden!" **)

Und er stand auf, nach dem Wagen zu gehen. Constanze, der diese Rede wie Bergeslast auf das Herz gefallen, versuchte Alles, ihm das Grundlose seiner schwermüthigen Vorstellungen zu beweisen und die trüben Gedanken auszureden. — Umsonst! Mozart antwortete nur noch durch verneinendes Kopfschütteln. Beim Aussteigen aber wiederholte er:

„Ich fühle, — ich weiß es — **ich schreibe das Requiem für mich selbst!**"

---

*) Mozarts eigene Worte. Nissen: S. 563. Ulibicheff: I. Thl. S. 267. III. Thl. S. 506.

**) Mozarts eigene Worte. Nissen: S. 563.

Der Engel des Todes.

Durch die herabgelassenen Vorhänge des Mozart'schen Zimmers fiel heute nur ein matter Schein des Tages. Im Ofen knisterte das Feuer; sonst herrschte eine tiefe Stille ringsumher, denn .... Mozart war krank. Aber Mozart arbeitete doch .... es ließ ihm keine Ruhe, das Requiem ..... das Requiem mußte fertig werden.

Constanze hatte nach jener Fahrt in den Prater wiederholt mit Doctor Closset über ihres Mannes Zustand gesprochen. Clossel fand ihn nicht gerade bedenklich, nur empfahl er Ruhe und drang darauf, daß Mozart die Partitur des Requiems, wenigstens auf einige Tage, ganz zurücklege. Es kostete dies Wolfgang Amadeus freilich eine große Ueberwindung; dennoch konnte er den anstürmenden Bitten Constanzens, seiner Schwägerin Sophie und der Freunde nicht widerstehen; aber er wurde

dadurch nur noch trauriger, denn er fühlte wohl, daß dieses Opfer ihn nicht zu retten vermöge, und der Gedanke: dies Werk am Ende gar nicht mehr vollenden zu können, peinigte ihn Tag und Nacht. Sein Lieblingsschüler Süßmayer — der ihn und seine Art zu componiren ja so gut verstand und ihm schon bei dem „Titus" so treu beigestanden — kam daher fast nicht mehr von seiner Seite. Mozart erklärte ihm Alles und sprach sich so unumwunden und detaillirt über die musikalischen Ideen aus, die ihn bei dem Requiem leiteten und vorschwebten, wie er dies bisher noch nie gethan.

Das war nun freilich nicht des Arztes Meinung gewesen; dennoch gewahrte Constanze zu ihrer innigen Freude bald, daß die erzwungene Ruhe sehr günstig auf ihren Gatten zurückwirke; ja Mozart fühlte sich in der That nach einigen Tagen wieder so erträglich, daß er im Stande war, eine kleine Cantate: „Das Lob der Freundschaft" zu schreiben, welche die Freimaurerloge, der er angehörte, bei ihm bestellt hatte. *)

Die gute Aufführung und der große Beifall, mit dem sie aufgenommen wurde, belebten aber seinen Geist noch mehr. Wolfgang war wieder heiterer, ja er scherzte sogar von Zeit zu Zeit wieder. Constanze strahlte von Glück. Als er daher die Rückgabe der Partitur des Re-

*) Es gab damals in Wien acht Logen. Die älteste derselben „Zur gekrönten Hoffnung" war diejenige, welcher Mozart angehörte. Jahn: III. Thl. S. 400.

quiem verlangte, nahm sie keinen Anstand, seinen Bitten zu willfahren.

Aber sonderbar, kaum hatte Mozart dies Werk des Todes wieder in seiner Hand, als der Gedanke, der ihn schon am Tage der Bestellung erfaßt und bis in die letzte Zeit verfolgt hatte, wieder mit dämonischer Gewalt in ihm aufblitzte.

Furchtbares Licht! Dieses Grab, für welches man von ihm harmonische Thränen verlangt, ist sein eigenes. Kein Zweifel, keine Hoffnung mehr, er muß sterben!

Jeden Augenblick gewinnt dieser niederdrückende Gedanke mehr Consistenz und setzt sich in dem Geiste des Kranken fester; aber die Inspiration, welche er daraus schöpft, verleiht ihm bis dahin unbekannte unermeßliche, übernatürliche Kräfte. Er schreibt, und alles Uebrige ist vergessen. Mag von nun an die Nacht auf den Tag, der Tag auf die Nacht folgen, für ihn — den göttlich-erhabene Melodien auf den Schwingen der höchsten, der heiligsten Begeisterung bis zu dem Throne des Ewigen emportragen und in die unermeßlichen Tiefen der Ewigkeit schauen lassen, — für ihn gibt es keine Zeit mehr!

Das Licht, welches wieder aufsteigt, ohne ihm Hoffnung zu bringen, — die Dunkelheit, welche die Erde umhüllt, ohne ihn in Ruhe zu versenken, verlassen und finden ihn immer wieder auf derselben Stelle, ohne aufzuhören, nachdenkend, schreibend. Ein unaussprechliches Interesse, eine schmerzliche Begeisterung kettet ihn an diese Arbeit, die — wie er selbst fühlt — sein letztes Geschäft in dieser

Welt ist .... denn ..... an der Arbeit Ziel ..... erblickt er den Tod!

Er sieht ihn sich gegenüber, wie er sich bewegt, ... wie er sich mehr und mehr nähert..... wie er den knöchernen Arm begierig nach ihm ausstreckt ..... wie er ihn mit einem triumphirend grinsenden Lächeln und hohlen Augen vernichtend anstarrt!

Er sieht ihn .... und die Furcht, die erhabene Hymne der Ewigkeit nicht mehr zu Ende bringen zu können, treibt ihn zu immer angestrengterer Arbeit.

Die Seiten des Requiems füllen sich... aber das Leben des begeisterten Meisters schmilzt, wie die letzten Reste einer Wachskerze, welche vor dem Bilde des Heilands brennt, und die wie in Thränen der Anbetung tropfenweise ihr letztes Dasein aufzehrt! *)

Das Requiem ist, bis zu dem Sanctus, vollendet ... da aber bricht der edle Maestro todtkrank zusammen.

Du sankst auf dein Lager? — — Wehe! — wehe der Welt! wehe der Kunst! Ich sehe den Engel des Todes seine düsteren Schwingen über dich ausbreiten! — Still, in dich gekehrt, ohne Klagen legst du dich nieder! Wehe! wehe der Welt! wehe der Kunst! wehe all den Herzen, die dich lieben! Ich sehe den Engel des Todes mit umgekehrter Fackel zu deinen Füßen stehen!

---

*) Oulibicheff: III. Thl. „das Requiem." S. 506.

Durch die herabgelassenen Vorhänge des Mozart'schen Zimmers fiel heute nur ein matter Schein des Tages. Im Ofen knisterte das Feuer; sonst herrschte eine tiefe Stille ringsumher, denn Mozart war krank .... aber Mozart arbeitete doch.

Dicht neben dem Bette saß Süßmayer an einem Tische und schrieb. Constanze ging auf den Zehen ab und zu. Ihre Augen waren roth geweint.

Wolfgang Amadeus lag ruhig.

Seine Augen, gedankenvoll nach oben schauend, verriethen das Arbeiten seines Geistes. Er schrieb ja seine Musik nie eher nieder, bis er sie, bis auf die letzte Note im Kopfe vollendet hatte.

Aber wie blaß dies Antlitz war, wie erschlafft die Züge, wie unheimlich das flackernde Feuer dieser, sonst so schönen Augen. Und doch verkündet ihr zeitweises Aufblitzen den noch immer gewaltig schaffenden Geist. Ja, so still er daliegt, der große Meister, es umrauschen ihn wunderbar herrliche Töne, himmlische Melodien von gigantischer Größe!

Jetzt wendet er sich mühsam dem neben ihm schreibenden Süßmayer zu.

„Süßmayer" — sagt er dann mit matter Stimme „haben Sie die Fuge Quam olim nach meinen Angaben fertig abgeschrieben?"

„Ja, Maestro!" — versetzte der Angeredete mit einem schmerzlichen Blick auf den theuren Freund und Lehrer.

„Und haben Sie auch deren Anfang durch das Einfallen der Posaunen bezeichnet?"

„Ganz, wie Sie es angaben."

„Lassen Sie sehen."

Und Mozart nahm die dargereichten Blätter und sah das Geschriebene durch. Von Zeit zu Zeit nickte er dabei leise mit dem Kopfe und ein mattes, ersterbendes Lächeln der Befriedigung flog über seine Züge.

Süßmayer's Blicke ruhten mit unendlicher Wehmuth auf den Zügen des Freundes. Niemand wußte ja genauer, was die Welt hier in musikalischer Beziehung bald verlieren werde; — Niemand kannte ja die Größe, die Fülle dieses schöpferischen Geistes mehr, als er: Niemand hatte so, wie er, die Gelegenheit gehabt, sich staunend vor dieser Schöpferkraft zu beugen, vor dieser Schöpferkraft, die, fast schon mit dem Tode ringend, gewaltiger den jemals im frischen freudigen Leben, gerade jetzt wieder, dem zerfallenden Körper zum Trotze, ihre Adlerschwingen mit Riesenkraft entfaltete. Er hatte ja eben noch die bewundernswürdige Fuge: Quam olim nach den Notizen und Angaben des Meisters vollendet, und er wußte, daß während er an dieser schrieb, der nie rastende Geist Mozart's schon mit sich über das Sanctus einig geworden.

Jetzt gab Wolfgang Amadeus die Notenblätter zurück:

„Ich danke Ihnen, lieber Süßmayer" — sagte er dabei milde und freundlich — „Sie haben mich verstanden und alles nach Wunsch gemacht. Es ist ein rechtes Glück,

daß ich Sie habe. Sie müssen, sollte ich vor Vollendung des Requiems sterben ..... es nach meinen Angaben vollenden. Sie kennen ja meine Intention, ... und .... dort auf meinem Schreibtische .... da liegen die Papierstreifen, ... die meine Notizen und musikalischen Gedanken für ..... das Sanctus, Benedictus und Agnus enthalten."

„Sprechen Sie nicht so, lieber theurer Maestro!" — sagte hier Süßmayer besorgt. — „Sie werden alles selbst vollenden und noch andere die Welt zu Staunen und Begeisterung hinreißende Werke."

Mozart schüttelte mit dem Haupte. — „Er kommt zu schnell, der leidige Tod!" — flüsterte er dann leise und besorgt, damit es Constanze nicht höre. — „Wir haben keine Zeit zu verlieren .... Geben Sie mir einen Streifen Notenpapier und mein Bleistift, ... ich habe da einen herrlichen Gedanken für das „dona eis requiem" .... für das: gib ihnen ewige Ruhe, des Agnus Dei."

Süßmayer reichte ihm Papier und Bleistift.

„Sehn Sie," — fuhr Mozart dann fort — „das ist die Figur des Accompagnements ..... sie muß die ganze Majestät des Todes und der Ewigkeit ausdrücken! .... Dann will ich hier die vierstimmigen Sätze für das „Dona eis requiem" ...... und die Ritornell's bemerken. Merken Sie wohl, lieber Süßmayer, welchen Gedanken ich damit verbinde; es ist der Gedanke der Kirche selbst ..... Im Offertorium heißt es: „Sed signifer sanctus Michael repraesentat eas in lucem sanctam" ....

„Hoch erhebe der heilige Engel Michael sein Panier, und führe sie hinauf ins ewige Licht ein.“ Hören Sie nun wohl, Lieber ... hier muß also der Gedanke festgehalten und musikalisch ausgedrückt werden: daß Engel ... die Seelen der Hingeschiedenen .... zu Gott tragen.“

Mozart war erschöpft; — sein Haupt sank zurück; — er winkte Süßmayer, an seine Arbeit zu gehen und schloß die Augen.

Der Schüler gehorchte und der Meister hatte sich nach einiger Zeit so weit erholt, daß er die ebenerwähnten Notizen mit Bleistift auf das Papier werfen konnte.

Alles war wieder still, nur das Feuer knisterte. Mozart und Süßmayer schrieben; Constanze saß — den Gatten nicht zu stören — entfernt und schien zu arbeiten; aber es arbeitete nur eines in ihr, ihr Herz, das vor Sorge, Angst und Kummer zerspringen wollte.

Aber die Erschöpfung gewann unter dem Arbeiten wieder die Oberhand; nach einer halben Stunde mußte Mozart Papier und Bleistift wieder zurücklegen ..... ein leichter Schlummer senkte sich zu ihm nieder.

Als Wolfgang Amadeus erwachte, saßen — außer Süßmayer — Constanze und seine Schwägerin, Sophie Weber, die mit liebevoller Besorgniß sich mit der Schwester in seine Pflege theilte, an seinem Bette. Auch Stadler und Schack waren gekommen, um sich nach dem Befinden des theuren Freundes zu erkundigen.

Mozart lächelte freundlich, als er die kleine Versammlung überblickte:

„Ihr seid doch treue Seelen!" — sagte er dann — „daß ihr mich altes, zerfallendes Haus noch so pflegt und hätschelt. Es gibt also doch auch Freunde, die in trüben Zeiten aushalten."

„Aber, liebes Herz," — versetzte Constanze — „glaubst Du denn nicht, daß wir Alle, die Dich lieben, für Dich und mit Dir freudig durch alle Trübsale des Lebens gingen?"

„Ja, ich glaube es!" — sagte Wolfgang Amadeus mit einem Blick innigster Liebe auf seine Umgebung, indem er jedem der Anwesenden seine Hand reichte. Ach! wie war aber diese sonst so schöne Hand jetzt so welk und abgezehrt. Schack erblaßte, als er sie sah; war es ihm doch, als habe der Tod hier schon sein Recht geltend gemacht.

„Lieber Freund," — hub jetzt Abt Stadler an — „die Freundschaft, die uns an Dich kettet, ist kein Verdienst für uns. Das ganze Leben des Menschen ist ein fortgesetzter Kampf; wir haben ihn zu bestehen, ob wir wollen oder nicht. Aber eine gewisse Zuversicht und Sicherheit mitten in diesem Kampfe müssen wir uns doch bewahren, wenn wir des Sieges und nicht des Unterganges gewiß sein wollen. Es ist dies die innere Zuversicht und die innere Sicherheit, die uns treue Liebe und aufrichtige Freundschaft gibt."

„Es ist wahr," — versetzte Mozart leise — „kein Herz ist so stark, daß es im Kampfe mit seinen Widersachern nicht verzagte, wenn es allein und verlassen steht in seinem Streite; .... wenn ..... kein Freundeswort ermuthigt

zum standhaften Ausharren, ... keine Freundeshand hilft, den ..... übermüthigen Feind zu demüthigen."

„Darum schließen sich auch zur Zeit der Anfeindung verwandte Herzen so leicht aneinander!" — fuhr Stadler fort, da es ihm darauf ankam, den Patienten etwas zu zerstreuen. — „Aber es bindet sie auch noch etwas anderes, und dies ist ein gleiches Streben nach gleichem Ziele."

„Gewiß!" — fiel hier Schack ein — „was knüpft uns Menschen enger an einander, als gleiche Begeisterung, gleiches Streben, gleiche Gefahren und gleiche Siege. Ein Blick auf den Freund macht uns sicher und fest, wenn wir wanken; ein Blick auf den Freund lindert den Schmerz jeder empfangenen Wunde; ein Blick auf den Freund gibt uns Zuversicht, Muth und Kraft zum Siege."

„Nun!" — sagte hier Mozart trübe — „so laßt mich auf Euch blicken, ihr Freunde, daß auch ich Muth und Kraft zum baldigen Siege finde. Versprecht mir ...... wenn ich sterbe .... mein Weib und meine Kinder nicht zu verlassen."

„Wolfgang!" — rief hier Constanze und Thränen stürzten aus ihren Augen.

„Sei ruhig, liebes Kind!" — sagte dieser — „es wäre kindisch und unklug, sich hier zu täuschen .... und Du wirst des Rathes und der Stütze der Freunde sehr bedürfen, ... denn leider, leider vermag ich Dir ..... trotz allem Schaffen und Kämpfen und Ringen .... nur Sorgen .... zu hinterlassen."

„O Wolfgang, sprich nicht davon!" — rief Con-

stanze schluchzend; aber sie konnte nicht weiter sprechen, denn sie wußte, daß wenn Mozart jetzt sterben würde, sie nicht mehr das Geld im Hause hätte, ihn anständig begraben zu lassen.

In diesem Augenblicke klopfte es leise an der Thüre und zwei Personen traten ein: Seyfried und das Dienstmädchen. Beide brachten etwas: ersterer ein, im Contrast mit dem Krankenzimmer und Mozarts Lage sehr freudestrahlendes Gesicht, und letzteres drei Briefe, die der Postbote eben abgegeben.

Die Briefe waren an den Kranken. Sophie reichte sie ihm auf das Bett und Mozart erbrach sie mit zitternder Hand.

Aber während er einen nach dem anderen las, bedeckte bald Blässe, bald Röthe sein Gesicht, — die Augen leuchteten fieberhaft auf — ein Schimmer der Freude übergoß seine Züge .... aber es war nur ein Moment; dann strich er sich langsam mit der kleinen, weißen, abgemagerten Hand über die Stirne und mit dem Ausdruck der tiefsten Trauer lispelte er kaum vernehmbar: — — „Es ist zu spät!“ Die Briefe entglitten ihm und die Augen schließend, lehnte er sich, von einer allzustarken Gemüthsbewegung überwältigt, langsam in Constanzens Armen zurück.

Entsetzen hatte sich aller Anwesenden bemächtigt — — athemlos standen sie da — — Mozarts letzten Seufzer erwartend. Aber noch stand der Zeiger seiner Lebensuhr nicht still! Nach einigen Minuten schlug Wolfgang

Amadeus die Augen wieder auf, — ja — ein Lächeln spielte um seine Züge, als er zu Constanzen sagte:

„Du behältst .... wieder einmal .... Recht. Das Glück kommt ... nur etwas spät. Lies die Briefe."

Constanze gehorchte: eine der ersten Bühnen Deutschlands bot dem Componisten der „Zauberflöte" unter glänzenden Verhältnissen die Direction ihrer Capelle an; — die beiden anderen Briefe waren aus Preßburg und Amsterdam und brachten Mozart Anträge, gegen ansehnliches Honorar periodische Arbeiten von verschiedener Gattung, musikalische Miscellaneen, zu liefern. *)

Das Staunen — aber auch der zerschmetternde Gedanke, in welchem Momente diese Wendung des Geschicks in des großen Meisters Leben eintrete — war so allgemein, daß eine Todtenstille eintrat.

Seyfried fand zuerst das Wort:

„Nein!" — sagte er — mit jugendlichem Ungestüm — „das ist doch unendlich seltsam! Wissen Sie, warum ich fast athemlos hierher geeilt bin? Ich hoffte unserem edlen, lieben Freunde, meinem theueren Lehrer eine köstliche Medicin zu bringen; eine Freudenbotschaft, die ihn hoffentlich die alte Lebenslust und Lebenskraft zurückgibt: **der Magistrat von Wien hat ihn zum Capellmeister der Kathedrale von St. Stephan ernannt**, einer Stelle, die, wie Sie Alle wissen, nicht nur sehr ehrend ist, sondern mit welcher auch ein bedeutender Gehalt und beträchtliche Nebeneinkünfte verbun-

*) Historisch.

den sind. *) Hier ist das Dekret! Mein Oheim, der Mitglied des Magistrates ist, hat mir die Freude nicht vorenthalten wollen, es selbst meinem theueren Lehrer zu übereichen."

Und Seyfried reichte das Papier Mozart hin.

Alle standen sprachlos. Mozart öffnete sein Anstellungsdekret langsam; aber während seine Augen, die Zeilen überfliegend, sich mit Thränen füllten, sagt er kopfschüttelnd:

„Es ist zu spät!"

Aber plötzlich überwältigte ihn das Gefühl; das furchtbar Tragische seines Geschickes trat in seiner ganzen Größe vor seine Seele; sein Herz durchbohrte ein unnennbarer Schmerz und, sich aufrichtend, rief er unter Thränenströmen:

„Jetzt! jetzt! soll ich fort, da ich ruhig leben könnte! jetzt meine Kunst verlassen, da ich nicht mehr als Sclave der Mode, nicht mehr von Speculanten gefesselt, den Regungen meiner Empfindungen folgen, frei und unabhängig schreiben dürfte, was mein Herz mir eingibt! Ich soll fort von meiner Familie, von meinen armen Kindern, in dem Augenblicke, da ich im Stande gewesen wäre, für ihr Wohl besser zu sorgen!"**)

---

*) Geschichtlich. Nissen: S. 566. Oulibicheff: I. Thl. S. 269. Jahn: IV. Thl.

**) Mozarts eigene Worte. Nissen, Oulibicheff, Jahn.

Und er sank laut weinend in die Arme seiner Gattin, die ihre Thränen mit den seinen mischte. Aber auch bei den Umstehenden blieb kein Auge trocken. Tief, tief schnitt das tragische: „Es ist zu spät!" in Aller Herzen. Zu zerschmetternd und niederdrückend war der Gedanke: daß dies ganze herrliche Leben vergebens nach dem gerungen, was das Geschick jetzt bot ..... da, durch das Hervorbringen übermenschlicher Werke, alle Lebenskräfte bereits erschöpft waren.

O schneidende Ironie des Lebens! ... Gerade jetzt gewöhnt der allgemeine Beifall, den die „Zauberflöte" in allen Ländern und in allen Ständen erntet, das deutsche Volk daran, den Namen Wolfgang Amadeus Mozart mit Stolz auszusprechen; bereits erbleichen alle gleichzeitigen Berühmtheiten vor seinem wunderbaren Gestirne; noch einige Jahre und dies Gestirn überstrahlt mit seiner Unermeßlichkeit und der Fülle seines Glanzes den ganzen musikalischen Horizont Europa's. Selbst das Glück, müde und beschämt, den großen, herrlichen Mann länger zu verfolgen, reicht ihm die Hand zur Versöhnung — es winkt freundlich die Belohnung irdischen Strebens ..... da schlägt es „Mitternacht voll!" ..... der Zeiger stockt ..... und mit dem Seufzer: „Es ist zu spät!" sinkt Mozart auf sein Todtenbett zurück! — — —

„Requiem aeternam dona eis Domine, et lux perpetua luceat eis!“

In dem Vorzimmer, das zu Mozarts Schlafgemach führte, hatten sich eine Menge Freunde versammelt: Stadler, Schack, Görl,*) Süßmayer, Albrechtsberger, Seifried und sein Schwager Hofer. Aber sie sprachen alle nur wenig und dann leise: es ist ja immer ein drückendes und beengendes Gefühl, dem Tode nahe zu kommen — und — in diesem Hause, in diesen Zimmern wehte sein Athem schon. Es war jener eigenthümlich, meist von Moschus herrührende, Geruch, der uns wo wir ihn treffen, auch in gesunden Tagen, so peinlich berührt.

Constanze war mit Dr. Closset am Bette des

*) Bassist an Schikaneders Bühne, für den die Partie des Sarastro geschrieben.

Kranken. Er lag still und geduldig da, obgleich er körperlich und geistig litt; denn seit einigen Tagen waren seine Glieder angeschwollen und ein schlagartiger Anfall hatte seinen ganzen Körper gelähmt; während die Sorge um Weib und Kind mit Centnerschwere auf seiner Seele lastete. Aber glücklicherweise gab es für den sterbenden Künstler einen Gedanken, der alle anderen niederdrückte, und das war der Gedanke an das Requiem und seine Vollendung. Er schrieb es ja für sich: es war sein größtes Meisterwerk — und — das letzte innige Gebet des Sterbenden zu seinem Schöpfer!

„Sind einige von den Freunden da?" — frug er jetzt leise.

„Ja!" — entgegnete Constanze, deren Augen fast keine Thränen mehr hatten, und sie nannte die Anwesenden.

„So laß sie kommen!" — fuhr Mozart fort — „ich möchte noch einmal das Requiem hören."

Constanze sah den Arzt fragend an; da aber Dr. Cloffel zustimmend nickte, ging sie, die Freunde zu holen. Sie traten auf den Zehen ein und nahmen auf des Sterbenden Bitten mit schwerem Herzen die Stimmen des unseligen Todtensanges. Süßmayer setzte sich an das Clavier, Schack sang den Sopran, Hofer den Tenor, Görl der Baß und Mozart ..... Mozart, ... der sterbende Mozart .... den Alt.*)

---

*) Geschichtlich. Oulibicheff: I. Thl. S. 283. Nach Benedict Schacks eigener Mittheilung.

Aber welch' ein Gesang? — welch' eine Musik? — welche Stimmung in den Freunden, — in ihm selbst!

Der Arzt hatte Constanze hinweggeführt, die sich erschöpft und weinend in die Kissen des Sophas warf, das in dem Vorzimmer stand. Und doch klangen die Töne leise, leise zu ihr herüber, und es war ihr, als höre sie Engelchöre, die an dem Throne Gottes für ihren theueren, für ihren unaussprechlich geliebten Gatten flehten. Und sie sank auf die Kniee und betete aus voller, voller Seele.

In dem Krankenzimmer aber ging der Gesang weiter; bald seine imposante düstere Majestät entfaltend, bald in frommen heiligen Klängen die tiefsten Tiefen eines anbetenden Menschenherzen erschließend.

So kam man bis zu dem Lacrymosa, — diesem herr lichen Sang der Thränen — dem Eindringlichsten was die Welt unter allen kirchlichen und profanen Chören besitzt, der — mächtiger wie alle andere Zerknirschung und Schrecken — den höchsten Schmerz, das höchste religiöse Flehen ausdrückt. Aber sein Eindruck war selbst für den Meister zu allgewaltig: Todtenblässe bedeckte plötzlich seine Züge, — die Augen füllten Thränen, die Hände ließen die Blätter sinken .... der Gesang verstummte .... alle schwiegen in heiliger Ehrfurcht. — — —

Es war dies am Morgen geschehen; die Freunde hatten das Haus wieder verlassen; auch der Arzt war dem Rufe seiner Pflicht gefolgt, jedoch mit dem Versprechen gegen Abend wiederzukommen. Nur Süßmayer war noch da. Ueber den Meister gebückt lauschte er den Winken, die

dieser ihm noch immer mit kaum vernehmlicher Stimme gab.

Constanze erwartete mit Ungeduld und namenloser, unaussprechlicher Angst ihre Schwester Sophie, diese treue helfende und tröstende Seele. Endlich, endlich trat sie ein: Constanze athmete auf:

„Gott Lob, daß Du da bist!" — rief sie ihr entgegen. — „Heute Nacht ist er so krank gewesen, daß ich schon dachte, er erlebe diesen Tag nicht! Wenn er heute wieder so wird" — setzte sie mit dem Ausdrucke der Verzweiflung hinzu — „so stirbt er mir die Nacht! Gehe zu ihm und siehe, was er macht; ich kann nicht mehr!"

Sophie trat ein; aber sie hätte beinahe einen Schrei des Entsetzens ausgestoßen: die Züge des Schwagers waren verändert. Der Würfel war gefallen. Der Tod hatte sein Siegel auf dies Antlitz geprägt.

„Ha!" — sagte Mozart, der eben einen Augenblick erschöpft ausruhte — „gut, daß Sie da sind, liebe Sophie, ... heute Nacht bleiben Sie bei mir: Sie müssen mich sterben sehen." *)

„O, nicht doch, lieber Schwager," — entgegnete die Angeredete. — „Ich will schon bei Ihnen bleiben; aber sie sollen schlafen, sanft und gut schlafen, damit Sie sich kräftigen und erholen."

Aber Mozart sah sie starr und ernst an, schüttelte das Haupt und sagte:

*) Mozarts eigene Worte. Nissen: S. 573. Oulibicheff: I. Thl. S. 270.

„Nein, nein, es ist vergebens! . . . . Ich habe ja schon den Todtengeschmack auf der Zunge, ich rieche den Tod, ... und . . . . . wer wird meiner armen Constanze beistehen, wenn Sie nicht bleiben!“ *)

Er reichte ihr die Hand; sie war feucht und kalt. Sophie neigte sich über sie und weinte bitter.

Und die Stunden des Tages flogen dahin, und der Abend kam und ging. Wiederholt war Closset, — wiederholt waren die Freunde erschienen . . . . . es stand gleich: Wolfgang Amadeus lag ruhig auf seinem Bett und neben ihm stand Süßmayer, mit heiliger Begeisterung die letzten Anweisungen von den Lippen des Meisters erlauschend.

Da kam die Nacht . . . . die Nacht, die so wohlthuend dem Glücklichen, — — so ersehnt, so erquickend dem Müden, — so peinigend dem Sorgenbeladenen — so entsetzlich dem schlaflos Leidenden, — — so unaussprechlich qualvoll denen ist, die weinend an einem Sterbebette knieen.

Und weinend kniete Constanze am Bette ihres Mannes; — bleich und die Blicke voll qualvoller Spannung auf das Antlitz des Schwagers gerichtet stand Sophie zu seinen Hampten; — feierlich ernst beobachtete, neben ihr stehend, Süßmayer das langsame Herannahen des Todes.

Und es herrschte Grabesstille; nur die Uhr pickte tact-

*) Mozarts eingene Worte. Ebendaselbst.

mäßig und ließ das entsetzlich langsame Dahinschleichen der Stunden der Nacht noch langsamer, noch unerträglicher erscheinen.

Da stöhnte Mozart plötzlich und fuhr mit der Hand nach dem Herzen.

Constanze fuhr entsetzt empor; alle beugten sich über ihn und frugen: „Was ist's?"

„Der Tod!" — entgegnete Mozart.

Constanze schrie auf und warf sich über den Gatten.

„Wolfgang! Wolfgang!" — rief sie — „o verlaß mich nicht! Gott, mein Gott, laß mich mit ihm sterben!"

Der Sterbende aber sagte leise:

„Fasse Muth, . . . liebe Seele . . . . ich sagte Dir ja schon lange . . . . daß ich das Requiem . . . . . . für mich schreibe! . . . Jetzt . . . . ist es bald geschehen . . . . hole die Kinder!"

Sophie ging und brachte sie. Der kleine Wolfgang Amadeus schlief sanft und sein kindliches Gesichtchen glühte in seligem Behagen. Ach! er hatte keine Ahnung von der harten Schicksalsstunde, die hier, wie eine dunkle Gewitterwolke, über ihm dahinzog.

Constanze nahm ihn auf den Arm, der kleine, siebenjährige Karl kniete laut schluchzend neben seiner Mutter nieder.

Mozart aber wandte sich mühselig, von Sophien und Süßmayer unterstützt, zur Seite, legte segnend die Hände auf die Häupter seiner Lieben und sagte milde:

„Lebt wohl, Ihr Guten, und Gott segne Euch! . . . .

Er war mir durch mein ganzes Leben ein liebender Vater, ... er wird es auch Euch sein! .... Lebe wohl .... Constanze, ... Du gutes, treues Weib! .... Du warst immer mein guter Engel .... sei es jetzt auch ..... unseren armen Kindern ..... Vergib, wenn ich Dich hie und da .... vielleicht gekränkt ..... gewiß .... es geschah willenlos .... ich habe Dich doch .... aus tiefer Seele geliebt."

Mozart hielt hier erschüttert einen Augenblick inne. Dann nahm er auch von Sophien und Süßmayer Abschied, hinterließ den Freunden einen Gruß der Liebe und ward ruhig. Plötzlich lispelte er noch einmal:

„Constanze!"

„Wolfgang?" — frug diese mit thränenerstickter Stimme.

„Halte meinen Tod geheim," — sagte Mozart, — „bis Albrechtsberger ..... meine Stelle erhalten hat. Denn ihm ..... gehört mein Dienst von Gott .... und Rechtswegen."*)

Seine edle Seele dachte im Moment des Sterbens nach an die Freunde! — — Er, den das Schicksal und die Menschen sein ganzes Leben hindurch vergessen und vernachlässigt hatten — er versorgte sterbend noch den Freund mit dem einzigen, was er

*) Mozarts eigene Worte. Nissen: S. 574. Oulibicheff: I. Thl. S. 271. Jahn: IV. Thl. Sein Wille wurde befolgt und Albrechtsberger erhielt den Dienst.

anzuweisen hatte, — mit seiner eigenen, eben erhaltenen Stelle!

Wahrlich! diese letzte Handlung war ein schönes, göttlich=schönes Gebet der Liebe.

In demselben Augenblicke öffnete sich die Thüre und Dr. Closset trat ein. Er fand Mozart mit glühendem Kopfe und befahl kalte Umschläge.

Abermals trat lautlose Stille ein; aber die Wirkung der kalten Umschläge schien bald keine günstige. Sie erschütterten den Sterbenden so gewaltig .... daß er Bewegung und Sprache zu verlieren anfing.

Da blickte er noch einmal Süßmayer groß und bedeutungsvoll an .... und Süßmayer — getragen von diesem hoch=heiligen Momente am Sterbebette seines großen Lehrers — verstand den Blick. Schweigend ging er, holte die Partitur des Requiems, und hielt sie dem Meister vor.

Und Mozart schaute hinein und betrachtete sein erhabendstes Werk noch einmal mit feuchten Augen.

Als aber Süßmayer, der langsam umblätterte, an das Sanctus kam, blies Mozart, der nicht mehr sprechen konnte, die Wangen auf. *)

„Die Posaunen!" — sagte Süßmayer — „ich werde sie nicht vergessen!"

Dann ward er ruhig, — das Bewußtsein schwand. Süßmayer legte ihm die Partitur des geliebten Requiem an das Herz ....

*) Historisch.

Ein tiefer, tiefer Seufzer ..... ein Strecken des Körpers .... und .... **Wolfgang Amadeus Mozart war nicht mehr!**

Die Glocke schlug Mitternacht, — der 5. December 1791 und — — ein großes, herrliches Leben waren zu Ende! — — —

„Requiem aeternam dona eis Domine! et lux perpetua luceat eis.“

„Ewige Ruhe schenke ihnen, o Herr! und unvergängliches Licht erleuchte sie.“

„Te decet hymnus, Deus, in Sion, et tibi reddetur votum in Jerusalem.“

„Dich preiset die Hymne, o Gott, in Zion, und Gelübde werden dir erfüllt in Jerusalem.“

„Exaudi orationem meam, ad te omnis caro veniet.“

„Erhöre unser Gebet, alle Sterblichen erscheinen vor dir.“

„Requiem aeternam dona eis Domine! et lux perpetua luceat eis!“

„Ewige Ruhe schenke ihnen, o Herr! und unvergängliches Licht erleuchte sie!“

Ein Tag nachher.

Wenn im Sommer, bei andauernder Hitze, die ganze Natur matt und erschöpft aufseufzt; — wenn Baum und Busch und Blatt und Halm dürr und welk; die lechzende Erde in weiten Ritzen klafft und wochenlang kein Tropfen Regen von dem Himmel fällt; wenn dann, durch irgend ein böses Geschick, ein Funken das dürre Haidekraut erfaßt, so daß die Flamme mit einemmale, wie durch Zauber hoch-aufleuchtet, — dann wird sie mit der Schnelle des Gedankens, wie ein an der Erde hinlaufender Blitz, sich fortwälzen über unabsehbare Strecken — Gras und Kraut und Busch und Wald auf Stunden weit in wenigen Minuten mit einem Alles vernichtenden Feuermeere übergießend, so daß vor Schreck und Entsetzen alle Creatur erstarrt, bis das Staunen sich löst, und ein einziger herzzerreißender Schrei des Schmerzes zum Himmel dringt.

So war es, als sich am kommenden Morgen die Nachricht von Mozarts Tod in Wien verbreitete. Man wollte nicht glauben, daß der große Meister, der ja erst vor Kurzem das herrliche, ganz Wien entzückende Werk, „die Zauberflöte", geschrieben, gestorben sei: man wollte, man konnte es nicht glauben! Der Mann hätte ja noch so viel Schönes schaffen können und sollen! Den Mann hatte man ja eben erst recht kennen und schätzen gelernt; den Mann wollte man gerade jetzt aus seiner Verborgenheit herausziehen und belohnen für das, was er so Großes geleistet.

Und nun — nun war er todt! — Mozart todt! — eine der größten Zierden Wiens todt! Man frug sich selbst: wie es denn komme, daß man eigentlich jetzt erst Mozarts Verdienste anerkenne? „Idomeno," — „die Entführung aus dem Serail," — „Figaro," — „Titus," — „Don Juan," dies alles waren doch auch herrliche Schöpfungen; — — warum hatte man den vortrefflichen Mann doch im Leben nicht besser erkannt?! — — Reue und Schmerz waren aufrichtig .... aber .... sie kamen zu spät!

Nicht so bei den immer noch sehr zahlreichen sachverständigen Verehrern Mozarts und bei demjenigen Theile des Volkes, der ihn wirklich erst durch die „Zauberflöte" hatte kennen, schätzen und lieben lernen. Hier war der Schmerz rein und wahr und ungetrübt!

Man strömte von allen Seiten nach seiner Wohnung; die Freunde eilten bleich und entsetzt herbei; Diener in

reichen Livreen, gesandt von Baronen, Grafen und Fürsten, kamen, sich die Trauerkunde bestätigen zu lassen: — vor den Fenstern der Wohnung des Verstorbenen aber sammelten sich die Leute aus dem Volke schaarenweise. Sie plauderten nicht, — sie lispelten sich höchstens einzelne Worte zu, und starrten mit ernsten, von einem ehrlichen, tiefen Schmerze erfüllten Mienen und feuchten Augen hinauf — — nach dem Zimmer, in dem der jetzt so stille Mann ruhte.

Und hier lag noch immer Constanze über der Leiche ihres Gatten, sein kaltes liebes Antlitz in dem Schmerze der Verzweiflung anstarrend, küssend, mit Thränen überfluthend.

Vergebens suchte Sophie sie zu entfernen; vergebens bemühten sich die Freunde, sie zu sich selbst zurückzuführen. Constanze hatte nur einen Gedanken: Sie wollte mit ihrem Amadeus sterben!

Und — die Schmerzensscene mit blutendem Herzen anschauend — standen ernst und schweigend: Stadler, Süßmayer, Albrechtsberger und Hofer um das Todtenbett. Aber noch eine Person war leise in das Zimmer getreten und lehnte jetzt mit nassen Augen im Hintergrunde, ungesehen von Allen, an dem Ofen. Es war Lange. Aber er verweilte nur wenige Minuten; dann zog er einen Lorbeerkranz unter seinem Mantel hervor, legte ihn leise auf den nahestehenden Tisch . . . und entfernte sich wie er gekommen. Niemand hatte ihn bemerkt; Niemand hatte aber auch die Thränen gesehen, die aus Langes Augen auf den Kranz gefallen.

Und wie? trägt sich der Schmerz, der hier so viele Herzen zerreißt, nicht weiter?

Gewiß! — Wolfgang Amadeus Mozart gehörte der Welt! Noch an demselben Tage flog von Wien aus die Trauerkunde nach Süd und Nord, nach Ost und West. Nirgends, nirgends aber fand sie ein so schmerzliches Echo, als in Prag, — in Prag, das Mozart so sehr geliebt und geehrt.

Es war, als ob eine allgemeine Trauer über die Stadt verhängt worden wäre. Am schwersten freilich traf die Nachricht Bondini, seine Gattin, Duschek und die übrigen Freunde!*)

*) Sobald die traurige Nachricht bekannt geworden war, vereinigten sich sogleich aus freiem Antriebe sämmtliche Musiker des Theaters und alle Tonkünstler der Stadt zur Abhaltung feierlicher Exequien für den Verstorbenen. Man wählte zu dieser Feier, welche in der Pfarrkirche St. Nicolaus stattfand, ein Requiem von Rösler. Den Tag zuvor wurden die Einwohner Prag's durch gedruckte Anzeigen davon in Kenntniß gesetzt. Am Tage der Feierlichkeit selbst wurden eine halbe Stunde lang alle Glocken der Pfarrkirche geläutet. Fast die ganze Stadt strömte hinzu, so daß weder der sogenannte welsche Platz die Wagen, noch die fast für beinahe viertausend Menschen geräumige Kirche die Verehrer des Verklärten alle fassen konnten. In der Mitte der Kirche stand ein großartig beleuchteter Katafalk; zwölf Schüler des Gymnasiums, mit quer über die Schulter hangenden Flören und Fackeln in der Hand, standen um denselben her. Das von Strohbach dirigirte Orchester zählte hundertundzwanzig der ersten Tonkünstler. Diese Leute, von denen ein Theil zum erstenmale und zwar vom Blatte, die Ouvertüre zu Don Juan gespielt hatte, executirten die Todtenmesse mit einer Einmüthigkeit und einem Ausdrucke des Gefühls, welches eine ganze Stadt mit ihnen theilte. Als man um die ewige Ruhe dessen flehte,

Aber sie traf noch Jemanden; denn die Nemesis ruht nicht, und ihr ewig waches Auge durchschaut und straft heute wie vor Tausenden von Jahren den Uebermuth und das Unrecht der Sterblichen.

Schikaneder saß gerade in seinem eleganten Frühstückzimmer, und schlürfte mit Gemüthlichkeit seine Chokolade, als Chigot bleich und zerstört eintrat.

„Nun?" — frug der Director erstaunt — „was giebt es? — Ist ein Unglück passirt?"

„Ja, bei Gott!" — rief Chigot — „Mozart ist todt!"

„Todt?" — rief Schikaneder, und die Tasse zitterte so gewaltig in seiner Hand, daß er sie kaum noch niederzusetzen vermochte.

„Mozart todt? das ist unmöglich! todtkrank vielleicht .... er hat ja noch vor Kurzem die „Zauberflöte" selbst dirigirt!"

„Verzeihen, Ew. Gnaden" — warf hier Chigot ein — „das ist doch schon einige Wochen her. Wir gaben das Stück gestern zum sechsundzwanzigstenmale . . . . und Mozart dirigirte nur an den drei ersten Abenden selbst."

„Es ist wahr!" — sagte Schikaneder, und strich sich mit der Hand über die Stirne — „und ich habe in dem Drange der Geschäfte ganz vergessen, mich nach seinem Un-

---

der den Anwesenden so großes und edles Vergnügen bereitet hatte, flossen heiße Thränen der Freundschaft und Dankbarkeit. — Auf diese Art wurde Mozart's Andenken in seinem lieben Prag geehrt. Oulibicheff: I. Thl. S. 272.

wohlsein zu erkundigen. Also todt — — Mozart todt! ich kann es noch immer nicht fassen!" —

Und er sprang auf und ging — nachdem er Chigot durch ein Zeichen entfernt hatte — mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab. Eine sonderbare Unruhe hatte sich seiner bemächtigt. Der erste Gedanke, der ihn erfaßte, war: „Nun bist du seiner los, denn da du nichts Schriftliches mit ihm abgemacht hast, so kann dich Niemand zu einem Honorar für die Oper zwingen, noch dir die Partitur bestreiten!" Allerdings sagte ihm zu gleicher Zeit sein Gewissen, daß dies ein Schurkenstreich sei; indessen war er ja über diese Handlungsweise längst mit sich im Reinen und über alle Skrupel hinaus; Mozart's Tod erleichterte ihm nur die Ausführung.

Er nahm sich also vor: sich so viel als als möglich über dies Ereigniß hinauszusetzen, und — um jeder unangenehmen Berührung zu entgehen — auf einige Tage zu verreisen. Eben wollte er zu diesem Ende Chigot die nöthigen Befehle geben, als dieser eintrat und den Herrn Abt Stadler meldete.

„Bin nicht zu Hause!" — flüsterte Schikaneder dem Diener zu; aber schon war Stadler eingetreten.

„Herr Director!" — sagte Stadler, ohne viel Complimente zu machen — „ich komme in einer eben so wichtigen, als ernsten Angelegenheit zu Ihnen. Wollen Sie mir einige Worte im Vertrauen gönnen?"

„Sehr gern!" — entgegnete Schikaneder mit der Zuvorkommenheit eines Weltmannes, indem er den Abt

durch eine Handbewegung bat, auf einem Sessel Platz zu nehmen. — „Was wäre Ew. Hochwürden gefällig?“

„Sie wissen unstreitig!“ — sagte Stadler mit tiefem Ernste, der gegen das fast heitere Wesen des Directors scharf contrastirte, — „daß Mozart, — der große, herrliche Mozart, dem auch Sie so viel verdanken, diese Nacht verschieden ist.“

„Ja!“ — rief Schikaneder jetzt, und gab mit der Geschicklichkeit eines geübten Schauspielers seinem Gesichte rasch den Ausdruck schmerzlicher Verzweiflung. — „Leider! leider! habe ich die entsetzliche Kunde so eben vernommen. Mein lieber Herr Abt, — Sie glauben nicht, wie furchtbar mich dieser Schlag betroffen hat. Mozart war einer meiner liebsten, meiner besten Freunde! . . . . Ich verliere namenlos an ihm! . . . . O, was rede ich von mir . . . . die Welt, die ganze Menschheit verliert ja ihren schönsten Stern.“

„Es gereicht mir zur Genugthuung,“ — sagte hier Stadler, — „daß auch Sie den ungeheuren Verlust, den wir alle beweinen, so tief empfinden. Ich darf alsdann um so eher hoffen, daß Sie dem, was ich noch zu sagen habe, Gehör schenken und meiner Aufforderung nachkommen werden.“

„Und was ist das?“ — frug der Director, nicht ohne ein leichtes Zusammenziehen der Stirnfalten.

„Mozart ist also heute Nacht gestorben!“ — nahm Stadler das Wort wieder auf, — „nun hat es sich herausgestellt, daß — durch die längere Krankheit herbeige-

führt — seine Vermögensverhältnisse sehr reducirt sind. Es gebricht der Wittwe in der That an den nöthigen Fonds, um ihren Gatten nur anständig begraben lassen zu können. Ich komme also in ihrem Namen, wenn auch ohne ihr Wissen, zu Ihnen, Herr Director, mit der Bitte: der Unglücklichen wenigstens einstweilen einen Theil dessen zukommen zu lassen, was der Verstorbene an Sie für die Composition der Zauberflöte zu fordern hat."

„An mich zu fordern?" — rief Schikaneder mit der Miene des höchsten Staunens.

„Freilich!" — versetzte Abt Stadler — „und da Sie durch die Zauberflöte zu einem reichen Manne werden ...."

„Erlauben Sie," — sagte hier Schikaneder kalt und vornehm — „das ist meine Sache; ob es Ihre Sache ist, Herr Abt, an mich eine ganz ungegründete Forderung zu richten, weiß ich nicht. Haben Ew. Hochwürden vielleicht schriftliche Documente und Vollmacht?"

„Ja, Herr!" — rief jetzt Stadler, und es blitzte aus seinen Augen wie mit dem Schwerte eines Cherubs. — „Ja, ich habe Vollmacht! zwar keine schriftliche, — aber die Vollmacht, die mir Gott durch meine Freundschaft zu dem edlen Verblichnen — und — in Folge seiner ewigen Gerechtigkeit gibt. Ich kenne den Vertrag, den Sie in Beziehung auf die Zauberflöte mit Mozart abgeschlossen."

„Woher!" — fiel hier der Director dem Abte in das Wort — „woher wollen Sie einen solchen Vertrag kennen, der nie existirte?"

„Ich kenne ihn von Mozart selbst; schon dem Tode verfallen, hat er mir und seiner unglücklichen Gattin mitgetheilt . . . .“

„Narrheiten! Wie können Sie, als verständiger Mann, auf das Fiebergeschwätz eines Sterbenden gehen.“

Abt Stadler sah hier den Director so fest an, daß die ganze Gewandheit und Keckheit Schikaneders dazu gehörte, diesen Blick zu ertragen, dann sagte er:

„Ich bin nicht in der Stimmung, mich mit einem Manne, wie Sie, heute länger zu streiten — — ich habe auch wirklich keine schriftlichen Beweisstücke; . . . . aber ich habe geglaubt, bei Ihnen, Herr Director, den Mozart vom Untergang gerettet, — den seine Kunst auf den Gipfel des Glücks erhoben, — der diesem edlen Verstorbenen so unendlich viel, — — ja alles zu verdanken hat — — ich habe geglaubt, hier ein Herz zu finden. Jetzt frage ich Sie zum letztenmale bei Ihrer Ehre und Ihrem Gewissen: wollen Sie Ihre Verpflichtungen gegen die Familie des Heimgegangenen anerkennen und der unglücklichen Wittwe hülfreich die Hand bieten?“

„Ich habe keine Verpflichtungen!“ — rief Schikaneder leichthin, indem er dabei die Achseln zuckte — „aber ich will aus Großmuth und Menschenliebe der Wittwe hundert Gulden schenken.“

Stadler stand sprachlos. Eine Pause entstand.

„Ich danke Ihnen,“ — sagte der Abt endlich tief erschüttert und mit dem Ausdrucke einer unaussprechlichen Verachtung — „ich danke Ihnen im Namen der Wittwe

Mozarts für Ihre Großmuth. Ich kam nicht, ein Almosen zu erbetteln, — ich kam, um vor dem Richterstuhle Ihres Herzens und Ihres Gewissens eine gerechte Forderung geltend zu machen. Vor dem irdischen Richter, das weiß ich, ist sie — da der Verstorbene in edlem Vertrauen nichts forderte — ungiltig. So gehen Sie denn hin, mit Ihrem Mammon . . . . aber wahrlich, ich sage Ihnen, so wahr ein Gott über uns lebt: es wird kein Tag und keine Nacht mehr über Sie kommen, ohne daß Ihnen Ihr Gewissen Mozarts Leiche zeigen wird, Mozarts Leiche, über die sich verzweifelnd sein armes, unglückliches Weib wirft, — Mozarts Leiche, zu deren Füßen seine Waisen jammern und weinen! — Gehen Sie hin mit Ihrem Mammon; — ich selbst werde, im Verein mit den übrigen Freunden, für die Familie des Entschlafenen sorgen — — aber es müßte kein Gott im Himmel sein, wenn dieser ungerechte Mammon nicht unter Ihren Fingern wie Nichts zerrönne, so daß sie einst — der Schmach und dem Elende hingegeben — den heutigen Tag verwünschen werden, an dem Sie Ehre, Recht, Freundschaft und Treue in den Staub traten!"

Und, einen vernichtenden Blick auf Schikaneder schleudernd, drehte sich Abt Stadler verächtlich um, — und verließ das Zimmer.

Aber sonderbar! als ihm Schikaneder nachlachen wollte, konnte er nicht; das Lachen erstarb ihm im Halse, denn — er sah ganz deutlich vor seinen geistigen Blicken . . . . die Leiche Mozarts!

„Dummheit!“ — rief er entsetzt aus — „das sind die Folgen seines albernen Geschwätzes.“

Aber wunderbar! er mochte schimpfen, singen, trinken, spielen, selbst mit der schönen Cavaglieri kosen .... er mochte die Augen öffnen oder schließen .... sein Gewissen — durch Stadler aufgestachelt — zeigte ihm Mozarts Leiche. Und die Aufregung stieg, bis Schikaneder, vom Fieber geschüttelt, wie Ahasverus, in seinem Hause, im Theater, bei seinen Freunden herumlief und unaufhörlich rief:

„Mozart ist todt! sein Geist verfolgt mich; ich habe keine Ruhe mehr!“*)

Die Ruhe — wenigstens die äußerliche — fand sich mit der Zeit theilweise wieder. Schikaneders Gewissen war ja weit genug; — — aber sein Schlaf war hin, und oft, oft .... sah er noch in den langen, langen Stunden der Nacht die Leiche des hintergangenen Freundes.

Aber die Nemesis war damit nicht befriedigt.... Schikaneder erbaute ein neues Theater, das sogenannte Theater an der Wien, noch jetzt das schönste in der Kaiserstadt; — aber — die rächende Schicksalsgöttin hatte sein Haupt dem Untergange geweiht — — seine Finanzen geriethen abermals in Unordnung; doch jetzt war kein Mozart mehr da, ihn zum zweitenmale zu retten. Er wurde genöthigt, das von ihm erbaute Theater seinen Gläubigern zu überlassen — der fluchbeladene Mammon war

*) Geschichtlich.

unter seinen Fingern zerronnen, ... **und Schikaneder starb .... in Dürftigkeit und gänzlicher Geistesverwirrung!***)

Als der Abt Stadler mit schwerem Herzen wieder in das Sterbehaus eintrat, fand er die Freunde schon im unteren Zimmer in der Berathung begriffen: was Freundschaft und thatsächliche Menschenliebe hier zu thun habe, bis die allgemeine Achtung und Anerkennung gegen die Familie gesühnt, was sie theilweise gegen den großen Todten verbrochen. Und siehe! die Zukunft Constanzens und ihrer Kinder ward durch treue Herzen und edle Seelen gesichert.

Aber auch Constanze war unterdessen — ohne zu ahnen, was unter den Freunden geschehen — ruhiger in ihrem Schmerze geworden; und zwar hatten dies ein Paar Worte ihres kleinen Karl vermocht.

Als nämlich Constanze sich gar nicht von ihrem Schmerze und ihrer Verzweiflung aufraffen wollte, war Schwester Sophie in das Kinderzimmer gegangen, um nach den armen Kleinen zu sehen. Nun pflegen Kinder gewöhnlich in ihrer Unschuld und Befangenheit die Größe und Bedeutung eines solchen Verlustes nicht zu überschauen, und sind daher meist schnell getröstet. Dies war indessen bei dem kleinen Karl nicht der Fall, er hatte ja des Vaters tiefes Gemüth, und wenn er auch die volle Wucht des Unglücks, das ihn und die Seinen eben betroffen, lange nicht zu ermessen vermochte, so wollten sich

*) Historisch.

doch die schrecklichen Scenen der Nacht nicht so schnell aus seiner Seele tilgen lassen.

Still-traurig und in sich gekehrt saß daher das Kind da, als Tante Sophie in das Zimmer trat.

„Wo ist die Mama?“ — frug Karl.

„Drüben!“ — antwortete diese, und die gewaltsam zurückgehaltenen Thränen stürzten jetzt beim Anblick der Kinder in vollen Strömen über ihre Wangen — „drüben ist sie, bei dem Papa, und will mit ihm sterben.“

Aber diese Worte trafen das kleine Kinderherz wie ein Blitzstrahl. Eine Minute schwieg das Kind, dann glitt es mit den Worten: „das soll sie nicht, denn sie hat ja mich!“ von dem Stuhle herab und ging festen Schrittes in das Sterbezimmer.

Noch lag Constanze über der Leiche des so unaussprechlich geliebten Gatten, dessen starre Züge jenes friedliche Lächeln angenommen, das so oft mit dem Tode eintritt, als ob in jenem furchtbar ernsten Momente der Seele der erste Hauch ewigen Friedens entgegenwehte! Das Haupt des Verstorbenen aber umgab ein Lorbeerkranz. Es war derselbe, den Lange für den Freund unbemerkt hingelegt. Sophie hatte, als sie den Kranz fand, den stillen Schläfer damit geschmückt.

Die Scene war zu ergreifend, zu ungeahndet, — als daß sie nicht das Kind auf Augenblicke starr und scheu an den Boden gefesselt haben sollte. Aber es waren doch nur Minuten; dann schlich der kleine Karl zu seiner Mutter

heran, zupfte sie leise am Kleide und sagte mit seiner kindlichen Stimme:

„Mama! Du mußt nicht auch sterben wollen; sonst habe ja ich und mein Brüderchen gar keine Eltern mehr!“

Aber wie griff diese unschuldige, kindliche und doch so tief aus dem kleinen Herzen kommende Aeußerung in Constanzens Seele.

Langsam erhob sie, auf beide Arme gestützt, den Oberkörper; — ihr Gesicht war todtenbleich; — ihre Augen starrten weit geöffnet vor sich hin; — aber in ihrer Seele hallten des Kindes Worte wieder, und die Stimme Gottes — die Stimme der Natur — rief in ihrem Herzen: „Du bist nicht nur Gattin, Du bist auch Mutter!“

In demselben Momente kniete auch Sophie — die dem Knaben leise gefolgt war — vor ihr nieder und hielt ihr den Säugling hin. Karl aber sagte:

„Komm, Mama, Du hast ja noch uns — — sei unser“!

Da entfuhr der gequälten Brust Constanzens ein Schrei; — Thränen stürzten aufs Neue über ihre Wangen und ihre Kinder umarmend rief sie:

„Ja, ... ich will für Euch leben!“

Die Verklärung.

Auf dem Todtenacker vor der St. Marxer Linie bei Wien war ein neuer Grabhügel aufgeworfen werden: nicht da, wo die reichen, die vornehmen, die berühmten Leute begraben werden .... sonder neben, auf der Seite, bei den gewöhnlichen Menschenkindern; denn die Wittwe des Mannes, der hier von den Mühen und Sorgen des Lebens ausruhte, hatte nicht so viel Geld, um einen eigenen Platz auf dem Friedhofe anzukaufen oder gar ein Denkmal setzen zu lassen.

Aber der Mann da unten unter dem kleinen, niederen, unbeachteten Erdhügel, — er ruhte so still, so sanft, so friedlich, wie die Reichen dort unter den Monumenten und Epitaphien!

Und die erste Nacht, die auf den neuen Grabhügel sah, zog ernst, groß und feierlich am Himmel empor. Der Mond

sandte seine Strahlen freundlich auf die kleine Stätte des Friedens nieder, und sie küßten die neu aufgeworfene Erde mit heiliger Scheu und legten sich wie ein silbernes Bahrtuch darüber, als wollten sie ihn schützen den Hügel, der eine so kostbare Saat barg.

Und Baum und Busch, des Blätterschmucks beraubt, standen starr und traurig, und gespenstisch fuhr die scharfe Dezemberluft über all die zahllosen Gräber und rüttelte an den morschen Kreuzen und pfiff schauerlich um stolze, goldgezierte Monumente. Aber die stillen Schläfer hörten es nicht: nach langem, heißem Kampfe ruhten sie sanft und friedlich in dem Schoße der Mutter Erde.

Plötzlich aber näherte sich eine weibliche Gestalt dem neu aufgeworfenen Hügel. Ein langer, dunkler Mantel umhüllte sie, eine Kaputze von gleicher Farbe deckte ihr Haupt. Was kümmerten sie die Gräber alle mit dem schauerlichen Geheimnisse, das sie bargen; — was frug sie nach dem kalten Winde der sie umsauste; — was nach der Nacht, die, weit vorgerückt, alles Leben ringsumher längst eingesargt.

Nur ein Gedanke — nur ein Schmerz .... wild, leidenschaftlich, riesengroß .... schien sie zu erfüllen. Nur ein Grab unter all den Tausenden von Gräbern suchte sie; aber sie wußte es zu finden, denn sie hatte heute schon von ferne einen Sarg hineinsenken sehen, und dieser Sarg .... barg ihr Alles ... ihre Liebe!

Jetzt hatte sie den Hügel erreicht und mit dem herzzerreißenden Schrei — „Amadeus! mein Amadeus!“ sank

sie an ihm nieder. Und es wogte und stürmte der Schmerz in ihrer Brust, wie ein brandendes Meer; ihre Augen starrten thränenleer, aber sie schienen die Erde durchbohren zu wollen; — ihre Arme umschlangen den Hügel, — ihre Stimme rief den Theuren — aber aus dem kalten Brautbette des Todes ertönte keine Antwort!

O es gibt Schmerzen im Leben, die, wenn sie uns erfassen, dies Leben mit sich zu ziehen drohen in ihre unergründliche Tiefe; — Schmerzen, die — zumal bei leidenschaftlichen Menschen — mit solcher Wucht auf das Haupt des Betroffenen herabfallen, wie ein alles zerschmetternder Fels; — Schmerzen, die, wie ein scharfgeschliffenes Schwert mit einem einzigen Ruck den Faden des Lebens und alles irdischen Glücks durchschneiden!

Ein solcher Schmerz war es, der die an Mozart's Grab knieende verhüllte Gestalt durchbebte. Und sie krümmte sich lange in leidenschaftlicher Verzweiflung, . . . und ihre Verzweiflung bäumte sich auf gegen den Himmel wie eine Drohung, ja fast wie ein Fluch! — Da ertönte plötzlich, mitten durch die Nacht, ein Choral . . . ernst und doch milde, feierlich und doch das Herz warm und sanft umfassend. Es war der nächtliche Chorgesang der Mönche in einem nahen Kloster. Der Verhüllten aber, in der Exaltation ihres Schmerzes, war es . . . . als habe der Himmel sich geöffnet und seine Heerschaaren begrüßten eine heimkehrende Seele.

Und der Gedanke und die Töne erfaßten sie mächtig, und ihre Verzweiflung brach sich, wie wild aufschäumende

Wogen des Meeres an himmelaufstrebenden Felsen. Und die unbändige Leidenschaft ebbte nach und nach und löste sich in einen milden, in einen unendlichen Schmerz. Und aus den Augen der Verhüllten stürzten Thränen und sie weinte lange und bitterlich.

Aber endlich versiegten auch der Thränen Ströme, — sie faltete die Hände — und betete.

Da mit einemmale war es ihr, als wollten ihr die Sinne vergehen und als durchströme sie doch ein höheres Leben; — als sinke ein Schleier über ihre Augen und sie sehe dennoch; — als schlössen sich ihre Ohren jedem irdischen Klang, aber Ströme himmlischer Melodien durchzögen ihre Seele. Und gewaltiger und immer gewaltiger wurden die Accorde, als rauschten sie auf aus der Ewigkeit Tiefen, alle Himmel zu füllen, so weit die Unendlichkeit reiche. Und wie ihre Wellen immer mächtiger daher wogten, da zerfloß die Decke von Erde über dem Hügel, an dem sie kniete und eine lichte Gestalt hob sich leise . . . leise empor. Es war Mozart's Gestalt, nur verklärter, höher, herrlicher als sie ihn je gesehen. Und die Stirne des Meisters schmückte ein Lorbeerkranz, ein faltenreich Gewand umhüllte ihn, in seinen Armen ruhte eine goldne Lyra, seine Augen leuchteten in unaussprechlicher Seligkeit, ein entzückendes Lächeln belebte seine milden, edlen Züge, sein Haupt aber umgaben acht große flammende Sterne.

Und Seligkeit umfaßte die Knieende, und sie streckte ihre Arme nach ihm aus und rief voll Schmerz und Sehnsucht und Liebe „Amadeus!"... Aber wunderbar! ihr Ruf

klang, als sei er aus dem Herzen der ganzen Menschheit gekommen, die voll gleichem Schmerz und gleicher Sehnsucht und gleicher Liebe die Arme nach dem Scheidenden ausbreite. Denn ein Scheidender war der große Meister, da leichte Wölkchen ihn sanft hoben und allmählich nach oben trugen. Und doch lächelte er mild der Erde zu und den Lieben, die sie trug, und von seinen Lippen flossen die Worte:

„Ich bleibe bei euch, in meinen Werken!"

Und wie er das sprach, stand eine hohe entzückende Gestalt — die edle, die göttliche Tonkunst — neben ihm, und ihre Hand auf seine Schulter legend, rief sie mit strahlenden Blicken:

„Sei willkommen, Meister, im Reiche des Geistes! Die Beschwerden deines Weges sind groß gewesen: unzählbar und fast über die Kräfte eines Sterblichen gehend, waren die Schöpfungen, die deinen Fleiß, deine Beständigkeit, deine Größe bewährten. Du hast sie überwunden, ... überwunden der Erde Prüfungen. Ruhm und Ehre, dir, dem unerschrockenen Bekehrungsboten; — Friede! dem müden Wanderer. Gehe ein in den Tempel ewigen Ruhmes, du, der Unsterblichkeit würdiger Sohn!"

Und als die Gestalt diese Worte gesprochen, da flammten die Sterne um sein Haupt höher auf und sie strahlten die Namen seiner sieben großen Opern und seines Requiems.

Und wie mit Donnerton jauchzte es von der Erde auf:

„Dank, Dank dir, unsterblicher Meister!“

Und wie mit Donnerton jauchzten die noch fernen, noch kommenden Jahrtausende im Echo nach:

„Dank, Dank dir, unsterblicher herrlicher Meister!“

Und höher und höher — den Sternen zu — trugen ihn die lichten Wölkchen, bis alles — alles — in einem einzigen Glanzmeere zerrann, — in einem einzigen großen, göttlich erhabenen Accorde! — — —

Als die am Grabe Knieende wieder zu sich kam, war es Morgen. Still vor sich hinlächelnd verließ sie den Friedhof; aber... es währte nur wenige Tage und sie kehrte zu ihm .... auf immer zurück.

Ende des sechsten und letzten Theils.

Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.

